

Herausgegeben von der Historischen Landeskommission für Steiermark

MITTEILUNGSBLATT DER  
KORRESPONDENTEN DER  
HISTORISCHEN  
LANDESKOMMISSION  
FÜR STEIERMARK



Herausgeber:  
Robert F. Hausmann

Heft 9  
GRAZ 2007





Herausgegeben von der Historischen Landeskommission für Steiermark

MITTEILUNGSBLATT  
DER  
KORRESPONDENTEN  
DER  
HISTORISCHEN  
LANDESKOMMISSION  
FÜR  
STEIERMARCK

Festgabe für  
em.Univ.-Prof. Hofrat Dr. Othmar Pickl  
zum  
80. Geburtstag

Herausgeber:  
Robert F. Hausmann

Heft 9  
GRAZ 2007

Die Herausgabe dieser Veröffentlichung erfolgt ohne wirtschaftliche Gewinnabsicht, sondern vielmehr im Sinne der in den §§ 1 und 2 der Statuten der Historischen Landeskommission für Steiermark festgelegten wissenschaftlichen Aufgaben

Umschlagbild:

Wallfahrtskirche Maria Schüsserlbrunn mit Hochlantschspitze,  
erbaut 1882 nach Plänen von Arch. Mirkowitsch, Graz.  
Tusch-Feder-Zeichnung von Gert Christian (2007)

Graz 2007. Alle Rechte vorbehalten

Die Autoren der einzelnen Beiträge vertreten persönlich deren Inhalte.

Ohne schriftliche Genehmigung der Verfasser ist es nicht gestattet, Teile des Werkes unter Verwendung mechanischer, elektronischer und anderer Systeme in irgendeiner Weise zu verarbeiten. Insbesondere sind die Rechte der Vervielfältigung einzelner Teile des Werkes auf fotomechanischem oder ähnlichem Wege, der tontechnischen Wiedergabe, des Vortrages, der Funk- und Fernsehendung oder anderweitiger Bearbeitung den Verfassern vorbehalten

Selbstverlag der Historischen Landeskommission für Steiermark, Graz, Karmeliterplatz 3 (Archiv)

ISBN 978-3-901251-31-3

Druck: Medienfabrik Graz

# Inhaltsverzeichnis

<i>Gert Christian</i> , Die Breitenau, Marktgemeinde am Fuße des Hochlantsch .....	7
<i>Gottfried Allmer</i> , Die Orgeln der Basilika Mariazell .....	15
<i>Herbert Blatnik</i> , Sulmtal, Ennstal, Sausal – aus dem Lebenswerk des Volksschriftstellers Karl Reiterer .....	45
<i>Renate Brodschild</i> , Kindheit auf der Pirkerhube. Lebenserinnerungen aus der Zwischenkriegszeit auf der Stolzalpe .....	56
<i>Gert Christian</i> , Die keltischen, gallo-römischen und römischen Kult- und Tempelanlagen am Frauenberg bei Leibnitz .....	62
<i>Ludwig Freidinger</i> , Stift Vorau – Siegel und Wappen .....	68
<i>Rudolf Grasmug</i> , Joseph Steiner-Wischenbart und Feldbach .....	77
<i>Bernhard Hebert</i> , Die Historische Landeskommission für Steiermark und die Archäologie .....	93
<i>Fritz Huber</i> , Die Frage der Wasserversorgung in ihrer historischen Dimension. Skizziert am Fallbeispiel Hartberg .....	98
<i>Johann Huber</i> , Vom Wolfhoff zum Stierhof .....	102
<i>Johann Huber</i> , Der Seibersdorfer Dorfbrunnen .....	105
<i>Johann Huber</i> , Neue Funde im alten Speicher .....	106
<i>Johann Huber</i> , Ein altes Geschäftshaus – neu belebt .....	108
<i>Johann Huber</i> , Von der Zisser- zur St. Hubertus-Kapelle .....	110
<i>Markus Jeitler</i> , Zur Bau- und Forschungsgeschichte der Hartberger Stadtpfarrkirche .....	113
<i>Karl Albrecht Kubinzky</i> , Notizen zur Geschichte der Freimaurerei in Graz .....	119
<i>Hermann Kurahs</i> , Liste der Juden in Radkersburg im Mittelalter .....	124
<i>Ernst Lasnik</i> , Sensen aus Kainach .....	139
<i>Ernst Lasnik</i> , Zum Ende des Kohlenbergbaues im Köflach-Voitsberger Kohlenrevier .....	143
<i>Franz Mandl</i> , Dachstein-Almen für das bronzezeitliche Hallstatt .....	151
<i>Norbert Müller</i> , Das Diözesanarchiv der Diözese Graz-Seckau .....	157
<i>Ursula Schachinger</i> , Ein Überblick über den antiken Münzumschlag in der Steiermark .....	163
<i>Christa Schillinger</i> , Weihnachten 1945 – ein berührendes Zeitdokument .....	176
<i>Wilma Elsbeth Schmidt-Högl</i> , „... Von dem Herrn Prinzipallen seiner Reise nach Engelland ...“. Ferdinand von Thinnfelds Reise 1816 bis 1818 .....	179

<i>Franz Josef Schober</i> , Neue Brücke – alte Überfuhr. Zeitgeschichtliche Notizen anlässlich der Eröffnung einer neuen Grenzbrücke .....	204
<i>Bernhard Schweighofer</i> , Franz Fuchs der Jüngere (1902-1988) .....	208
<i>Gottfried Schweizer</i> , Das Wappen der Stubenberger oder Wie sieht eine Wolfsangel wirklich aus? .....	211
<i>Leopold Toifl</i> , Vom Soldatenhaus zur Kaserne. Zur Geschichte der Grazer Militärunterkünfte .....	215
<i>Wolfgang Wieland</i> , Die Kalvarienberganlage in Murau .....	228
<i>Wolfgang Wieland</i> , St. Matthäus-Pfarrkirche Murau mit neuem Aussehen .....	232
<i>Wolfgang Wieland</i> , Der Murauer Kirchturm. Ein steirisches Denkmal der besonderen Art .....	234
<i>Renate Brodschild</i> , Bericht über die Tätigkeit im Bereich Murau .....	235
<i>Meinhard Brunner</i> , Die <i>Sammlung</i> und Edition mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Inschriften der Oststeiermark in den Jahren 2002 bis 2007 .....	237
<i>Gert Christian</i> , Bericht über die Tätigkeit im Bereich Leibnitz 2003 bis 2007 .....	241
<i>Volker Hänsel</i> , Bericht über die Tätigkeit im Bereich Trautenfels .....	243
<i>Josef Hasitschka</i> , Almforschung im Gesäuse .....	247
<i>Josef Hasitschka</i> , Waldgeschichte im Gesäuse .....	251
<i>Fritz Huber</i> , Bericht aus dem Tätigkeitsbereich Hartberg .....	255
<i>Johann Huber</i> , Tätigkeitsbericht Bereich Grafendorf 2002 bis 2006 .....	259
<i>Alois Leitner</i> , Bericht über die Tätigkeit im Bereich Hohentauern .....	263
<i>Ernst Lasnik</i> , Bericht über die Tätigkeit im Bereich Köflach-Voitsberg .....	265
<i>Andrea Menguser</i> , Kumberg. Das Werden einer Kulturlandschaft .....	269
<i>Ursula Schachinger</i> , Tätigkeitsbericht 2000 – 2004 .....	271
<i>Christa Schillinger</i> , Bericht über die Tätigkeit im Bereich Straden (Bezirk Radkersburg) .....	272
<i>Horst Weinek</i> , Bericht über die Tätigkeit 2000 – 2006 .....	274
<i>Wolfgang Wieland</i> , Bericht über die Tätigkeit im Bereich Murau .....	277
Die KorrespondentInnen der Historischen Landeskommission .....	279
Publikationen der Historischen Landeskommission für Steiermark .....	282

# Die Breitenau, Marktgemeinde am Fuße des Hochlantsch

von Gert Christian

## Geologie

Am Nordrand des Grazer Berglandes, an der Schnittlinie zur Grauwackenzone der Obersteiermark liegt ostwest gerichtet das Breitenauer Tal, im Süden begrenzt vom Gebirgsstock des Hochlantsch (1.722 m) und im Norden von den Fischbacher Alpen mit dem Rennfeld (1.630 m) und dem Hochschlag (1.582 m). Die Entwässerung erfolgt nach Westen zur Mur.

Der Korallenfels des Hochlantsch stammt aus dem Devon und liegt auf den jüngeren Gebirgssockeln aus dem Mesozoikum, in denen vielfältige abbauwürdige Mineralien vorhanden sind.

## Chronik

2. Jh. n. Chr. Rund 30 geborgene römische Münzen (um 1925 an das Joanneum gelangt) belegen eine kleine Siedlung am Ende des Tales in Mautstatt an der Mur. Ein Saumweg führt durch das Tal ostwärts bis ins Feistritztal. Der Talboden ist stellenweise versumpft.
- 7.-10. Jh. Slawische Einwanderer besiedeln das Tal und hinterlassen zahlreiche Berg-, Flur- und Hofnamen: Lantsch, Gräbisch, Lamm(eck), Strass(egg), Fries(kogel); Feisterer(graben), Gabraun, Pretsch(graben), Rass(graben) Roß(graben); Andler, Lammer, Lohitzer, Prietl, Prietlammer, Starhant, Wöllinger, etc.
- 11./12. Jh. Das Gebiet der Gemeinden Breitenau und Pernegg gehört zur Grafschaft Leoben und zur Urfarre St. Michael. Das Geschlecht der Hochfreien von Trevesse (Traföß, Gemeinde Pernegg) erlischt um 1165. Die Ministerialen von Steier-Pernegg beerben sie.
- 1147 nennt sich ein Pernegger (?) Pernger von Praitenove.
- 1160 wird ein Otto von Pernegg (Burg) erstmals genannt. Die Pernegger, aus dem Chiemseegebiet stammend, siedeln Bauern im feuchten Talboden der Breitenau auf der Sonnenseite an: Pichler im Schlag, Brunner, Ebner, Zechner, Leitner. Die breite Aue lag im Bereich St. Jakob (605 m). Am Strassegg wird nach Gold geschürft.
- um 1230 entsteht eine erste romanische Saalkirche am Kirchplatz St. Erhard. Den Namen Erhard (Heiligsprechung 1052) führten einige Pernegger. Der frühest genannte Bauer im Breitenauertal „an der langen Wiese“ ist der noch heute bestehende „Langwieser“ im Gabraun.
- ab 1350 wird der Goldabbau wirtschaftlich immer unrentabler. Am Strassegg werden nun auch Silber (kommt zusammen mit Bleiglanz vor) und Arsen (Arsenkies) gewonnen.
- 1359 Das Bergregal am Strassegg (nachmals Zuckenhut) geht von den Herren von Ort (Herrschaft Wachsenegg) an die Habsburger über.
- ab ca. 1360 wird die Erhardkirche von der Wiener Hofbauhütte im Stil der Hochgotik vergrößert und erhält um 1390 eine vollständige Ausstattung mit Glasfenstern aus der Wiener Herzogswerkstatt.

- 1396 werden Wallfahrten aus Wien nach St. Erhard testamentarisch gelobt.
- 1400 An der Weggabelung ins Mürztal wird die St. Jakobs Kirche als flach gedeckter, turmloser Saal mit Stufenportal und gewölbtem Chor im gotischen Stil erbaut. Die erhaltenen sechs gotischen Glasscheiben und das Vera Ikon Fresko stammen aus der Erbauungszeit.
- um 1420 beginnt man einen Turmbau an der Erhardkirche, der erst um 1735 fertig gestellt werden kann.
- um 1450 Im Breitenauertal bestehen kleine Betriebe, die Eisen aus der Gasen, dem Nachbartal, verarbeiten.
- 1460/70 Die Jakobskirche erhält ihr Weltgerichtsfresko.
- 1480/90 In der Erhardkirche wird das spätgotische Kruzifix, vermutlich am Triumphbogen, aufgestellt.
- um 1495 ist Peter Kornmesser aus Bruck einer der Gewerken am Zuckenhut. (Hans Zuckenhuet war um 1420 Bergrichter des Semriacher Distriktes. Da das Berggericht noch vor 1450 in die Breitenau verlegt worden ist, blieb der Name am Strassegg erhalten – Zuckenhutgraben.)
- 1502 In Pernegg gibt es eine Pfarrschule.
- 1505 Am Zuckenhut wird ein „Ofen für Gold- und Silbererzeugung“ (zum Ausschmelzen von sogenanntem goldigem Silber) errichtet. Wahrscheinlich ist auch schon ein Sublimierofen für die Arsenikerzeugung (Hüttrauch) im Betrieb.
- 1512 Kaiser Maximilian I. überschreibt das Hüttrauchmonopol an Leonhard Muerer aus Knittelfeld, dessen Familie es bis 1563 inne hat.
- 1558 Die Breitenauer Eisenerzgruben, die seit einigen Jahrzehnten bestehen, werden vom Vordernberger Amtmann C. Moosham als nicht wirtschaftlich begutachtet.
- 1567 Für die im Tal bestehenden Eisenabbaue und Eisenhämmer und für die Breitenauer Erzeugnisse gibt es bereits Handels- und Mautbefreiungen. (Mautstatt an der Mur, Gemeinde Pernegg.)
- 1583 erhält der Judenburgener Handelsherr B. Heinricher eine Konzession für ein Hammerwerk im Roßgraben.
- um 1590 geht der Arsenik-Bergbau mit Gewerken zu Ende. Bauern betreiben aber den Abbau bis um 1830 in kleinstem Maße weiter.
- 1617 Der Mesner in der Breitenau wird als Lehrer und Kirchenkantor genannt.



*Erhardkirche, Langhaus und Chor  
1360/70, Turm 1735 (Zeichnung:  
G. Christian, 1990)*

1629 wird für Johann Thomas Cassinedi und die Herrschaft Pernegg ein neues Urbar angelegt, in dem im Amt „Praitenau“ und im Amt „Puxbaum“ die ältesten genannten Breitenauer Untertanen verzeichnet sind.

1635 geht die 50jährige Hammerwerkskonzession im Roßgraben an den Pernegger Schlossherrn Cassinedi, Hofkammerrat bei der innerösterr. Regierung, über. Das groß ausgebaute Hammerwerk (heute Platz der Schafferschen Gutsverwaltung) bleibt 88 Jahre lang im Besitz der Herrschaft Pernegg.

1647 kauft der Leobener Roheisenverleger Th. Hutegger eine Schmiede neben dem Cassinedischen Hammerwerk und baut diese zu einem Sensenhammer aus.

ab 1650 nehmen die Erhardi- und Leonhardi-Wallfahrten in St. Erhard derart zu, dass die Kirche zu klein wird und nun in fast jedem Jahrzehnt bis um 1750 barocke Vergrößerungen und Umbauten der Einrichtung erfolgen.

1680 Erste Vergrößerung der Jakobskirche: Über den Grundmauern des Karners wird die Sakristei und die nördliche Seitenkapelle errichtet.

ab ca. 1690 fungiert die Wallfahrtskirche St. Erhard als Geldleihinstitut für einheimische und fremde Schuldner mit feststehendem Zinssatz zu 4 % und Rechnungsabschluss am 29. April, ab 1836 am 31. Dezember (aufgelassen 1858).

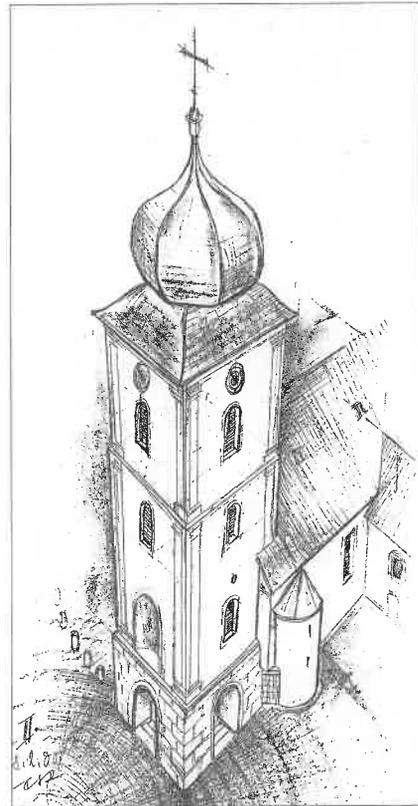
Erschließung der Bergregionen durch Anlage höher gelegener Bauernhöfe. Aus der Zahl der Bauernsöhne rekrutieren die Gewerken ihre Facharbeiter.

1713 Zweite Vergrößerung der Jakobskirche: Die südliche Nikolauskapelle wird angebaut, die gotische Flachdecke des Langhauses, die gotischen Fenster und das Westportal werden abgetragen und über einer neuen offenen Vorhalle ein massiver Westturm mit Zwiebelhaube aufgerichtet. Die Glocke aus den Jahren 1450/60, von Hans Mitter in Judenburg gegossen, bleibt erhalten.

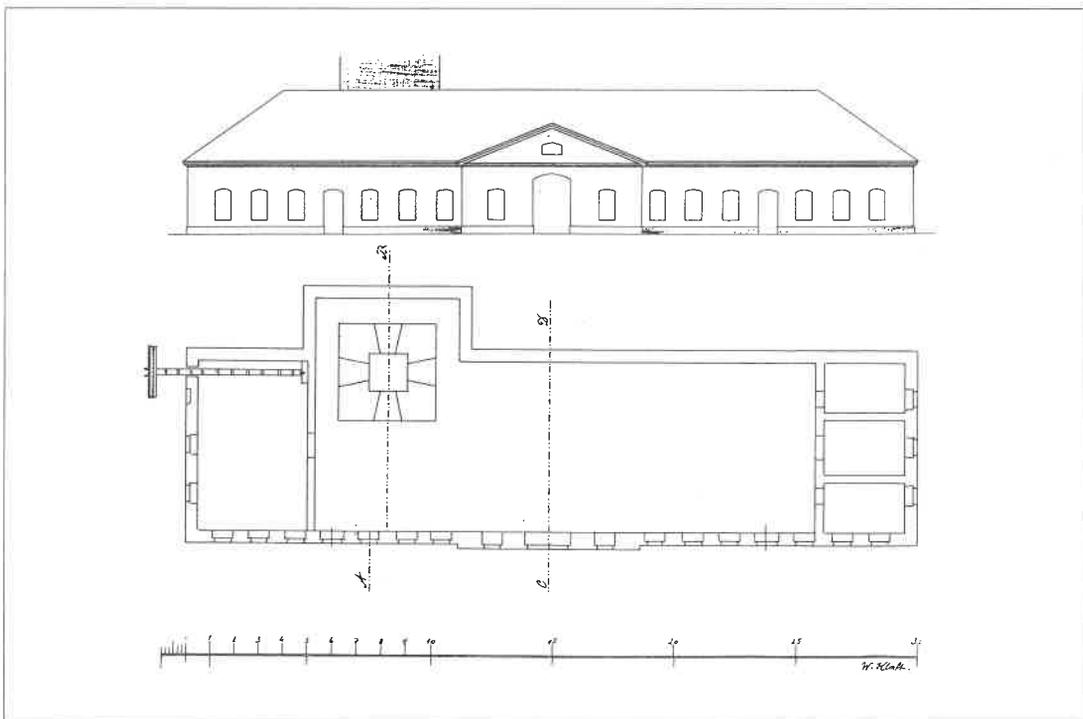
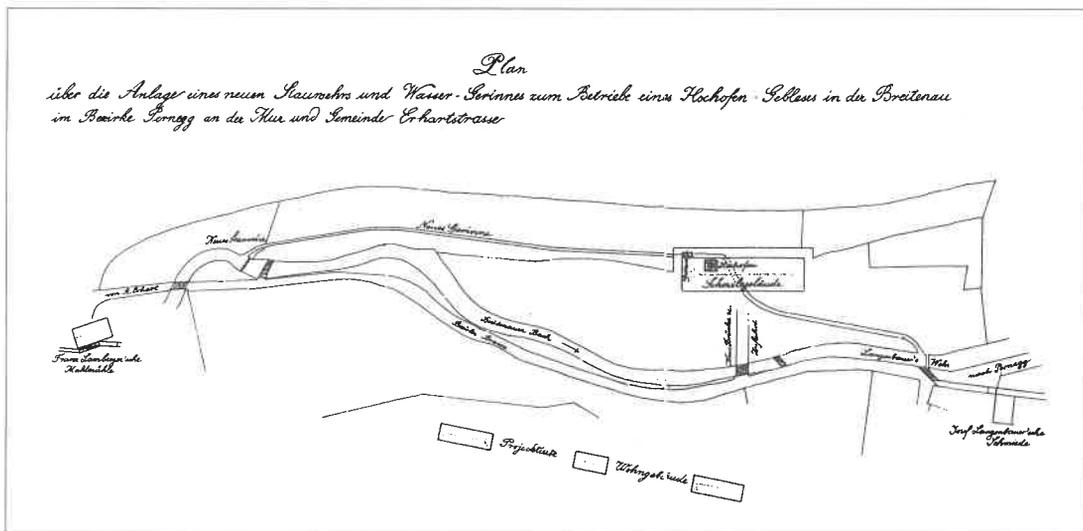
Einer Aufstellung aus dem Jahr 1713 ist zu entnehmen, dass sich kleine Eisen verarbeitende Werkstätten über das ganze Tal verbreitet haben: Mehrere Huf- und eine Nagelschmiede, ein Blechhammer, ein Zainhammer, ein Sensenhammer und ein größeres Hammerwerk.

1723 übernimmt Ferdinand Egger das Pernegger Hammerwerk im Rossgraben. Die Familie führt dieses bis zum Staatsbankrott 1811.

1744-46 Philipp Jakob Straub schafft den Hauptaltar für die Erhardkirche.



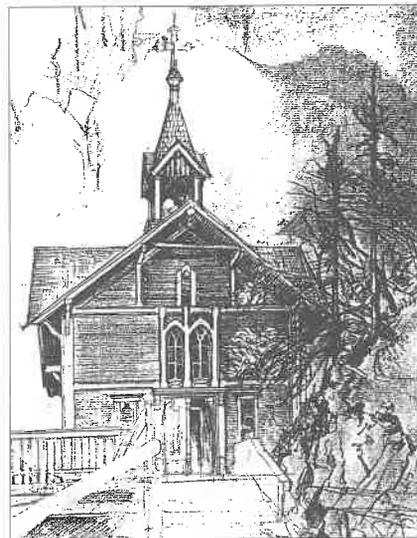
*Kirchturm (1713) der Jakobskirche  
(Zeichnung: G. Christian, 2000)*



*Plan über die neu zu bauende Eisenschmelz des Herrn Johann Schatzl in der Breitenau im Bezirk Bernegg. Bruck den 16. August 1846, Karl Littmann, Bürgerl. Baumeister (Original im StLA, OBG Leoben L-I-1846, Zl. 5070)*

- 1749/50 Die Breitenau erhält mit Jakob Gottal ihren ersten Pfarrer, nachdem bisher Vikare von Bruck und der Pfarrer von Pernegg den Sprengel betreuten; Pfarrkirche wird die Jakobskirche. Die Erhardkirche bleibt Wallfahrtskirche.
- ab 1752 wirkt ein Schulmeister in der Pfarrschule Breitenau.
- 1754 wird neben der Erhardkirche ein Bauernhaus als Pfarrhof eingerichtet. Ein pfarrliches Armeninstitut wird zwischen St. Erhard und St. Jakob gebaut (abgebrochen 1952).

- 1769 wird in der Jakobskirche der Hochaltar des Veit Königer mit dem Altarbild des Joseph A. von Mölck geweiht.
- 1777 Ortsbrand in St. Erhard. Das Kirchendach fällt brennend herab. Die wertvollen Glasfenster werden dadurch bis auf wenige Reste zerstört.
- 1778 Anna Laimberger, eine Großmutter von Karl Morrè, Tochter des Breitenauer Bäckermeisters Michael Laimberger und der Anna Knapp, wird am 20. April getauft.
- 1780 wird in St. Jakob ein erstes Schulhaus aus Holz gebaut, das 1787 abgebrochen und in Stein neu erbaut wird.
- 1823 Josef I. Schaffer, Gewerkensohn aus Obdach, kauft das verschuldete Sensenwerk im Roßgraben von den Erben der Familie Zeillinger und vom Zwischenbesitzer Joh. Huber.
- 1826 wird die Erhardkirche zur Pfarrkirche erhoben. Die Jakobskirche ist seither Filiale.
- 1832 Bau der „Schaffer Kapelle“ im Roßgraben.
- 1833 wird in Erhardstraße eine private Notschule errichtet. Sie wird 1869 eine einklassige öffentliche Schule und 1976 aufgelassen.
- 1834-42 Bau des spätklassizistischen Schafferschen Gewerkenhauses und Aufbau des neuen Sensenwerkes im Roßgraben.
- um 1840 entsteht zwischen St. Jakob und St. Erhard ein kleines privates Eisenwerk, „Marienhütte“, bzw. „Auf der Schmelz“ genannt, mit Röstöfen, einem Hochofen und einer Gießerei. Das Erz, Brauneisen und Spateisen, wird am „Breitenauer Arzberg“ gegenüber von St. Jakob und unter den Steilhängen des Hochlantsch gefördert.
- 1847 gründen drei „auswärtige“ Gewerken die Breitenauer Eisengewerkschaft, kaufen die Marienhütte und führen das Werk mit wechselndem Erfolg bis 1869. Zahlreiche Bauern verkaufen ihren Grundbesitz an die Gewerkschaft.
- 1849/50 wird die Gemeinde Breitenau mit vier Katastralgemeinden eingerichtet und von Pernegg getrennt.
- 1867 wird die Magnesitlagerstätte in der Breitenau entdeckt.
- 1869 kauft Josef II. Schaffer den „Arzberg“, die Wälder, die Grundstücke und Gebäude, also den gesamten Komplex der Eisengewerkschaft auf und schafft damit die wirtschaftliche Grundlage für die heute bestehenden Schaffer'schen Betriebe (Sattler-Werke) und den Großgrundbesitz.
- 1869 Die Pfarrschule in St. Jakob wird in eine öffentliche Gemeindeschule übergeführt.
- 1873 wird die Marienhütte geschlossen und abgebrochen.



*Wallfahrtskirchlein Schüsslerbrunn,  
erbaut 1882 in den Nordhängen des  
Hochlantsch in 1.363 m Seehöhe  
(Zeichnung: G. Christian 1989)*



*Schaffer-Werke, rechts die 1958 abgetragenen Sensenhammergebäude (Ansichtskarte, um 1930)*

- 1881 Der deutsche Kaufmann Carl Spaeter prospektiert Magnesit an der Südseite des Breitenauer Arzberges auf Schaffer'schem Grund.
- 1882 Bau der Wallfahrtskapelle Schüsserlbrunn in den Nordhängen des Hochlantsch.
- 1887 Anna Schaffer heiratet den für das steirische Museumswesen bedeutend gewordenen Professor Karl Lacher, ab 1891 in Graz Direktor des Kunsthistorischen und Kunstgewerbe-Museums. Er veranlasst die Übergabe zahlreicher Eisenvotive des Leonhard-Kultes aus der Erhardkirche, die sich heute im Volkskundemuseum befinden.
- 1888 wird in St. Erhard das erste Postamt eröffnet.
- 1890/91 Abschluss von Magnesit-Abbauverträgen zwischen C. Spaeter und der Schaffer'schen Gutsverwaltung.
- 1893 erhält die einklassige Volksschule in St. Jakob einen Zubau mit zwei weiteren Klassenzimmern.
- 1897 gründen 13 Bürger den Vorschusskassenverein für die Pfarrgemeinde Breitenau nach dem Vorbild von Raiffeisen mit Sitz in St. Erhard. Gründung der Freiwilligen Feuerwehr St. Jakob, Obmann Josef III. Schaffer.
- 1905 Auflassung der Schaffer'schen Sensenwerke im Roßgraben. Umwandlung in ein betriebseigenes Sägewerk.
- 1905/06 Beginn des Magnesitabbaues und Errichtung der ersten Schachtöfen der Veitscher Magnesitwerke AG.
- 1907 Bau der ersten „Personalhäuser“ für zugewanderte Industrie-Facharbeiter.
- 1909 Ein erster praktischer Arzt wird als Werksarzt in der Breitenau ansässig.
- 1911 wird eine erste Wasserleitung für St. Jakob gebaut.

- 1912/13 Neubau einer vierklassigen Volksschule in St. Jakob. Bau der elektrischen, 10 km langen Schmalspurbahn Mixnitz–St. Erhard für Lasten- und Personenverkehr.
- 1913 Bau eines Rüsthauses für die Freiwillige Feuerwehr St. Jakob.
- um 1918 Auflassung und Abbruch des Kalkbrennofens an der Einmündung des Wöllingerbaches.
- 1919 Eröffnung des Postamtes in St. Jakob.
- 1920-1930 Als Folge wirtschaftlicher Stagnation blüht das gesellige und politische Vereinswesen. Zu den elf vor 1919 bestehenden Vereinen kommen in diesem Zeitraum 26 dazu.
- 1931 baut der „Deutschvölkische Turnverein Breitenau“ ein Mehrzweck-Vereinsheim in St. Jakob (1943 abgebrannt, 1979/80 Neubau als Vereinsheim des Sportvereines Breitenau).
- 1936 Erstes großes Hochwasser im 20. Jh. in der Breitenau.
- 1938 Eine erste Autobusverbindung Breitenau–Bruck an der Mur wird eingerichtet.
- 1939-1944 besteht erstmals ein Kindergarten.
- 1945 Kriegsende: Die Frontlinie verläuft am 8. Mai bereits am Strassegg.
- 1949 Umwandlung des Vorschusskassenvereines in Raiffeisenkasse Breitenau und Verlegung des Sitzes nach St. Jakob (seit 1976 registrierte Genossenschaft mit unbeschränkter Haftung).
- um 1950 wird eine tägliche Autobusverbindung von Bruck an der Mur über die Breitenau bis Pöllau eingerichtet, die 40 Jahre Bestand hat.
- 1952/53 Bau der Hauptschule in St. Jakob.
- 1954 Bau des Gemeinde-Amtshauses in St. Jakob.



*St. Erhard (Ansichtskarte, um 1920)*



*St. Jakob, rechts von der Kirche die 1965 abgetragenen drei alten Schulhäuser (Ansichtskarte, um 1950)*

- 1958 Ein verheerendes, mehrtägiges Hochwasser zerstört die gesamte Infrastruktur im Tal, sowie uralte Bauernhöfe.
- 1964 Neubau der Volksschule in St. Jakob.
- 1966 Einstellung des Personenverkehrs auf der Schmalspurbahn.
- 1968 Die letzte Brand-Rodung für die Aussaat von Brandkorn, eine uralte Form der Bodennutzung, die über ein Jahrtausend hier Brauch war, wird durchgeführt. (Damit verschwanden wieder alte Bräuche, z. B. der Korntragertanz mit der „Habergoas“, der in den Bauernhöfen im Herbst gefeiert wurde.)
- 1969/70 Errichtung einer MgO-Demonstrationsanlage der Veitscher Magnesit AG zur Produktion von hochreinem Magnesiumoxid. Seit 1982 eine vollautomatisierte Produktionsstätte der Firma Magnifin für MgO.
- 1972 Beginn des Ausbaues des Abwasserkanalsystems, ausgelegt für 3.200 Einwohner.
- 1973 Inbetriebnahme einer groß ausgelegten Gemeindewasserleitung.
- 1976 wird ein Gemeindekindergarten eingerichtet.
- 1980 Eröffnung des Gemeinde-Hallenbades in St. Jakob.
- 1982 Inbetriebnahme der Gemeinde-Kläranlage in Schafferwerke.
- 1989 Feiern zur Markterhebung.
- 2000 Nach einem rapiden Bevölkerungsrückgang (fast 600 Personen im letzten Jahrhundertviertel) hat die Gemeinde knapp über 2.000 Einwohner.
- 2006 Das Werk Breitenau des RHI Veitsch-Radex-Konzerns feiert, als größter Magnesitlieferant Europas, sein 100-jähriges Bestehen.

# Die Orgeln der Basilika Mariazell

von Gottfried Allmer

## Geschichtlicher Überblick

Es war im Dezember des Jahres 1157, als sich Mönch Magnus vom Benediktinerstift St. Lambrecht auf den Weg machte, um die Seelsorge im Klosterbezirk nördlich von Afenz zu übernehmen. Drei Tage vor Weihnachten schien ihm ein Felsen den Weg zu versperren. Auf wundersame Weise gelang es Magnus, sein Ziel zu erreichen. Bald hatte er jene Anhöhe erreicht, auf der er seine mitgebrachte Marienstatue niederstellen und mit dem Bau einer Zelle beginnen konnte.

Einer Weisung des hl. Wenzel gemäß begibt sich um 1200 Markgraf Heinrich von Mähren zu dieser „Marienzelle“, wo er von seinem schweren Leiden befreit wird. Nun baut man über die Zelle eine romanische Kirche.

Als König Ludwig von Ungarn 1364 einem übermächtigen feindlichen Heer gegenüber steht, kann nur noch außernatürliche Kraft zum Sieg verhelfen. Es folgt der gotische Ausbau der gesamten Kirche, einschließlich des heutigen Mittelturms.

In der Gegenreformation wird Mariazell endgültig zum Reichsheiligtum der Habsburger. Damit ist auch die barocke Erweiterung der Wallfahrtskirche verbunden.<sup>1</sup> Das dreischiffige gotische Langhaus mit der Zelle (Gnadenkapelle) wird barockisiert und erweitert, der gotische Chor aber abgetragen und mit einem mächtigen Kuppelbau neu gestaltet.<sup>2</sup>

Die in der Lage der mittelalterlichen Zelle und dem ehemaligen Lettner begründete Raumteilung wird also im 17. Jahrhundert fortgeschrieben und noch heute betritt man westseitig zuerst den dreischiffigen Wallfahrtsbereich mit den beidseitig angebauten Kapellenreihen und darüberliegenden Emporen. Obwohl das Kirchenschiff des Langhauses im Emporen- und Gewölbebereich ohne Unterbrechung in den Liturgiebereich des Kuppelraumes mit dem Hochaltar übergeht, trennt die Zelle den Kirchenraum im Erdgeschoß in zwei Teile, was besonders auch akustisch für den Standort der Orgeln von ganz wesentlicher Bedeutung ist.

Die Beschallung der Wallfahrtskirche im Ganzen oder einzelner Raumabschnitte war daher durch alle Jahrhunderte eine zentrale Frage, die immer wieder zu neuen Lösungen der Orgelsituation mit durchaus unterschiedlichen Ergebnissen geführt hat.<sup>3</sup>

---

1 Othmar Wonisch, Die vorbarocke Kunstentwicklung der Mariazeller Gnadenkirche (= Forschungen zur geschichtlichen Landeskunde der Steiermark 19). Graz 1960, 42-80.

2 Natalie Frieß, Der barocke Erweiterungsbau unter Baumeister Domenico Sciascia. In: Der Mariazeller Hochaltar. St. Pölten 2001, 31-42.

3 Zusammenfassende Darstellungen der Mariazeller Orgelgeschichte: Liselotte Blumauer-Montenave, Die Orgel von Mariazell. In: Singende Kirche XXVII/1979, 18-20, sowie: Karl Dorneger, Die Orgeln der Basilika Mariazell. In: Schatz und Schicksal. Steirische Landesausstellung 1996. Graz 1996, 157-165.

## Die Orgeln des 16. und frühen 17. Jahrhunderts

Abt Johann Sachs (1478-1518) ließ in seiner Amtszeit den „Chor“ (also die Musikempore), aber auch zwei „schöne“ Orgeln aufstellen. Im Jahre 1509 wird erstmals ein Organist namens Florian erwähnt, vermutlich der Bruder des Paul Hofhaimer.<sup>4</sup>

Der Orgelmacher Gregor erhielt 1511 ein Entgelt für Arbeiten an beiden Instrumenten,<sup>5</sup> während 1516/17 der Lederer Niklas aus Aflenz für die Abdichtung der Blasbälge 14 Kuhhäute lieferte.<sup>6</sup> Da sich die Quellen auf knappe Chronikzitate beschränken, können die Orgeln dieser Zeit nicht genauer beschrieben werden.<sup>7</sup>

Die Nennung des Orgelmachers Gregor liegt zwischen Gregor von Villach, der 1496 im Dom zu Maria Saal bei Klagenfurt nachgewiesen wird und dem 1513 in Kremsmünster erstmals genannten Gregor Ennser.<sup>8</sup>

In die Amtszeit des Abtes Martin Alopitius (1600-1619) fällt sodann die Erweiterung der großen Orgel („... merer Stimberch dreinmachen“) und der Bau einer kleineren Orgel.<sup>9</sup> Für die kleinere konnte erst unlängst eine Primärquelle entdeckt werden. Am 21. April 1603 bestätigt Georg Hackher, Bürger und Orgelmacher aus Steyr, den Betrag von 313 Gulden für die „angedingte Orgl oder Posidif“.<sup>10</sup> In diesem Zusammenhang zeugt auch die für die Erweiterung der großen Orgel überlieferte Bausumme von 700 Gulden von tatsächlich tiefgreifenden Arbeiten. Dass Georg Hackher auch an der großen Orgel tätig war, kann nur vermutet werden.

Schon in die Zeit des barocken Kirchenumbaus fällt jene Reparatur, die am 22. Juli 1672 ausbezahlt wurde. Der Orgelmacher aus Bruck an der Mur, Rudolf Raboldt, erhielt 26 Gulden für Arbeiten nach einem Schaden an der Orgel, der durch Blitzschlag entstanden war.<sup>11</sup>

## Die Frühbarockorgel von 1689

Am 10. März 1662 wurde vom Stift St. Lambrecht ein Bote nach Salzburg gesandt. Er sollte den Orgelmacher bitten, nach Mariazell zu kommen.<sup>12</sup> Schon 1647 hatte der Salzburger Orgelmacher Paul Rottenburger für die Stiftskirche St. Lambrecht eine neue Orgel gebaut. Nichts lag näher, als mit Rottenburger wieder Kontakt aufzunehmen.<sup>13</sup> Paul Rottenburger starb aber schon am 2. Oktober 1661 und als der Lambrechter Bote nach Salzburg kam, konnte er den Orgelmacher also nicht mehr antreffen.<sup>14</sup>

---

4 Renate Federhofer-Königs, Zur Musikpflege in der Wallfahrtskirche Mariazell/Steiermark. In: Kirchenmusikalisches Jahrbuch 1957, 117.

5 Hellmut Federhofer, Beiträge zur Geschichte des Orgelbaues in der Steiermark. In: Aus Archiv und Chronik 47/1951, 32f.

6 Imma Waid, Mariazell und das Zellertal. St. Pölten 1982, 192.

7 Erstmals zusammengefasst bei: Benedikt Kröpfl, Die neue Orgel von Mariazell [Mariazell 1929], o. S. Teilweise auch bei Peter Weixler, Chronik des Stiftes St. Lambrecht. In: Steiermärkische Geschichtsblätter 6/1885, 67.

8 Alois Forer, Orgeln in Österreich. Wien <sup>2</sup>1983, 32, sowie: Altmann Kellner, Musikgeschichte des Stiftes Kremsmünster. Kassel 1956, 124.

9 Kröpfl, wie Anm. 7.

10 Steiermärkisches Landesarchiv Graz (StLA), A. Aflenz – Herrschaft und Markt, 12/136.

11 Federhofer-Königs, wie Anm. 4, 127.

12 Stiftsarchiv (StiA) St. Lambrecht, Rechnungsbuch 1661/62, fol. 105r.

13 Benedikt Plank, Die Geschichte der Orgeln im Stift St. Lambrecht. In: Festschrift zum Bau der neuen St. Lambrechter Orgel im Sommer 2003, o. S. Gottfried Allmer, Orgelbau im Stift St. Lambrecht. In: Singende Kirche XXXIV/1987, 120-122.

14 Gerhard Walterskirchen, Orgeln und Orgelbauer in Salzburg vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Salzburg 1982, 50-60.

In Mariazell wurde inzwischen die gotische Doppelpore abgetragen und spätestens 1688 die heutige Raumsituation unter dem gotischen Mittelurm geschaffen.<sup>15</sup>

Am 24. Juni 1688 erfolgte der Vertragsabschluss mit dem Mariazeller Bürger und Tischlermeister Jakob Echa, zwecks Errichtung des „Corpus der grossen Orgl, nach dem Abriss, so Ihme von den Orgelmacher übergeben worden“. <sup>16</sup> Dieses Orgelgehäuse sollte aus „schwarz gepaisten Holz“ gemacht werden.<sup>17</sup>

Im folgenden Jahr 1689 wurde schließlich die neue Orgel in dieses Gehäuse eingebaut. Sie war „ein Werk des edlen kunstreichen Herrn Joannes Liechtenauer, kayserslicher Majestät gewesenen Calcanten.“

### Eine Mariazeller Orgel in St. Veit am Vogau

In der Chronik der Pfarre St. Veit am Vogau wird die Übertragung einer Orgel aus Mariazell überliefert: „Die hier befindliche große Orgel von 20 Registern samt Copel stand vorher in der Kirche zu Maria Zell und wurde im Jahr 1753 anher verkauft und allda aufgerichtet“. <sup>18</sup> Dazu gibt es auch eine Kirchenrechnung aus dem Jahr 1756 mit folgender Eintragung: „Ihro Hochwürden P. Hoffmeister in Lamprechter Hoff (in Graz) vor die von Maria Zell allhero gegebene Orgl per Abschlag bezahlt ... 50 (Gulden)“. <sup>19</sup>

Nun gilt es, die in St. Veit am Vogau erhaltene Mariazeller Orgel mit den Quellen in Verbindung zu bringen und als die frühbarocke Orgel von 1689 zu identifizieren. Dafür gibt es zwei Inschriften am Gehäuse, nämlich „Anno 1689 den 3. Juni M. K.“, sowie hinsichtlich der Übertragung nach St. Veit „Jakob Antoni 1753“. Am Wellenbrett des Hauptwerks berichtet ein aufgeklebter Zettel über eine Renovierung aus dem Jahr 1711: „Renoviert / 1711, den 20. October / Durch Herrn Ferdinand Römer kaysl. Orgl.: / und Hern Andre Römer Undter Regierung / ... / Abbtin St. Lamprecht und Ma- / riazell P. Ernesti Girardi Superiores Cellensis / P. Gerardi Iregger Chori / Regentis / ...“<sup>20</sup>



*Mariazeller Orgel in St. Veit am Vogau  
(Foto: R. Weidl, Salzburg)*

15 Bruno Quitt, Zur Geschichte der Mariazeller Kirche. In: Der Kirchenschmuck XXIX/1898, 19.

16 StiA St. Lambrecht, Originalvertrag vom 24. Juni 1688. Abgedruckt in: Gottfried Allmer, Geschichte der Hauptorgel von Mariazell. In: Principal 5, Anger 2002, 5.

17 Kröpfl, wie Anm. 7.

18 Pfarrchronik St. Veit am Vogau, Orig. im Pfarramt St. Veit am Vogau.

19 Diözesanarchiv Graz (DAG), Patronatsakten, Pfarre St. Veit am Vogau, Kirchenrechnung 1756.

20 Federhofer-Königs, wie Anm. 4, 120. P. Gerald Iregger war demnach erst ab 1717 in Mariazell als Kirchenmusiker nachweisbar. Die hier aufgefundene Inschrift belegt seine Tätigkeit schon für das Jahr 1711.

Das beste Zeugnis aber gibt der aufwendige Gehäuseaufbau der Orgel selbst. Das „schwarz gepaiste Holz“ im Vertrag von 1688 erweist sich als ebonisiertes Birnenholz. Das dreigeschossige Orgelgehäuse ist ein Rahmenfüllungsbau, welcher auf ein Traggerüst aufgebaut wurde. Die Frontseiten sind in Schichtbauweise ausgeführt: eine edle dünne Außenschicht in Birnenholz ist auf die Blindkonstruktion aus Fichte aufgeschwärtet.<sup>21</sup>

## Zur Frage des Orgelmachers

Die Prospektgestaltung dieser Orgel erinnert vor allem an die 1657 von Christoph I. Egedacher erbaute Orgel der Stiftskirche Lambach in Oberösterreich.<sup>22</sup> So kam die Vermutung auf, der Lambacher Bote hätte 1662 in Salzburg den Straubinger Orgelmacher Christoph I. Egedacher treffen wollen, der ebenfalls ein Jahr zuvor verstorben war. Tatsächlich kam Christoph II. Egedacher erst 1669 nach Salzburg.<sup>23</sup>

Wenn aber 1688 der Tischlermeister Echa das Orgelgehäuse nach einem vom Orgelmacher vorgelegten Plan errichten soll, muss es mit irgendjemand aus dem Egedacher-Kreis einen Kontakt gegeben haben, verbunden mit der Übergabe einer im Jahre 1688 aber bereits rund 30 Jahre alten Planzeichnung. Anders ist die Ähnlichkeit zwischen Lambach und Mariazell nicht zu erklären.

Die Anzahl der Prospekt Pfeifen stimmt nicht genau überein, wohl aber der Verkaufbau: gemeinsamer Unterbau für Hauptwerk und beiderseitiges Pedalwerk, sowie darüberliegendes Oberwerk. Weiters stimmen die beiderseits der ursprünglichen Spielanlage angebrachten Eingangstüren und die Reste der Registerstaffelei für 20 Register überein.

Es wäre nun einfach, die Mariazeller Orgel dem Christoph II. Egedacher (1641-1706) zuzuschreiben, stünde nicht die Mariazeller Überlieferung dem entgegen.

Hier wird der kaiserliche Hofkalkant Johannes Liechtenauer als Erbauer des Orgelwerks genannt. Wir wissen von ihm nur, dass er 1685 als Orgelmacher und Bürger in Baden bei Wien wohnhaft war.<sup>24</sup>

Bei Untersuchung von zeitgleichen Egedacher-Organen gibt es Parallelen und Unterschiede. Die erhaltenen Metallpfeifen von Lambach und jene der 1686 erbauten Orgel in Benediktbeuren<sup>25</sup> weisen Rundlabien auf, wie jene in Mariazell.

Ein Vergleich mit der Orgel in der Kajetanerkirche von Salzburg zeigt aber große Unterschiede sowohl im Bereich bei den Metallpfeifen (Spitzlabien), wie auch im Bereich der technischen Anlage.<sup>26</sup>

Einer fast wörtlichen Kopie des Egedacher-Gehäuses von Lambach steht eine technische Anlage gegenüber, die in einem Zeitunterschied von sieben Jahren (!) deutliche Unterschiede zwischen der Orgel von Mariazell aus 1689 und der Egedacher-Orgel von Salzburg aus 1696 zeigt.

Was die Prospektgestaltung betrifft, gibt es 1689 in Mariazell zwei Innovationen gegenüber Lambach; einerseits dreidimensionale Schleierbretter, andererseits verkehrt aufgehängte stumme Prospekt-

---

21 Franz Bauer, Restaurierung des Orgelgehäuses von St. Veit am Vogau. In: *Principal* 5, Anger 2002, 23-33.

22 Forer, wie Anm. 8, 132f.

23 Walterskirchen, wie Anm. 14, 70-108.

24 Rudolf Maurer, Weil ein solches Werckh der Stadt wohl stundte ... In: *Festschrift zur Orgelweihe in der Stadtpfarrkirche Baden-St. Stephan*. Baden 1987, 8 (und Anm. 5).

25 Herrn OBM Rudolf Kubak aus Augsburg ist für sachdienliche Hinweise zu danken. Weiters stand mir eine Bestandsaufnahme von Hans Nadler (Hohenems) zur Verfügung.

26 Eigene Untersuchung am Instrument. Für die Zutrittsmöglichkeit sei Armin Kircher besonders gedankt. Weiters stand der Restaurierbericht der Firma Rieger-Organbau von 1983 zur Verfügung.

pfeifen (Spiegelpfeifen) als Schleierbretterersatz im Hauptwerk – damals in den Ostalpenländern eine absolute Novität.

Die Untersuchung des Pfeifenwerks brachte zudem interessante Aspekte im Werkaufbau: Die Quintchöre sind in Hauptwerk, Oberwerk und Pedal auf 2 2/3'-Basis angelegt, die vierfache Mixtur im Hauptwerk und die dreifache Mixtur im Oberwerk auf 2'-Basis mit parallelen Repetitionspunkten.

Grundlage für die Orgel sind die sichtbaren Prospektpfeifen und zwar im Pedal als Principal 16', im Hauptwerk als Principal 8' und im Oberwerk als Principal 4', jedoch mit 8'-Flöten im Inneren unterlegt.

Disposition der Hauptorgel der Basilika Mariazell 1689/1711 seit 1753 in St. Veit am Vogau, 2002 restauriert von Kuhn:<sup>27</sup>

*Hauptwerk (C kurz – c<sup>''</sup>)*

<i>Principal</i>	8'	<i>Zinn, Prospekt</i>
<i>Principal transponiert</i>	8'	<i>Zinn, 2002 neu</i>
<i>Copel maior</i>	8'	<i>Zinn gedeckt, 2002 neu</i>
<i>Octav</i>	4'	<i>Zinn</i>
<i>Copel minor</i>	4'	<i>Zinn gedeckt</i>
<i>Quint</i>	3'	<i>Zinn</i>
<i>Super Octav</i>	2'	<i>Zinn</i>
<i>Mixtur IV</i>	2'	<i>Zinn</i>
<i>Cimpel</i>	1'	<i>Zinn, 2002 neu</i>

*Oberwerk (C kurz – c<sup>'''</sup>)*

<i>Portun</i>	8'	<i>Holz offen</i>
<i>Copel</i>	8'	<i>Zinn gedeckt</i>
<i>Principal</i>	4'	<i>Zinn, Prospekt</i>
<i>Flauto</i>	4'	<i>Holz, 2002 neu</i>
<i>Quint</i>	3'	<i>Zinn, 2002 teilweise neu</i>
<i>Octav</i>	2'	<i>Zinn</i>
<i>Mixtur III</i>	2'	<i>Zinn</i>

*Pedal (C kurz – a<sup>o</sup>)*

<i>Principal Bass</i>	16'	<i>C – D Holz, E – cs' Zinn, Prospekt, ab b<sup>o</sup> stumm</i>
<i>Octav Bass</i>	8'	<i>Zinn</i>
<i>Super Octav Bass</i>	4'	<i>Zinn</i>
<i>Mixtur Bass IV</i>	4'	<i>Zinn</i>
<i>Quint Bass</i>	3'	<i>Zinn</i>

27 Wolfgang Rehn, Die Restaurierung der Orgel von St. Veit am Vogau. In: Principal 5, Anger 2002, 34-44.

## Die Pfeifen der Vorgängerorgel

Die genaue Untersuchung der Prospektpfeifen mit ihren Eselsrückenlabien brachte das Ergebnis, dass der größere Teil des Hauptwerk- und Pedalprospekts von der Vorgängerorgel stammt.

Principal 16' steht von E bis cs' im Prospekt, C – D sind aus Holz innen aufgestellt. E ist mit 1614 datiert und weicht in der Eselsrückengestaltung vom folgenden Bestand ab. F ist mit 1586 datiert, weitere Inschriften wurden leider bei Instandsetzungen in den Jahren vor 1999 zur Unkenntlichkeit verrieben. Der folgende Mensur- und Gestaltungsverlauf führt einheitlich bis zum cs'. Da der Pedalumfang schon bei a° endet, sind die kleineren Pfeifen seit 1689 stumm. Weiters tragen die Töne F – H auch an der Vorderseite Spuren von Haften einer Anhängung und müssen demnach ursprünglich in einem Mittelturm gestanden sein.

Wenn man nun den Pfeifenverlauf von Principal 8' im Hauptwerk betrachtet, zeigt sich zwischen cs° und d° ein deutlicher Wechsel. Die Pfeife d° führt das Pedalregister (= d') weiter und setzt die Mensur des Principal 16' bis in den Diskant fort. C – cs° des Principal 8' weisen merkbare Unterschiede zum höher liegenden Teil auf. Man kann also von einem Manualprincipal 16' auf F-Basis sprechen, der 1614 nach C erweitert wurde und seit 1689 auf Pedal und Hauptwerk verteilt ist.

Auf Grund der Disposition mit gleichhörigen Quinten und parallel verlaufenden Mixturen wurde entweder 1689 ein doppelchöriges Konzept verwirklicht oder zwei vorhandene Orgelwerke in ein neues Werk zusammengefasst.<sup>28</sup>

## Der Standort der Mariazeller Orgel von 1689

Wo stand nun diese Orgel in der Wallfahrtskirche, bevor sie in St. Veit am Vogau eine neue Heimat fand? Dazu muss festgehalten werden, dass schon 1739 auf der Westempore eine neue Orgel aufgestellt wurde, das Werk von 1689 aber erst 1753 nach St. Veit gekommen ist.

Das führte zur Annahme, die Orgel sei 1689 im barocken Kuppelraum an eine Seitenwand gestellt worden und verblieb dort bis 1753, während auf der Westempore im Jahr 1739 eine ältere Orgel abgetragen wurde, um Platz für das neue Werk zu machen.

Dagegen spricht der Umstand, dass sich im Kuppelraum keine klar definierbaren baulichen Spuren erhalten haben. Da für die Orgel ein großes Balghaus (vier Keilbälge) notwendig ist, fehlt vor allem der Platz für eine logische Aufstellung der Bälge in der nächsten Nähe der Orgel. Die asymmetrische Türanordnung spricht ebenfalls gegen diesen Platz als Aufstellungsort.

Schließlich kam es 1999 zu einer Untersuchung der Westempore. Hier konnten zwei zugeputzte Löcher gefunden werden, die zu den tragenden Teilen der Orgel von 1689 passen, nicht aber zu jener, die 1739 aufgestellt wurde.

Daher kann man annehmen, dass die Orgel 1689 für die Westempore gebaut, aber schon 1739 wieder abgetragen wurde.<sup>29</sup> Völlig fraglich bleibt der Standort oder Lagerplatz bis zur Wiederaufstellung 1753 in St. Veit am Vogau.

---

28 Gottfried Allmer, Zur Frage des Erbauers der Orgel und deren Datierung (St. Veit am Vogau). In: *Principal 5*, Anger 2002, 14-16.

29 Ausgeführt von Ing. Alexander Dobaj aus St. Veit am Vogau. Abgebildet in: *Principal 5*, Anger 2002, 6.

## Register von 1689 für die neue Orgel 1739

Als 1739 die neue Orgel gebaut wurde, ist überliefert, man hätte Pfeifen der Vorgängerorgel verwendet, darunter eine alte „Unda Maris“ als Oktav 8'.<sup>30</sup> Demnach müsste in der St. Veiter Orgel ein Register auf 8'-Basis fehlen. Nun findet man im Pedal dieser Orgel einen jüngeren Bestand mit Spitzlabien, der spätestens 1711 eingefügt wurde. Der Oktavbass 8' mit seinen Rundlabien entspricht aber dem Bestand der übrigen Orgel. Einzig das Register Copel 8' im Hauptwerk war bis 2002 ein Holzgedackt, das erst nach 1753 eingefügt wurde. Dem Raster nach stand hier aber eine runde Metallstimme. Ob hier die Unda Maris 8' stand, vielleicht ein Schweberegister zu Principal 8', muss fraglich bleiben. Die einheitliche Beschriftung der Pfeifenstöcke, spätestens aus der Zeit der Übertragung nach St. Veit (1753), zeigt an dieser Stelle jedoch „Copel“. Daher wurde auch 2002 ein rekonzipiertes Metallgedackt eingebaut. Eine weitere 8'-Stimme hat aber im gesamten Orgelwerk keinen Platz.

### Besonderheit – Transponiervorrichtung

Es wird eine Vermutung bleiben, dass Johann Kaspar Kerll genau diese Orgel anlässlich eines Aufenthaltes der Wiener Hofhaltung in Mariazell selbst gespielt hat. Ob die Mariazeller Orgeln tatsächlich von den Habsburgern gestiftet wurden, kann ebenfalls nur vermutet werden. Jedenfalls gehen jeder Investition an den Orgeln zwischen 1688 und 1740 kaiserliche Wallfahrten voraus. Während die Tischler, Bildhauer und Fasser mit Quittungen oder Bauverträgen im Stiftsarchiv St. Lambrecht vertreten sind, fehlen jeweils für die Orgelbauer die Quellen. Deren Entgelt muss demnach also jemand anderer beglichen haben.

Besondere Aufmerksamkeit darf aber einer weiteren Einrichtung an dieser Orgel zugemessen werden, die erst 2002 nach der Restaurierung in St. Veit am Vogau wieder zu neuem Leben erweckt wurde, die Transponiervorrichtung bei Principal 8' im Hauptwerk.<sup>31</sup>

Dieses Register verfügt nämlich über mehr Pfeifen als die Klaviatur Töne aufweist. Über einen Mechanismus mit eigenem Registerzug können die zusätzlichen Pfeifen aktiviert und das Register einen Ganzton tiefer gespielt werden. Für das Zusammenspiel mit anderen Instrumenten war dieses Transponieren wegen der tieferen Stimmtonhöhe notwendig. Die Alternative wäre der Bau einer eigenen Continuo-Orgel gewesen.

Diese Transponiervorrichtung ist nach bisherigem Wissen einzigartig im mitteleuropäischen Orgelbau.

Die transponierten Pfeifen erhalten je nach Einstellung aber auch einen geringfügig unterschiedlichen Wind, der ihr Verhalten in der Temperierung und im Obertonaufbau beeinflusst. So entfaltet Principal 8' transponiert auch einen deutlich weicheren Klangcharakter.

Es wurde damit aber auch eine „modernere“ Stimmung möglich, mit der man mehr Tonarten spielen konnte, als bei der bisher üblichen „mitteltönigen“ Temperierung.<sup>32</sup>

---

30 Kröpfl, wie Anm. 7.

31 Markus Zimmermann, Eine Orgel aus dem Ende des 17. Jahrhunderts und ihre Rätsel. CD-Booklet zu Organum 230070. St. Veit am Vogau 2003, 8-11.

32 Emmanuel Schmelzer-Zieringer, Zur Stimmung der Orgel in St. Veit am Vogau. In: Principal 5, Anger 2002, 45-47.

## Die große Orgel auf der Westempore

Die prächtige Empore mit dem monumentalen Orgelprospekt entstand in den Jahren 1737 bis 1739.<sup>33</sup> Der Wiener Bildhauer Johann Wagner, zu dessen Hauptwerk die Marmorreliefs an Kanzel und Chorgorgel der Stiftskirche Lilienfeld<sup>34</sup> gerechnet werden, schuf gemeinsam mit dem Vergolder Franz Reich den optischen Rahmen für die neue dreimanualige Orgel mit 36 Registern.<sup>35</sup>

Der Wiener Orgelmacher Johann Gottfried Sonnholz (1695-1781)<sup>36</sup> konnte damit nach der 1733 vollendeten Orgel der Stiftskirche Melk<sup>37</sup> einen weiteren Höhepunkt in seinem Schaffen setzen. Mit rund 20.000 Gulden war das Mariazeller Orgelprojekt auch eines der aufwändigsten im Österreich des 18. Jahrhunderts. Größere Reparaturen werden erst 1791 erwähnt, sie führte der Grazer Orgelmacher Franz Xaver Schwarz aus.<sup>38</sup> Die laufenden pflegerischen Maßnahmen wurden wohl vom Mariazeller Gastwirt, Tischler und Orgelbauer Johann Georg Schnepfleithner (1711-1791) durchgeführt.

### Johann Gottfried Sonnholz

Wenn man vor dem Neubau der großen Orgel von Mariazell die möglichen Horizonte absteckt, zeigt sich vor allem im Gegensatz zum frühen 21. Jahrhundert die geringe Wahlmöglichkeit an leistungsfähigen Orgelbauern.

Große Orgeln waren um 1735 im österreichischen Raum eher die Ausnahme. Seit 1638 besitzt das Stift Klosterneuburg ihre Festorgel von Johann Georg Freundt aus Passau (38/III).<sup>39</sup> Die 1706 vollendete Orgel des Salzburger Domes stammt von Johann Christoph II. Egedacher und besaß 41 Register.<sup>40</sup> Johann David Sieber baute 1714 die neue Orgel der Wiener Michaelerkirche (40/III), während 1720 der Bau der neuen Orgel für den Wiener Stefansdom dem heimischen Meister Johann Ferdinand Römer übertragen wurde (32/II).<sup>41</sup> In Zwettl ging man nochmals nach Passau, Johann Ignaz Egedacher baute 1731 die neue Orgel mit 31 Registern.<sup>42</sup>

Aber schon 1725 wurden gleich zwei später berühmte Orgelbauer in die Wiener Bürgerschaft aufgenommen: Johann Hencke und Johann Gottfried Sonnholz (1695-1781).<sup>43</sup> Ob Sonnholz aus der Sieber'schen Tradition kam, ist bisher nicht nachweisbar. Jedenfalls wird er sofort mit der Pflege der Orgeln im Stefansdom und in der Michaelerkirche betraut. Dazu kamen rasch Aufträge in wichtigen Kirchen, so 1728 in St. Augustin und zwei Jahre später der Umbau einer Chorgorgel im Stefansdom.<sup>44</sup>

---

33 StIA St. Lambrecht, Visitationsprotokoll 1739/40, pag. 270, weiters: Protocollum, zum Jahr 1739.

34 Blumauer-Montenave, wie Anm. 3, 18.

35 DAG, Mariazell, Kircheninventare 1785-1834. Es werden stets 36 Register genannt.

36 Hans Heiling, Gottfried Sonnholz. In: Singende Kirche XXXIX/1993, 171-173, sowie XL/1994, 9-14.

37 Hans Haselböck, Barocker Orgelschatz in Niederösterreich. Wien 1972, 62-77.

38 Federhofer-Königs, wie Anm. 4, 128.

39 Günter Lade, Orgeln in Wien. Wien 1990, 28-33.

40 Gerhard Walterskirchen, Zur Geschichte der großen Orgeln im Salzburger Dom 1300-1984. In: Festschrift zur Weihe der neuen großen Orgel im Salzburger Dom. Salzburg 1988, 10-14.

41 Karl Schütz, Die Orgel der Michaelerkirche in Wien. In: Organa Austriaca I, Wien 1976, 135-159.

42 Haselböck, wie Anm. 37, 43-59.

43 Heiling, wie Anm. 36.

44 Hans Haselböck, Sechs Jahrhunderte Orgelbau im Wiener Stephansdom. In: Singende Kirche VII/1960, 91.

Ein weiterer Höhepunkt war zweifellos der Neubau der Orgel für die Stiftskirche Melk im Jahr 1733 (28/II oder 39/III).<sup>45</sup>

Das öffnete Sonnholz auch den Weg nach Mariazell, wo 1739 die nächste österreichische Großorgel mit 36 Registern erbaut werden sollte. Als Vorbild nahm er die Sieber-Orgel in der Wiener Michaelerkirche, deren Konzept um wenige eigene Erfahrungen und den neuen musikalischen Ansprüchen verändert wurde. Sonnholz schuf hier einen der prächtigsten Orgelprospekte, die je in Mitteleuropa gebaut wurden und hatte damit seinen Zenit erreicht. Neben zahlreichen kleineren Aufträgen baute er noch 1751 eine größere Orgel für die Wiener Peterskirche (30/III).<sup>46</sup> In den folgenden Jahren zog er sich aus dem Geschäft zurück. Schon 1734 hatte er die neue Orgel in Wien-Mariabrunn gestiftet, was auf ansehnliches wirtschaftliches Geschick schließen lässt.<sup>47</sup>

Erst jetzt konnte sich Johann Hencke, bisher im Schatten seines Konkurrenten Sonnholz, in den Vordergrund spielen. Trotz guten Geschäftsganges waren ihm bis jetzt größere Aufträge verwehrt geblieben. Mit der 1752 vollendeten Orgel der Stiftskirche Herzogenburg (40/III) gelang ihm der endgültige Durchbruch.<sup>48</sup>

## Das Schicksal der Orgel im 19. Jahrhundert

Ein Jahr nach der Kirchenrenovierung von 1801 erfolgte die Überholung der Orgel,<sup>49</sup> verbunden mit der Erneuerung der Zungenregister Oboe und Fagott durch den Wiener Orgelbauer Ignaz Kober.<sup>50</sup>

Aus dem Jahr 1819 stammt die älteste Beschreibung der Sonnholz-Orgel vom Benediktinerpater Marian Sterz (1788-1834):<sup>51</sup>

„Diese Orgel, die Herr Summerholzer im Jahre 1737 erbauet, ist mit einem Pedale, welches eilf Register zählt, versehen, wovon die tiefste Pfeife sechzehn Schuhe lang ist. Es sind drey Claviaturen vorhanden, wovon jede vier Octaven enthält. Die untere Claviatur (Manual) zählet zwölf Register, wobey sich die Gamba befindet, welche im Spielen sehr angenehm zu hören ist.

Die zweyte (Mittelwerk) ist mit eilf Registern versehen, in welchem sich die beyden Zungenregister, Fagott und Hoboe, befinden; diese zwey Mutationen haben schon manchen Zuhörer, ihres so guten Effectes wegen in Täuschung gebracht, so daß man glauben sollte, diese beyden Instrumente würden von Künstlern gespielt.

Auch der in diesem Mittelwerk befindliche Tremulant macht bey Seelenmessen sehr gute Wirkung. Diese beyden Claviaturen lassen sich kuppeln, sind aber, vermöge ihres weiten Umlaufes der Struktur, sehr schwer zu spielen. Die dritte Claviatur (Positiv) zählt vier Register, wird aber selten gebraucht.

---

45 Haselböck, wie Anm. 37. – Gottfried Allmer, Zum Orgelbau im Stift Melk im 20. Jahrhundert. In: Festschrift Bruno Brandstetter. Stift Melk 2006, 218-243.

46 Lade, wie Anm. 39, 56-59.

47 Ebenda, 40-43.

48 Otto Biba, Die Orgelakten des Stiftes Herzogenburg. In: Unsere Heimat 41/1970, 9-24.

49 DAG, Mariazell, Kirchensachen, 1802.

50 Waid, wie Anm. 6, 193.

51 Marian Sterz, Grundriß einer Geschichte der Kirche und des Ortes Maria-Zell. Wien 1819, 19. Weiters: Mathias Macher, Hist. top. Darstellung des berühmten Wallfahrtsortes Maria Zell in der Steiermark. Wien 1832, 40f., sowie: Georg Göth, Das Herzogthum Steiermark, Bd. I. Wien 1840, 249. Der Text von Marian Sterz ist auch abgedruckt in: Mariazeller Kalender 1965, 43ff.

Sechs Blasbälge,<sup>52</sup> wovon jeder 9 1/2 Schuh lang und 4 1/2 Schuh breit ist, werden außer dem Chore auf beiden Seiten mit angebrachten Riemen gezogen. So zählt dieses Werk 38 Register. Einen sehr schönen majestätischen Anblick gewährt der Bau dieser Orgel; 124 vom feinsten englischen Zinn verfertigte Pfeifen, und schöne vergoldete Bildhauerarbeiten, welche von außen das Auge ergötzen, geben diesem Werke eine herrliche Zierde; der Kasten des Manuals ist 22 Schuhe hoch und 36 lang.“

Schon im Jahr 1822 war das Instrument wieder schadhaft. Die berechneten 522 Gulden für die Wiederherstellung wurden 1823 bewilligt. Der Wiener Orgelbauer Friedrich Deutschmann erneuerte dabei auch die Trompete im Pedal.<sup>53</sup>

Im Herbst 1827 zerstörte ein furchtbarer Brand einen großen Teil von Mariazell, auch die Wallfahrtskirche wurde schwer beschädigt. Dem Kirchendiener Michael Brunner und dem Schulgehilfen Jakob Pollak gelingt es, die Orgel zu retten, obwohl sie an den höchsten Punkten schon dreimal Feuer gefangen hatte.<sup>54</sup>

Die nächste größere Reparatur, Ausreinigung und Stimmung um 480 Gulden, erfolgte 1850 durch den Wiener Orgelbauer Franz Ullmann. Der später in Zagreb tätige Grazer Orgelbauer Michael Heferer arbeitete 1858 an der Orgel.<sup>55</sup>

Am 11. Dezember 1867 wurde mit dem Grazer Orgelbauer Friedrich Werner ein Umbauvertrag abgeschlossen, im Juli 1868 waren die Arbeiten zu beenden. Um 1.386 Gulden erfolgte eine „vollständige“ Reparatur, das Werk wurde „theilweise überändert und zum Teil neu hergestellt“.<sup>56</sup>

Wie sehr man diesen Eingriff schon bald bereute, ist noch der Orgelbeschreibung von 1907 zu entnehmen.<sup>57</sup>

„Eine Umgestaltung erlitt sie 1868 durch den Grazer Orgelbauer Friedrich Werner. Es wurde das zweite Manuale aus der Chorbrüstung entfernt und nach dem oberen Teil hinter die Orgel verlegt, der Spieltisch etwas vorgesetzt. Diese Umgestaltung war nicht am Platze, denn abgesehen davon, dass das schöne Prospekt-Gehäuse verschwunden ist, ging durch das Verlegen der Stimmen nach rückwärts der kräftige Ton verloren.“

Der aus Maribor/Marburg an der Drau stammende Orgelbauer Andreas Pichler reparierte alle Mariazeller Orgeln im Jahr 1882 um 194 Gulden, größere Stimmungen folgten 1889 und 1892.<sup>58</sup>

## Der Mariazeller Orgelbauer Matthias Buschnigg

Im Jahre 1895 war wieder eine größere Reparatur unausweichlich. Zu dieser Zeit befand sich in Mariazell ein „strebsamer junger Orgelbauer“ namens Matthias Buschnigg.<sup>59</sup> Er wurde 1855 im Markt geboren<sup>60</sup> und arbeitete bereits 1879 als Mesner in der Wallfahrtskirche.<sup>61</sup> Seine Kenntnisse im Orgel-

---

52 DAG, Mariazell, Kirchensachen. In den Inventaren der Kirche werden 1785 bis 1832 stets vier Blasbälge genannt.

53 DAG, Mariazell, Kirchensachen, 1832, und Waid, wie Anm. 6, 193.

54 Waid, wie Anm. 6, 193.

55 Pfarramt (PfA) Mariazell, Gestionsprotokoll 1839-1863, und DAG, Mariazell, Kirchensachen, 1850. Weiters: Werksverzeichnis Michael Heferer.

56 DAG, Mariazell, Kirchensachen, 1867-1868.

57 Gerhard Rodler, Geschichte und Beschreibung der Gnadenkirche Mariazell in Steiermark. Mariazell 1907, 46.

58 DAG, Mariazell, Kirchenrechnungen 1882-1892.

59 DAG, Mariazell, Kirchensachen, 1895.

60 DAG, Mariazell, Taufbuch 1855.

61 PfA Mariazell, Gestionsprotokoll 1863-1888.

bau erwarb er sich bei Mauracher in Salzburg und Walcker in Württemberg.<sup>62</sup> Im Jahre 1895 errichtete er die neue Orgel für die Filialkirche Frein (7 Register), weitere Instrumente baute er für die benachbarten Kirchen in Wegscheid (4 Register) und Mürzsteg (7 Register). Schon 1891 hatte er sich erfolglos um den Neubau der Orgel für die Redemptoristenkirche in Leoben beworben.<sup>63</sup>

In Mariazell führte er eine Instandsetzung um 300 Gulden durch. Es sollte die letzte größere Investition an der Sonnholz-Orgel sein.<sup>64</sup>

Im Jahre 1907 heißt es abschließend über die große Orgel: „Infolge der starken Verwendung und der durch den vielen Staub erlittenen Schäden, ferner da man das alte Material verwendete und der Mechanismus auch schwerfällig ist, entspricht die Orgel den heutigen Bedürfnissen und Anforderungen nicht mehr.“<sup>65</sup>

### Ikonographie von Emporenbrüstung und Orgelgehäuse

Die mächtige Musikempore und das monumentale Orgelgehäuse sind zentrale Gestaltungsfaktoren der Westseite im Inneren der Wallfahrtskirche, wobei die Empore das erste Joch des dreischiffigen Langhauses zur Gänze einnimmt und das erste Säulenpaar des Mittelschiffes erreicht. In einem eleganten Bogen führt die Brüstung von diesen Säulen leicht nach innen zum 1868 abgetragenen und 2003 wiedererrichteten Rückpositiv, in dem gleichsam optisch wie klanglich die Verbindung zum dahinter aufragenden Hauptgehäuse der Orgel hergestellt wird.

Die Reliefs an der Brüstung wiederholen die Geschichte der Wallfahrtskirche, wie sie am Hauptportal und am Gewölbe über dem Hochaltar dargestellt wird. Ausgehend von der Gründungslegende von 1157 und weitergeführt mit der Geschichte des mährischen Markgrafen (1200) und König Ludwig von Ungarn (1364) wird die Mariazeller Wallfahrtsgeschichte in die Ereignisse aus dem Zweiten Buch der Chronik im Alten Testament eingebettet.<sup>66</sup> König Salomo baut einen prächtigen Tempel, wohin man die Bundeslade überstellt.



*Hauptorgel 2004 (Foto: G. Lade, Orgelbau Mathis)*

62 Wie Anm. 59.

63 Archiv des Redemptoristenkollegs Leoben, Orgelakten 1891-1900.

64 DAG, Mariazell, Kirchenrechnung 1895.

65 Rodler, wie Anm. 57, 46.

66 Ebenda, 44f.

Darauf wird durch den Mönch Magnus und seiner Übertragung der Marienstatue in die neu gebaute Zelle hingewiesen.

Himmliches Feuer bestätigt den Israeliten das göttliche Wohlgefallen. In Mariazell sind es die ersten großen Wunder, die den Wallfahrtsort in Mähren und Ungarn ebenso bekannt machen, wie in Österreich, gleichsam die göttliche Bestätigung des benediktinischen Unternehmens im Jahr 1157.

Während die Gründungsgeschichte in einem ausladenden schildförmigen Relief unter dem Rückpositiv zu sehen ist, findet man die übrigen Darstellungen an den Reliefs der Brüstung. Sie werden mit Versen aus dem 7. Kapitel des Zweiten Buches der Chronik (Paralipomenon) umschrieben. An der nordseitigen Brüstung befinden sich zwei Reliefs. Das eine zitiert Vers 12: Der Herr erschien in der Nacht und sprach zu ihm – Ich habe dein Gebet erhört und diesen Ort als Opferstätte für mich erwählt. Markgraf Heinrich von Mähren ist schwer krank und im Traum weist ihm der hl. Wenzel den Weg nach Mariazell, wo er gesundet. Das zweite Relief zitiert Vers 10: Am 23. Tag des 7. Monats entließ der König das Volk zu seinen Zelten. Sie waren voll Freude und frohen Mutes über das Gute, das der Herr an David, Salomo und seinem Volk Israel getan hatte.

Auf der gegenüberliegenden Seite wird auf das Vertrauen König Ludwigs von Ungarn Bezug genommen, der einem übermächtigen Feind gegenüberstand und seinen Sieg einzig der Hilfe Mariens zuschreiben konnte. Das wird mit Vers 16 geschildert: Ich habe jetzt dieses Haus erwählt und geheiligt, damit mein Name ewig sei. Das Bild zeigt einen König und sein Gefolge vor dem Heiligtum. Das zweite Relief zitiert Vers 8: Salomo feierte damals mit ganz Israel auch das (Laubhütten-)Fest sieben Tage lang.

Das Thema zentriert sich beiderseits des Rückpositivs. Links außen beginnt die Erzählung mit Vers 1: Als Salomo sein Gebet beendet hatte, fiel Feuer vom Himmel und verzehrte die Brand- und Schlachtopfer. Die Herrlichkeit des Herrn erfüllte den Tempel. Nun folgt Vers 4: Dann brachte der König und das ganze Volk vor dem Herrn Opfer dar. Damit wird indirekt auf die reiche Stiftung König Ludwigs von Ungarn hingewiesen, die zum gotischen Ausbau der Wallfahrtskirche führte.

Rechts vom Rückpositiv folgt nun Vers 6: Die Priester taten ihren Dienst und die Leviten spielten die Instrumente für die Lieder des Herrn. König David hatte diese Geräte anfertigen lassen. Daran schließt sich das einsetzende Loblied der Israeliten an, wie es Vers 3 berichtet, als sie sahen, wie das Feuer herabfiel und wie die Herrlichkeit des Herrn über dem Tempel erschien.

Das von den Israeliten angestimmte Gotteslob setzt sich nun am Orgelgehäuse fort. König David, zu oberst mit der Harfe dargestellt, leitet die Himmelsmusik, Putten assistieren ihm dabei mit den abgelegten Insignien Krone und Zepter.

Wie im 150. Psalm stimmen alle Figuren ein und loben Gott mit dem Schall der Hörner, mit Harfe und Zither, Pauken und Tanz, Flöten und Saitenspiel, mit hellen und klingenden Zimbeln. Ein ganzes Orchester musizierender Engel ist an und über der Orgel versammelt. Sie repräsentieren das immerwährende Gotteslob auch in Zeiten, wo die Orgel nicht gespielt wird.

Das Vorhangmotiv der Schleierbretter mit stilisierten Pflanzenmotiven umhüllt gleichsam die ganze Summe von klingenden Orgelpfeifen. Alles wartet auf den Augenblick, wenn erstmals Musik aus den Pfeifen ertönt. Erst dann wird die figurenreiche Theatralik dieser Orgel zu eigentlichem Leben erweckt.

## Der klangliche Aufbau der Sonnholz-Orgel

Der Prospektaufbau ist nicht bloß eine Kulisse, er spiegelt auch den Werkaufbau nach außen wider. Die Prospekt Pfeifen mit den charakteristischen Eselsrückenlabien haben sich im Hauptgehäuse zur Gänze erhalten.

Das Pedalwerk wird durch die sichtbaren Pfeifen von Principal 16' und Oktave 8' angedeutet. Dazu gehören die sieben längsten Pfeifen des Mittelfeldes und die je zehn Pfeifen der beiden stark geschwungenen nach innen abfallenden Außenfelder.

Die beiden Seitenfelder mit je 14 Pfeifen sind vom Mittelschiff der Kirche nicht sichtbar. Sie beinhalten den Großteil des Registers Kornett (Pedal).

Das Hauptwerk liegt beiderseits des Mittelfeldes und besteht aus je drei Abteilungen, worunter die jeweils mittlere mit den größten Pfeifen des Principals 8' beginnt. Die beiden hohen Zwischenfelder mit je neun Pfeifen werden beiderseits mit niedrigen Feldern von je elf und zehn Pfeifen flankiert. Hier stand der Großteil des Registers Piffero 8' (II-fach).

Um die fehlende Höhe dieser niedrigen Felder auszugleichen, wurden über ihnen jeweils etwa gleich hohe stumme Prospektflächen mit je zehn und neun Pfeifen angeordnet. Das gibt in Summe die Zahl von 125 sichtbaren Prospekt Pfeifen an der Vorderseite und weiteren 28 Pfeifen an den Seitenfeldern.

Das 1868 abgetragene Rückpositiv wurde 2003 auf dem erhalten gebliebenen Bodenkranzgesims wieder aufgebaut und beinhaltet im Prospekt 33 Pfeifen des Registers Principal in 4'-Höhe (7-5-9-5-7).

Leider hat sich nur jene Disposition erhalten, die 1910 knapp vor der Abtragung der Orgel von Bau- rat Drexler aufgezeichnet wurde.<sup>67</sup> Sie repräsentiert aber den Zustand der Orgel seit dem Umbau des Jahres 1868.

Schon aus dem flüchtigen Studium der überlieferten Disposition lässt sich erkennen, dass Johann Gottfried Sonnholz die 1714 von Johann David Sieber erbaute Orgel der Wiener Michaelerkirche für Mariazell zum Vorbild genommen hat. Sonnholz kannte diese Orgel bestens, war er doch ab 1725 mit ihrer Pflege betraut. Im Jahre 1743 baute er in St. Michael das Rückpositiv ab und fügte es in zwei Teilen an die Innenseite der beiden Hauptgehäuse.<sup>68</sup>

Merkwürdigerweise passierte in Mariazell 1868 dasselbe, als man ebenfalls das Rückpositiv aus der Brüstung nahm und hinter dem Hauptwerk neu aufstellte. In beiden Fällen ging das Rückpositivgehäuse verloren und musste anlässlich der Wiederherstellung rekonstruiert werden.

Vergleiche mit der Disposition der Orgel in der Wiener Michaelerkirche lassen daher Schlüsse auf die originale Sonnholz-Disposition in Mariazell zu. Diese Eindrücke werden mit den überlieferten Dispositionen der Sonnholz-Orgeln in der Stiftskirche Melk (1733) und in der Wiener Peterskirche (1751) vertieft.<sup>69</sup>

---

67 Oskar Eberstaller, *Orgeln und Orgelbauer in Österreich*. Wien 1955, 72.

68 Karl Schütz, *Die große Orgel von St. Michael in Wien ist wieder erstanden*. In: *Singende Kirche* XXXV/1988, 20-25, weiters: Schütz, wie Anm. 41.

69 Heiling, wie Anm. 36. Bringt hier auch die Dispositionsaufzeichnung von P. Laurentius Hora (Seckau) über Melk vor dem Neubau der Orgel im Jahr 1931; weiters: *Dokumentation der historischen Prospekt Pfeifen in Mariazell* durch Orgelbauer Mathis, 2003.

## Hauptwerk

Marian Sterz überliefert 1819 zwölf Register für das Mariazeller Hauptwerk, nach 1868 waren es aber 14 Stimmen. Gesichert ist die 1819 besonders hervorgehobene Gamba 8'. So ergibt sich aufbauend auf der 1910 überlieferten Disposition folgendes Bild:

1. <i>Principal</i>	8'	<i>steht im Prospekt</i>
2. <i>Gamba</i>	8'	<i>wird 1819 erwähnt</i>
3. <i>Salicional</i>	8'	<i>Die Register Nr. 3-10 kommen in allen vergleichbaren Instrumenten vor.</i>
4. <i>Quintadena</i>	8'	
5. <i>Piffero</i>	8'	<i>II-fach, größtenteils im Prospekt</i>
6. <i>Oktave</i>	4'	
7. <i>Fugara</i>	4'	
8. <i>Nachthorn</i>	4'	
9. <i>Quinte</i>	2 2/3'	
10. <i>Oktave</i>	2'	
11. <i>Mixtur</i>		<i>ist in Wien sechsfach, in Melk sogar achtfach besetzt.</i>
12. <i>Zimbel</i>		<i>fehlt ab 1868, wurde aber sowohl in Wien, wie auch in Melk gebaut, wo sie bis 1931 in Funktion war. Auf Grund des großen Raumes darf sie für Mariazell angenommen werden.</i>

Die 1910 angeführten Register Quintatön 16' und Dulciana 4' wurden erst 1868 eingebaut.

## Pedalwerk

Bei Sterz werden 1819 elf Register erwähnt, 1910 sind es nur zehn Stimmen. Es fehlt der bei allen vergleichbaren Orgeln vorhandene dritte 16'.

<i>Principal</i>	16'	<i>steht im Prospekt</i>
<i>Infrabass</i>	16'	<i>zweiter offener 16' im Inneren</i>
<i>Subbass</i>	16'	<i>fehlt aber 1868 bis 1912</i>
<i>Oktave</i>	8'	<i>steht im Prospekt</i>
<i>Tubal</i>	8'	<i>ist sonst nur bei Sieber vorhanden</i>
<i>Quintbass</i>	5 1/3'	<i>fehlt bei Sieber, kommt aber bei Sonnholz stets vor</i>
<i>Oktavbass</i>	4'	
<i>Mixtur</i>		<i>fehlt bei Sieber, war aber in Melk zehnfach</i>
<i>Kornett</i>		<i>vierfach, größtenteils im Prospekt, Seitenfelder</i>
<i>Basso Trombono</i>	16'	
<i>Fagott</i>	8'	

## Positiv

Das Positiv hat in Wien-Michaelerkirche und Mariazell vier Register, doch ist die Lage als Spieltischpositiv in Mariazell nicht gesichert.

1. <i>Koppel</i>	8'	
2. <i>Flöte</i>	4'	
3. <i>Oktave</i>	2'	
4. <i>Mixtur</i>	1'	<i>ist in Wien dreifach besetzt</i>

## Rückpositiv

Es umfasst 1819 elf Register, darunter Fagott und Oboe. Die erhaltenen Kirchenrechnungen zwischen 1785 und 1834 nennen für die gesamte Orgel stets 36 Register. Marian Sterz hat also den Tremulanten und die Manualkoppel bei der Aufzählung der Registerzüge mitgerechnet, daher 38 Register.

Als man 1868 das Rückpositiv abgetragen hatte, musste für das neu positionierte Mittelwerk auch eine neue Windlade gebaut werden, die nunmehr nur mit acht Registern besetzt wurde.

Auf einem erhaltenen Foto des Sonnholz-Spieltisches sind insgesamt vier Registerzüge ohne erkennbare Beschriftung. Das entspricht der 1910 überlieferten Disposition, in der ja drei Register des Rückpositivs von 1819 und ein Pedalregister fehlen.<sup>70</sup> Die beiden zusätzlichen Register von 1868 wurden als neue Registerzüge unter der bestehenden Staffelei angebracht.

Unter Verwendung der 1910 überlieferten Disposition des Mittelwerkes soll die Rekonstruktion des Rückpositivs unternommen werden. Dabei werden Tremulant und Manualkoppel (Rückpositiv zu Hauptwerk) wie bei Marian Sterz als eigene Registerzüge berücksichtigt:

1. Flöte	8'	<i>war ursprünglich wie in den vergleichbaren Orgeln das Register Copel 8'</i>
2. Principal	4'	<i>stand bis 1868 im Prospekt</i>
3. Flöte	4'	
4. Oktave	2'	
5. Quinte	1 1/3'	<i>war ab 1868 auf 2 2/3' aufgebaut, ist aber in Wien-Peterskirche und Melk auf 1 1/3'-Basis. Das Nasat 2 2/3' im Rückpositiv von Sieber wurde von Sonnholz nirgends übernommen.</i>
6. Sedecim	1'	<i>Kommt sowohl bei Sieber wie auch bei Sonnholz vor, sogar noch 1751 in Wien-Peterskirche. In Mariazell war ab 1868 das Register Spitzflöte 2' an dieser Stelle.</i>
7. Mixtur		<i>ist in Melk sechsfach, in Wien-Peterskirche nur vierfach</i>
8. Fagott	8'	<i>disponiert Sonnholz auch in Melk, fehlt in Mariazell aber ab 1868.</i>
9. Oboe	4'/8'	<i>fehlt bei Sieber, ist aber in Melk bis 1931 als 4'-Register erhalten.</i>
10. Tremulant		<i>fehlt ab 1868</i>
11. Manualkoppel		<i>fehlt ab 1868</i>

Im Hinblick auf geänderte Klangauffassungen übernimmt Sonnholz zwar das Grundkonzept der Sieber-Orgel, lässt aber bei seinen Orgeln jene hochchörigen Register weg, die Sieber noch im Hauptwerk disponiert hatte. Neu sind die Pedalquint und eine vielchörige Pedalmixtur, sowie ein zweites Zungenregister im Rückpositiv.

<sup>70</sup> Fotos im Nachlass des Orgelbauers Ferdinand Molzer, derzeit im Archiv des Instituts für Orgelforschung an der Musikuniversität Wien.

## Die Kaiserorgel des Jahre 1912

Am 24. September 1910 besuchte Kaiser Franz Joseph I. im Zuge einer Wallfahrt die Basilika Mariazell und gab die Stiftung einer neuen Orgel bekannt. Der Auftrag für den Bau der neuen Orgel erging vom Oberstkämmereramt am 30. November 1910 an die Hoforgelbauanstalt Franz Joseph Swoboda, gegründet 1891.<sup>71</sup>

Schon im Vorfeld kam es zu lebhaften Diskussionen, da ein Teil der Sachverständigen zur Einsicht kam, die geplanten 40 Register seien für die Wallfahrtskirche zu wenig. Eine wahrliche Kaiser-Orgel müsste 60 bis 70 Register umfassen.<sup>72</sup>

Am 9. Mai 1911 kam die Kommission schließlich zum Schluss, dass die von Swoboda ausgearbeitete Disposition, die er aus freiem Stück auf 45 Register erweiterte, den musikalischen Anforderungen entsprechen würde und „dass durch die Verwendung genügender Koppelungen die Sicherheit gegeben zu sein scheint, dass sowohl die Stärke als die Nuancierungsfähigkeit eine genügende sein wird. Wir sprechen diese Erwartung aus auf Grund der Prüfung der letzten größeren Orgelwerk des Herrn Swoboda in Floridsdorf, in Wien am Steinhof, in St. Peter.“<sup>73</sup>

Beim Aufbau der neuen Orgel in Mariazell, die zwischen 15. Mai und 17. August 1912 erfolgte, erkannte der Orgelbauer die große Gefahr, die von den vermorschten Holzträgern der Empore auszugehen schien. Rasch wurde ein Traversenrost aus Stahl eingebaut, auf dem nun die Empore mit der Orgel gestellt wurde.<sup>74</sup>

Das Sonnholz-Gehäuse und die Prospektpfeifen mussten auf Betreiben der Kunstkommission verbleiben, wurden aber zur reinen Orgelkulisserie degradiert.

In der Mitte, hinter dem Mittelfeld, wurde das Hauptwerk platziert, zuerst eine Teillade mit sieben großen Registern, mitrennformig chromatisch angeordnet, dahinter der Stimmgang und weitere acht Register des Hauptwerks.

Das II. Manual und das Pedalwerk wurden in den zwei Teilladen beiderseits des Hauptwerks angeordnet. Von den Prospektpfeifen wurde nur das Mittelfeld wieder klingend gemacht und mit Rollbärten versehen, weiters einzelne Pfeifen der Seitenfelder.

Das dritte Manualwerk fand in der Orgel keinen Platz mehr und kam hinter der Orgel im Turmjoch vor dem Mittelfenster zur Aufstellung. Es war schwellbar, doch konnte sich die Musik auf Grund der ungünstigen Lage nur über die Seitenschiffe in die Kirche ausbreiten.

„Es war eine sehr schwierige Aufgabe, alle Windkanäle und Rohrleitungen, die ungefähr 4.000 Meter lang sind, um und über die Traversen zu führen, ohne das Werk und dessen Präcision zu beeinträchtigen. Auch die Anlage des elektrischen Gebläseantriebes wurde glänzend gelöst. Die Maschine steht in einem Hauptpfeiler der Kirche, liefert genügend Wind und arbeitet vollkommen geräuschlos; zwei große Magazine und drei Regulatoren sind dabei in Thätigkeit, das Werk zählt 45 Stimmen mit zusammen 160 Registern auf drei Manualen.“<sup>75</sup> Die Kollaudierung fand am 17. August 1912 statt und

71 Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien, Registratur des Oberstkämmereramtes 1910-1912. Die dazugehörigen Akten sind nicht vorfindig.

72 DAG, Mariazell, Kirchensachen 1910-1912.

73 Ebenda.

74 Kollaudierungsprotokoll, abgedruckt in: Gregorianische Rundschau XI/11, Graz 1912, 168-170. Weiters: Franz Xaver Mathias, Die Kaiserorgel in Maria Zell. In: Caecilien-Vereins-Organ 1912, 259.

75 Auszug aus der Pfarrchronik Mariazell. Abgedruckt in: Karl Dorneger, wie Anm. 3, 162f.

ergab ein höchst positives Ergebnis. Mit den 160 Registern sind die vielen Koppelzüge und Kombinationstasten gemeint, die den 45 Registern ein in jeder Hinsicht flexibles Einsetzen ermöglichen sollten. Von Interesse ist aber der Hinweis auf die eingebaute Traktur. Das Kollaudierungsprotokoll vermerkt ein Windladensystem nach „eigenem Patent des Erbauers, also rein pneumatische Kippventile. Es funktioniert tadellos, schließt prompt beim Stakkatospiel ab und läßt selbst bei geöffneten Registern keinerlei Senkung der Magazinbälge wahrnehmen.“<sup>76</sup>

Die Untersuchung im Jahr 1990, wie auch eine Nachfrage bei Orgelbauer Franz Windtner, der rund zehn Jahre die Pflege der Orgel inne hatte, ergibt aber keine Kippventillade, sondern eine pneumatische Taschenlade, die nicht erst 1929, sondern schon 1912 eingebaut wurde.<sup>77</sup>

Die Freude an der neuen Kaiser-Orgel war nur von kurzer Dauer. Ab 1913 wurden jährliche Revisionen durch den Erbauer Franz Joseph Swoboda ausgeführt, die letzte im Jahr 1918 kostete 200 Kronen. In der jungen Republik kam Swoboda jährlich und verrechnete jedesmal 600 Kronen, 1921 waren es 6.000 Kronen, 1922 sagenhafte 146.000 Kronen und 1923 nochmals 121.600 Kronen. Freilich war die Geldentwertung für diese Summen mitverantwortlich, aber die Schäden wurden immer größer.<sup>78</sup>

### Der Orgelumbau von 1929

„Die sogenannte Kaiserorgel war schon seit Jahren schadhaft und in mehreren Registern unbrauchbar und verstimmt. Nach Zustimmung der hochw. Stiftsvorsteherung und nach mehrmaliger Untersuchung der Orgel durch Prof. Goller in Klosterneuburg, der die Orgel als Wrack hinstellte, willigte die Kirchenvorsteherung in den Vorschlag der Herren Hofrat Springer und Regierungsrat Goller ein und übertrug den Ausbau und die Reparatur der Orgel der Firma Cäcilia in Salzburg.“<sup>79</sup>

Vinzenz Goller, der die volksliturgische Bewegung von Pius Parsch sehr unterstützte, konnte nun in Mariazell seine Ideen verwirklichen,<sup>80</sup> so wie er sie noch im Jahr 1941 anlässlich eines geplanten Orgelbaus für die Stadtpfarrkirche Feldbach schriftlich darlegte: „Die katholische Kirchenmusik hat sich im Zeitalter der Barocke – beginnend vor rund 300 Jahren von der liturgischen Bühne zurückgezogen und sich auf dem vom Altar entferntesten Teil der Kirche eine Art Konkurrenz eingerichtet. Es waren dabei wohl in erster Linie architektonische und raumtechnische Fragen, aber auch der Zeitgeist mitbestimmend. Die Zeit nach dem ‚Motu proprio‘ Papst Pius X. (1903) ist aber, wenn auch langsam, zur Erkenntnis gekommen, dass dieser unnatürliche Zustand – hinter dem Rücken der Gläubigen zu musizieren – in unserer Zeit und besonders in Rücksicht auf die Zukunft nicht mehr haltbar ist. Es entstanden allenthalben neben der Westorgel wieder Chororgeln, die sich nicht nur für die Begleitung und Führung des immer bedeutsamer werdenden kirchlichen Volksgesanges von größter Bedeutung erwiesen, sondern auch das akustische Gesamtbild der Kirchenmusik zur liturgischen Bühne vorver-schoben. Auch rein akustisch genommen ist es ein Vorteil, wenn ein so großer Raum, wie es ihre Kirche ist, von zwei räumlich getrennten Tonquellen gespeist wird.“

---

76 Wie Anm. 74.

77 Karl Schütz, Die Hauptorgel der Wallfahrtskirche Mariazell, Stm. Gutachten im Auftrag des Bundesdenkmalamtes von 19. Mai 1990.

78 DAG, Mariazell, Kirchenrechnungen 1912-1929.

79 DAG, Mariazell, Kirchensachen 1929.

80 Roman Summereder, Aufbruch der Klänge. Innsbruck 1995, 290.

Nachdem Vinzenz Goller in Feldbach damit keinen Erfolg hatte, schrieb er über das dortige Orgelprojekt: „... aber sie stellt eine Verewigung der barocken Idee dar, der heute alle technischen und geistigen Voraussetzungen fehlen. Unser Streben ist: hin zum Altar!“<sup>81</sup>

Unter diesen gedanklichen Voraussetzungen ist auch das in Mariazell 1929 verwirklichte Projekt zu verstehen. Zuerst wurde einmal die Kaiser-Orgel technisch erneuert, die Taschenladen wurden beibehalten, auch die Anordnung der Register in der Hauptorgel.

Das III. Manualwerk hinter der Hauptorgel wurde nun in den Kuppelraum der Basilika übertragen und in einem Schwellkasten über dem Hochaltar vor das obere Fenster gestellt. Damit erhielt die Kirche ein Fernwerk, bzw. der Kuppelraum eine Chororgel.

Zusätzlich wurden die barocken Seitenorgeln in das Gesamtkonzept einbezogen. Die nördliche Orgel erhielt ein Principalwerk mit einer kräftigen Mixtur, das südliche Werk einen Flötenchor. „Auf den seitlichen Emporen, 54 m von der Hauptorgel entfernt, bilden die Seitenorgeln die für die Hauptorgel notwendige Ergänzung. Sie kommen besonders als Begleitorgeln für den Volksgesang in Betracht und reichen auch zur Begleitung mehrerer hundert Sänger. Zu diesem Zweck besitzt die linke Orgel auch einen eigenen kleinen Spieltisch und sind zwei Bässe in dieselbe eingebaut.“<sup>82</sup>

Die gesamte Orgel besaß jetzt 58 Register mit 4096 Pfeifen und zwei elektrische Spieltische. Vier Gebläsemotoren bewerkstelligten die Windbeschaffung für das ganze Werk. Bei zwei gleichen Spieltischen mussten aber auch alle Leitungsdrähte doppelt geführt werden. Sie ergeben eine Gesamtlänge von 78 km. Zur Umwicklung der Magnetspulen der 578 verwendeten Relais benötigte man 98 km Emaildraht, das reine Kupfergewicht beträgt 489 kg. Die Leitungen verlegte das E-Werk der Stadt Mariazell. Insgesamt war die Orgelanlage ein Meisterwerk der Schwachstromtechnik. Die Kollaudierung der neuen Orgelanlage fand am 6. Juli 1929 statt. Das Ergebnis war durchaus zufriedenstellend: „Der Umbau und die Erweiterung der Orgel ist vom Standpunkt der neuzeitlichen Orgelbautechnik aus glänzend gelungen und kommt in ihrer Anlage und klanglichen Auswirkung den neuzeitlichen kirchenmusikalischen Bestrebungen in denkbar bester Weise entgegen.“<sup>83</sup>

Auch die Fachwelt urteilte über diese neue Mariazeller Orgel sehr positiv: „Wie man sieht, sind die neu erstandenen Barockorgeln ganz im Geiste reiner Orgelmäßigkeit gehalten. Die Hauptorgel samt dem Fernwerk, die im Wesentlichen aus dem vorhanden gewesenen Pfeifenwerk bestehen, sind doch auch mit den wichtigsten Obertonreihen versehen. Die Orgel beherrscht jetzt akustisch den Raum.“<sup>84</sup>

In den Folgejahren wurden die regelmäßigen Pflegearbeiten von der Nachfolgefirma der Cäcilia AG., Dreher & Flamm ausgeführt. Im Jahr 1938 war eine größere Reparatur notwendig.<sup>85</sup> Auch die Pflegearbeiten nach dem Zweiten Weltkrieg hielten sich im üblichen Rahmen. Anlässlich der Renovierung der Wallfahrtskirche in den Jahren 1955 bis 1957 wurde auch die Orgel von Dreher & Reinisch durchgreifend repariert, am Hauptwerk und im II. Manual klangliche Verbesserungen ausgeführt und ein neuer Spieltisch auf der Musikempore aufgestellt. Der Ausbau eines selbständigen III. Manualwerks mit 13 Register wurde vorbereitet, kam aber nicht zur Ausführung.<sup>86</sup> Die Pflegearbeiten der folgenden

---

81 Karl Dorneger, Die Chororgel in Geschichte und Gegenwart. In: Organum. Die neue Chororgel von Mariahilf/Graz. Graz 2003, 27-30.

82 Kröpfl, wie Anm. 7.

83 DAG, Mariazell, Kirchensachen 1929.

84 Oskar Eberstaller, Neue Orgelbauten in Österreich. In: Musik und Kirche IV/1932, 30f.

85 DAG, Mariazell, Kirchenrechnungen 1932-1946.

86 Blumauer-Montenave, wie Anm. 3, 19.

Jahrzehnte führte zuerst Dreher & Reinisch durch, später Hermann Oettl aus Salzburg und zuletzt Franz Windtner aus St. Florian.<sup>87</sup>

Disposition der Hauptorgel der Basilika Mariazell seit 1957, Dreher & Reinisch.<sup>88</sup>

*I. Manual (C – g<sup>'''</sup>)*

<i>Bordun</i>	16'	<i>Holz gedeckt (1912)</i>
<i>Prinzipal</i>	8'	<i>Zinn, Rollbart (1912)</i>
<i>Gedeckt</i>	8'	<i>Holz gedeckt (1912)</i>
<i>Tibia</i>	8'	<i>Holz offen (1912)</i>
<i>Gamba</i>	8'	<i>Zinn (1912)</i>
<i>Dolce</i>	8'	<i>C – H Holz, dann Zinn, Seitenbart (1912)</i>
<i>Quintatön</i>	8'	<i>C – G Zink gedeckt (1957), dann Zinn (1912)</i>
<i>Octave</i>	4'	<i>Zinn, Seitenbart (1912)</i>
<i>Rohrflöte</i>	4'	<i>Zinn, ab ds'' offen (1957)</i>
<i>Spitzflöte</i>	4'	<i>C – ds<sup>o</sup> Zinn konisch (1957), dann Zinn konisch (1912)</i>
<i>Rauschquint II</i>	2 2/3'	<i>Zinn (1912), Quintchor konisch</i>
<i>Superoctav</i>	2'	<i>Zinn (1912)</i>
<i>Mixtur V-VI</i>	1 1/3'	<i>Zinn (1957)</i>
<i>Trompete</i>	8'	<i>C – H Zink, dann Zinn, ab g'' labial (1912)</i>

*II. Manual (C – g<sup>'''</sup>)*

<i>Quintatön</i>	16'	<i>Zinn, Kastenbart (1912)</i>
<i>Bordunprincipal</i>	8'	<i>C – H Holz gedeckt, dann Zinn (1912)</i>
<i>Gemshorn</i>	8'	<i>Zinn konisch, Rollbart (1912)</i>
<i>Liebl. Gedeckt</i>	8'	<i>Holz (1912)</i>
<i>Salicional</i>	8'	<i>Zinn, Rollbart (1912)</i>
<i>Prästant</i>	4'	<i>Zinn, Rollbart (1912)</i>
<i>Flauto amabile</i>	4'	<i>Holz offen (1912)</i>
<i>Nachthorn</i>	2'	<i>Zinn (1957)</i>
<i>Terzian II</i>	1 3/5'	<i>Zinn, 1. Chor (1912), 2. Chor (1957)</i>
<i>Scharff IV-V</i>	1'	<i>Zinn (1957)</i>
<i>Oboe</i>	8'	<i>C – H Zink, dann Zinn (1912)</i>

*III. Manual (C – g<sup>'''</sup>)*

*13 Register geplant*

*Pedal (C – f')*

<i>Principalbass</i>	16'	<i>Zinn (1912)</i>
<i>Violon</i>	16'	<i>Holz offen (1912)</i>
<i>Echobass</i>	16'	<i>Holz offen (1912)</i>
<i>Subbass</i>	16'	<i>Holz gedeckt (1912)</i>

<sup>87</sup> Waid, wie Anm. 6, 194.

<sup>88</sup> Schütz, wie Anm. 77, sowie eigene Bestandsaufnahme.

<i>Quintbass</i>	10 2/3'	<i>Holz offen, Rollbart (1912)</i>
<i>Oktavbass</i>	8'	<i>Holz (1912)</i>
<i>Cello</i>	8'	<i>C – H Zink, dann Zinn (1912)</i>
<i>Sopran</i>	4'	<i>C – H Zink, dann Zinn (1912)</i>
<i>Posaune</i>	16'	<i>Metall (1912)</i>

*Nördliche Seitenorgel – I. Manual*

*Südliche Seitenorgel – II. Manual*

*Fernwerk – III. Manual*

*Koppeln*

*Super I, II/I, III/I, Super II/I, Super III/I*

*III/II*

*Super III*

*I/P, II/P, III/P, Super III/P*

*Tremulant für Fernwerk*

*Barockorgeln ein/aus*

*Fernwerk ein/aus*

*Hauptorgel ab*

*Zungen ein/aus*

*Automatische Pedalumschaltung*

*Crescendo*

*Tutti*

*Handregister ab*

*Vox Humana aus*

*2 freie Kombinationen*

*Schwelltritt für III. Manual und Fernwerk*

Die detaillierte Untersuchung der Orgel im Jahr 1989 durch Vertreter des Bundesdenkmalamtes, Abteilung für Klangdenkmale, sollte für die seit 1972 angestrebte Erneuerung Klarheit schaffen. Das Orgelgehäuse, sowie die Prospekt Pfeifen der Hauptorgel, waren zweifellos auch für eine zukünftige Orgel zu erhalten. Gleiches gilt für die Gehäuse der Seitenorgeln und die darin vorhandenen Pfeifengruppen aus dem 18. Jahrhundert.

Es musste schließlich festgestellt werden, dass der Klang der Orgeln, vor allem jener der Hauptorgel den Vergleich mit anderen erhaltungswürdigen Instrumenten der Zeit zwischen 1910 und 1930 nicht standhält. Den Stimmen aller vier Teilwerke mangelt es an Eleganz, Schönheit, Charakteristik, sowie an glanzvollen Mixturen. Auch die Seitenorgeln und vor allem das Fernwerk werden den heutigen Anforderungen nicht gerecht. Das säuselnde Fernwerk hört man im Bereich um die Hauptorgel nur leise, die Aufgabe, den vorderen Kirchenraum zu beschallen, erfüllt es ebenfalls nicht.<sup>89</sup>

Die technische Anlage wäre durchaus sanierbar gewesen, der Aufwand steht jedoch in keinem Verhältnis zum erwartbaren Ergebnis.

---

<sup>89</sup> Schütz, wie Anm. 77.

Mit der Freigabe des Orgelwerkes durch das Bundesdenkmalamt konnten die Planungen für eine neue Orgelanlage in die entscheidende Phase gehen.

### Der Neubau der Mathis-Orgel von 2003

Schon am 30. Jänner 1972 hatte Prof. Dr. Hans Haselböck aus Wien in seiner Stellungnahme über die Mariazeller Orgelsituation jene richtungsweisenden Vorschläge gemacht, die nun gemeinsam mit einer von Prof. Dr. Franz Karl Prassl und Prof. Dr. Karl Schütz gebildeten Orgelkommission umgesetzt werden konnten. Dazu kam die großzügige Spende der Stadt Wien, so dass die Schweizer Orgelbau-firma Mathis unter Verwendung des Orgelgehäuses und der Prospekt Pfeifen der Sonnholz-Orgel von 1739 ein neues Orgelwerk mit 54 Registern auf drei Manualen und Pedal schaffen konnte. Selbstverständlich wurde auch das 1868 abgetragene Rückpositiv rekonstruiert und schmückt nun wieder in der ursprünglich vorgesehenen Konzeption die prächtige Orgelempore.



*Hauptorgel (Foto: F. Eisenhut, Wien)*

Hans Haselböck folgend, wurden auch die Seitenorgeln wieder spielbar gemacht, allerdings mit jeweils eigenständigen Werken und im Kuppelraum eine neue Chororgel erbaut. Chororgel und Hauptorgel können nicht nur selbständig mechanisch gespielt werden, sondern auch gemeinsam von einem Zentralspieltisch aus, was mittels einer integrierten Doppeltraktur in beiden Orgeln ermöglicht wird.

Die Gliederung der neuen Hauptorgel folgt dem barocken Gehäuse. Über dem Rückpositiv ist im Hauptgehäuse das Hauptwerk angeordnet, dem beiderseits das Pedalwerk angeschlossen ist. Über dem

Hauptwerk wird der freie Platz hinter dem 16'-Mittelfeld für die Unterbringung eines wohldotierten Schwellwerks genützt. Die zwei größten Pedalregister fanden im barocken Korpus keinen Platz und wurden daher hinter dem eigentlichen Gehäuse im Turmjoch auf eine Zusatzlade gestellt.

Disposition der Hauptorgel der Basilika Mariazell, Mathis 2003:

*Hauptwerk/I. Manual (C – g<sup>'''</sup>)*

<i>Principal</i>	16'	<i>C – H Holz gedeckt, dann im Prospekt (1739)</i>
<i>Principal</i>	8'	<i>70 % Zinn, teilweise im Prospekt</i>
<i>Hohlflöte</i>	8'	<i>C – H Holz gedeckt, dann 15% Zinn</i>
<i>Gambe</i>	8'	<i>70 % Zinn</i>
<i>Violflöte</i>	8'	<i>C – Gs kombiniert mit Hohlflöte, ab A 15 % Zinn</i>
<i>Voce umana</i>	8'	<i>ab g° 70 % Zinn</i>
<i>Octav</i>	4'	<i>70 % Zinn</i>
<i>Gemshorn</i>	4'	<i>Naturguss</i>
<i>Quint</i>	2 2/3'	<i>70 % Zinn</i>
<i>Octav</i>	2'	<i>70 % Zinn</i>
<i>Terz</i>	1 3/5'	<i>70 % Zinn</i>
<i>Mixtur maior III-IV</i>	2'	<i>70 % Zinn</i>
<i>Mixtur minor II-III</i>	1'	<i>70 % Zinn</i>
<i>Cornett V</i>	8'	<i>ab f° 15 % Zinn</i>
<i>Trompete</i>	16'	<i>Naturguss, C – H halbe Becherlänge</i>
<i>Trompete</i>	8'	<i>Naturguss</i>

*Pedal (C – f')*

<i>Untersatz (°)</i>	32'	<i>Holz gedeckt, C – Fs als 10 2/3'</i>
<i>Principal (°)</i>	16'	<i>Holz</i>
<i>Violonbass</i>	16'	<i>Prospekt (1739)</i>
<i>Subbass</i>	16'	<i>Holz gedeckt</i>
<i>Octavbass</i>	8'	<i>Naturguss</i>
<i>Gedeckt bass</i>	8'	<i>kombiniert mit Subbass</i>
<i>Cello</i>	8'	<i>70 % Zinn</i>
<i>Octav</i>	4'	<i>70 % Zinn</i>
<i>Rauschpfeife IV</i>	2 2/3'	<i>70 % Zinn</i>
<i>Posaune</i>	16'	<i>Naturguss</i>
<i>Trompete</i>	8'	<i>Naturguss</i>

(°) auf eigener Lade hinter dem Hauptgehäuse

*Rückpositiv/II. Manual (C – g<sup>'''</sup>)*

<i>Quintatön</i>	16'	<i>ab c°, 33 % Zinn</i>
<i>Praestant</i>	8'	<i>C – F kombiniert mit Gedeckt, dann im Prospekt, 87 % Zinn</i>
<i>Gedackt</i>	8'	<i>C – H Holz, dann 15 % Zinn</i>
<i>Octav</i>	4'	<i>70 % Zinn</i>

Rohrflöte	4'	15 % Zinn
Sesquialtera II	2 2/3'	70 % Zinn
Octav	2'	70 % Zinn
Quint	1 1/3'	70 % Zinn
Scharff IV	1 1/3'	70 % Zinn
Krummhorn	8'	Naturguss
Tremulant		

*Schwellwerk / III. Manual (C – g<sup>'''</sup>)*

Gedeckt	16'	C – h° Holz, dann 15 % Zinn
Principal	8'	70 % Zinn
Bourdon	8'	C – H Holz, dann 15 % Zinn
Salicional	8'	70 % Zinn
Vox Coelestia	8'	ab c°, 70 % Zinn
Fugara	4'	70 % Zinn
Traversflöte	4'	15 % Zinn
Salicet	4'	70 % Zinn
Nasard	2 2/3'	15 % Zinn
Flageolett	2'	15 % Zinn
Terz	1 3/5'	15 % Zinn
Siffflöte	1'	15 % Zinn
Mixtur IV-V	2 2/3'	70 % Zinn
Trompete harmonique	8'	Naturguss
Oboe	8'	70 % Zinn
Clairon	4'	Naturguss
Tremulant		

*Koppeln*

*II/I, III/I, Sub III/I*

*III/II*

*I/P, II/P, III/P, Super III/P*

*Zimbelstern (nicht sichtbar)*

*Vogelgesang*

*Glockenspiel g° – g<sup>'''</sup> (Schalenglocken)*

*Rossignol*

*Schauer*

*Zungenabsteller einzeln*

*Zentraler Spieltisch auf fahrbarem Podium*

*I. Manual: Hauptwerk und Hauptmanual der Chororgel*

*II. Manual: Rückpositiv und Präludiermanual der Chororgel*

*III. Manual: Schwellwerk*

*Pedal: Pedalwerk beider Orgeln*

## Die barocken Seitenorgeln

Im Jahre 1752 wurden auf den seitlichen Emporen in Höhe des Gnadenaltars zwei gleichgestaltete Seitenorgeln errichtet. P. Benedikt Kröpfl überliefert eine heute nicht mehr auffindbare Inschrift: „Mich hat erbaut Josef Georg Schnepfleithner, Orgl Macher in Mariazell und Wirth beym H. Geist, Anno 1758“. Wie aber aus anderen Quellen erschließbar, wurden die Seitenorgeln nicht erst 1758, sondern schon 1752 errichtet.<sup>90</sup>

Mit diesen beiden Seitenorgeln war nun gemeinsam mit dem Rückpositiv der Hauptorgel jenes Spiel an drei Orgeln möglich, wie es vor allem für das 18. Jahrhundert überliefert wird. Dafür gab es einige Kompositionen, wie z. B. jene Pastorella eines unbekanntenen Meisters, die folgenden Vermerk trägt: „Concertando für 3 Orgeln / welches in früheren Zeiten am hl. 3 Königs Festtage / in Mariazeller Kirche / gespielt wurde / nämlich auf der großen Orgel und 2 Seiten Orgeln.“<sup>91</sup>

## Johann Georg Schnepfleithner

Johann Georg Schnepfleithner, geboren 1711 in Mautern im Liesingtal, wurde als Sohn eines Hutmachers, allerdings Tischler und Orgelbauer. Im Jahr 1745 ehelichte er die Witwe nach Lorenz Echa, dessen Vater 1688 den Gehäusekasten für die damalige Orgel gebaut hatte. Doch schon 1750 verstarb Schnepfleithners erste Frau Eva im Alter von 34 Jahren. Seine zweite Frau Barbara starb 1790.<sup>92</sup> Ab 1750 war er auch im Besitz des Mariazeller Hauses Wienerstraße Nr. 38, dem damaligen Gasthof zum Heiligen Geist.<sup>93</sup> Johann Schnepfleithner entwickelte als Orgelbauer ein nicht sehr ausgedehntes Arbeitsgebiet. Zwischen 1744 und 1779 hatte er ständig die Orgel der Stadtpfarrkirche Scheibbs in Pflege und erbaute für diese Kirche 1766 auch ein Positiv.<sup>94</sup> Im Jahr 1752 reparierte er die Stiftsorgel in St. Lambrecht,<sup>95</sup> 1754 war er in Obdach tätig.<sup>96</sup> Schließlich wird ihm auch die Orgel der Filialkirche Seewiesen zugeschrieben,<sup>97</sup> sowie die 1771 erbaute Orgel der Pfarrkirche Reinsberg in Niederösterreich. Er starb im Jahr 1791.<sup>98</sup>

## Die Seitenorgeln im 20. Jahrhundert

Leider sind die Dispositionen der beiden Mariazeller Seitenorgeln nicht überliefert. Bis 1876 wurde mit einer der beiden Orgeln das allabendliche Salve Regina vor der Gnadenkapelle begleitet. Sodann verstummte ihr Klang. Die Pfeifen wurden teilweise zur Reparatur der Hauptorgel verwendet.<sup>99</sup>

90 Federhofer, wie Anm. 5, 34. Bezieht sich hier auf eine handschriftlich überlieferte Geschichte der Wallfahrtskirche Ephemeredes Cellense, wo 292 die Jahreszahl überliefert wird. Rodler, wie Anm. 47, 46, gibt das Jahr 1776 als Baujahr der Seitenorgeln an.

91 Federhofer-Königs, wie Anm. 4, 128.

92 PFA Mariazell, Matriken der Pfarre 1745-1791. Für die Überlassung der Matrikenauszüge ist Herrn Prof. Dr. Karl Schütz zu danken.

93 Imma Waid, Mariazeller Häuserbuch. St. Pölten 1982, 117f.

94 Hans Heiling, Die Orgelbauakten der Pfarre Scheibbs in Niederösterreich. In: Hippolytus, NF 11. St. Pölten 1987, 24.

95 Federhofer, wie Anm. 5, 32.

96 StLA, A. Obdach 5/28.

97 Doch ist hier anzumerken, dass die Pfeifen dieser Orgel den Merkmalen nach ebenfalls aus der Werkstatt des Johann Gottfried Sonnholz stammen.

98 Wie Anm. 92.

99 Waid, wie Anm. 6, 193.

Aus dem Jahr 1752 konnten im 20. Jahrhundert folgende Pfeifengruppen der Seitenorgeln noch verwendet werden:

1. Subbass 16' C – H Holz gedeckt
2. Coppel 8' C – H Holz gedeckt, dann Zinn gedeckt
3. Principal 4' C – d''' Zinn (C – fs' im Prospekt)
4. Principal 4' C – fs' Zinn, Prospekt der zweiten Seitenorgel
5. Waldflöte 4' C – gis'' Zinn gedeckt, dann Zinn offen
6. Quint 2 2/3 C – f' Zinn
7. Oktav 2' Zinn

Was übrigblieb, verwendete Franz Joseph Swoboda im Jahr 1912 zur Spielbarmachung der nördlichen Seitenorgel. Im Jahre 1929 wurden beide Seitenorgeln wieder ausgebaut. Dabei kam der Gleichstrommotor von 1912 in die Südorgel, während die Nordorgel einen neuen Gebläsemotor erhielt.<sup>100</sup>

Auch die alten Windanlagen wurden erneuert, die nördliche Orgel hatte zwei mehrfaltige Keilbälge, die südliche zwei einfaltige Keilbälge. Im Jahr 1929 wurden neue elektropneumatische Kegelladen eingebaut, teilweise aber das Pfeifenmaterial der ursprünglichen Barockorgeln wiederverwendet.<sup>101</sup>

Anlässlich einer Begutachtung war im Jahre 1990 in beiden Seitenorgeln noch soviel historisches Pfeifenmaterial vorhanden, um damit eine Orgel wieder herstellen zu können.

Das Pfeifenmaterial ist aber eindeutig nicht von Schnepfleithner gefertigt worden, sondern stammt aus der Werkstatt des Johann Gottfried Sonnholz. Vergleichsmaterial dafür war im vollständig erhaltenen Chorpositiv in Mariazell zur Verfügung, das 1734 von Sonnholz erbaut worden war. Zu den augenscheinlichsten Merkmalen zählen die Naturgussfüße bei den Metallpfeifen, sowie die Bauart der Holzpfeifen und die Spundgriffe an den Gedackten.<sup>102</sup>

Das neue Orgelkonzept von 2003 sah die Wiedererrichtung von klanglich eigenständigen Werken in den Seitenorgeln vor, wobei die nördliche Seitenorgel ein völlig neues Werk bekommen, die südliche Orgel mit dem restaurierten Pfeifenwerk des 18. Jahrhunderts gefüllt werden sollte. Beide Seitenorgeln wurden von der Vorarlberger Orgelbaufirma Pflüger aus Feldkirch errichtet und in die Gehäuse von 1752 eingebaut.



Südliche Seitenorgel (Foto: F. Eisenhut, Wien)

100 Karl Schütz, Die „Barockorgeln“ der Wallfahrtskirche Mariazell, Stm. Gutachten im Auftrag des Bundesdenkmalamtes vom 19. Mai 1990.

101 101 Wie Anm. 100, sowie eigene Bestandsaufnahme.

102 Karl Schütz, Das „Sonnholtz-Positiv“ im Kloster Mariazell, Stm. Gutachten im Auftrag des Bundesdenkmalamtes vom 19. Mai 1990.

Nördliche Seitenorgel der Basilika Mariazell nach dem Umbau durch Swoboda im Jahr 1912:

*Manual*

<i>Bordun</i>	8'
<i>Salicional</i>	8'
<i>Oktav</i>	4'
<i>Waldflöte</i>	4'
<i>Bachflöte</i>	2'

*Pedal*

<i>Subbass</i>	16'
<i>Oktavbass</i>	8'

Nördliche Seitenorgel der Basilika Mariazell nach dem Umbau durch Cäcilia AG im Jahr 1929:

*Manual (C – d''')*

<i>Oktav</i>	8'	<i>C – H Zink (1929), c<sup>o</sup> – d''' Zinn (1912)</i>
<i>Principal</i>	4'	<i>C – fs' Zinn, Prospekt (1752) stumm</i> <i>C – fs' Zinn (1929)</i> <i>g' – d''' Zinn (1752)</i>
<i>Waldflöte</i>	4'	<i>C – F Zinn gedeckt (1752)</i> <i>Fs – Gs Zinn gedeckt (1929)</i> <i>A – gs'' Zinn gedeckt (1752)</i> <i>a'' – d''' Zinn offen (1752)</i>
<i>Mixtur V</i>	2'	<i>C – H Zink, dann Zinn (1929)</i>
<i>Krummhorn</i>	8'	<i>C – H Zink, dann Kupfer (1929)</i>

*Pedal (C – d')*

<i>Subbass</i>	16'	<i>Holz (1752 und 1929)</i>
<i>Oktavbass</i>	8'	<i>Zink, C – H (1912), sodann Zink (1929)</i>

Nördliche Seitenorgel der Basilika Mariazell, Pflüger 2003:

*Manual (C – f''')*

<i>Principal</i>	8'	<i>60 % Zinn, C – H gedeckt</i>
<i>Gedackt</i>	8'	<i>Eiche</i>
<i>Octav</i>	4'	<i>C – fs' Zinn, Prospekt (1752), g' – f''' 60 % Zinn</i>
<i>Waldflöte</i>	4'	<i>15 % Zinn (gehämmert)</i>
<i>Quint</i>	3'	<i>60 % Zinn</i>
<i>Superoctav</i>	2'	<i>60 % Zinn</i>
<i>Mixtur IV</i>	1 1/3'	<i>60 % Zinn, rep. c<sup>o</sup>, c', c''</i>

*Pedal (C – d')*

<i>Subbass</i>	16'	<i>Fichte, F-e<sup>o</sup> Altbestand (1752)</i>
<i>Octavbass</i>	8'	<i>40 % Zinn blank</i>

### *Pedalkoppel*

#### *Tremulant für Manual*

Südliche Seitenorgel der Basilika Mariazell nach dem Umbau durch Cäcilia AG im Jahr 1929:

#### *Manual (C – d<sup>'''</sup>)*

<i>Bourdon</i>	8'	<i>C – b° Holz gedeckt, 1752</i> <i>h° – g'' Zinn, 1752</i> <i>gs'' – d<sup>'''</sup> Zinn gedeckt, 1929</i>
<i>Salicional</i>	8'	<i>Zinn (1912)</i>
<i>Principal</i>	4'	<i>C – fs' Zinn, Prospekt (1752) stumm</i>
<i>Gemshorn</i>	4'	<i>Zinn, konisch (1929)</i>
<i>Quinte</i>	2 2/3'	<i>C – G Zink (1929)</i> <i>Gs – f' Zinn (1752)</i> <i>fs' – d<sup>'''</sup> Zinn (1929)</i>
<i>Doublette</i>	2'	<i>Zinn (1912), bez. Bachflöte</i>
<i>Terzflöte</i>	1 3/5'	<i>Zinn, konisch (1929)</i>

Südliche Seitenorgel der Basilika Mariazell mit dem historischen Pfeifenmaterial, Pflüger 2003:

#### *Manual (C kurz – c<sup>'''</sup>)*

<i>Copl major</i>	8'	<i>C – H Holz, dann 42 % Zinn (1752)</i>
<i>Principal</i>	4'	<i>C – fs' Prospekt, 65 % Zinn (1752),</i> <i>g' – c<sup>'''</sup> 42 % Zinn (1752)</i>
<i>Copl minor</i>	4'	<i>42 % Zinn, gedeckt (1752)</i>
<i>Octav</i>	2'	<i>42 % Zinn (1752)</i>
<i>Quint</i>	1 1/2'	<i>C – h' 42 % Zinn (1752, zuletzt Quint 2 2/3')</i> <i>c'' – c<sup>'''</sup> 42 % Zinn (2003)</i>
<i>Sedecima</i>	1'	<i>60 % Zinn (2003)</i>
<i>Tremulant</i>		

## Die Orgeln im Kuppelraum der Basilika

Schon 1734 lieferte Johann Gottfried Sonnholz, gleichsam als Probearbeit seines Könnens ein Chorpositiv mit vier Registern. Es wurde im Kuppelraum der Basilika aufgestellt und blieb hier bis 1929 erhalten. Von 1929 bis etwa 1950 stand diese Orgel in der Schatzkammerkapelle, später wurde sie nicht mehr gebraucht und im Kloster abgestellt.<sup>103</sup>

Im Zuge der Vorbereitungen für die Errichtung der neuen Orgeln sollte das Chorpositiv als Interimsorgel für die Basilika dienen. Dafür wurde es 1991 von der niederösterreichischen Orgelbauwerkstätte Allgäuer einer durchgreifenden Restaurierung unterzogen.

Während der gesamten Restaurierungs- und Umbauphasen der Basilika stand das Chorpositiv, zuletzt vor dem Gnadenaltar, bis Ende September 2003 die Seitenorgeln eingeweiht werden konnten.

103 DA Graz, Kircheninventar, 1794-1946.

Orgelpositiv der Basilika Mariazell, 1734, Johann Gottfried Sonnholz:<sup>104</sup>

Manual (C kurz – c''')

<i>Copel</i>	8'	<i>Holz gedeckt</i>
<i>Flött</i>	4'	<i>Holz, C – h° gedeckt, dann offen</i>
<i>Principal</i>	2'	<i>C – gs° im Prospekt (5 - 7 - 5), Zinn</i>
<i>Cimbl II</i>	1'	<i>Zinn, rep. c'</i>

### Das Fernwerk von 1929

Im Zuge des Umbaus der Hauptorgel im Jahre 1929 wurde das III. Manual vom Turmjoch in den Kuppelraum übertragen und hier über dem Hochaltar als schwellbares Fernwerk aufgestellt. Der zweite elektrische Spieltisch stand im Kuppelraum, wodurch nicht nur das Fernwerk, sondern auch die Hauptorgel und die Seitenorgeln von hier aus anspielbar waren. Hauptgrund für die Aufstellung über dem Hochaltar war einerseits die fehlende musikalische Beschallung von der Hauptorgel aus, andererseits wollte man den neuen liturgischen Vorstellungen gemäß, am eigentlichen Ort der täglichen Liturgie eine eigene Orgel haben.<sup>105</sup>

Fernwerk im Kuppelraum (III. Manual der Hauptorgel):

<i>Subbass</i>	16'	<i>Holz (1929)</i>
<i>Geigenprincipal</i>	8'	<i>C – H Zink, dann Zinn, Rollbart</i>
<i>Rohrflöte</i>	8'	<i>C – H Zink, dann Zinn</i>
<i>Aeoline</i>	8'	<i>C – H Zink, dann Zinn</i>
<i>Vox Celestis</i>	8'	<i>ab c°, Zinn</i>
<i>Philomela</i>	8'	<i>Holz, C – H gedeckt</i>
<i>Flauto dolce</i>	4'	<i>Zinn, Streichbart</i>
<i>Salicet</i>	4'	<i>Zinn</i>
<i>Principalino</i>	2'	<i>Zinn</i>
<i>Cornett II-III</i>	2 2/3'	<i>Zinn</i>
<i>Vox Humana</i>	8'	<i>Zinn</i>

### Die neue Chororgel im Kuppelraum der Basilika

Im Zuge der Neugestaltung des Altarbereiches und der Restaurierung des barocken Hochaltars von Johann Bernhard Fischer von Erlach, wurde auch der schon 1972 von Hans Haselböck andiskutierte Plan einer neuen eigenständigen Chororgel verwirklicht. Nach längerer Überlegungsphase wurde ein moderner Gehäuseentwurf verwirklicht, für dessen Entwurf Wolfgang Feyferlik in Zusammenarbeit mit Susi Fritzer verantwortlich zeichnen. Der 12 m hohe Orgelkorpus wurde an der nördlichen Seitenwand des Kuppelraumes aufgestellt.<sup>106</sup> „Aus dem zu erwartenden Volumen der Orgel entstand ein Konzept,

104 Wie Anm. 102.

105 Kröpfel, wie Anm. 7.

106 Markus Zepp, Quader und Wolke. Die neue Orgel im Kuppelraum von Mariazell. In: *Orgel International* 2000/5, 338-342.



*Neue Chororgel und Hochaltar (Foto: F. Eisenhut, Wien)*

das dem Raum seine neue Funktion einschreibt, ohne barocken Zeitgeist und Proportionen zu beeinträchtigen. Eigenständige Behauptung und notwendige Integration führten zur Lösung, alles Neue in Form und Material deutlich ablesbar zu machen. Durch die unterschiedlichen Türgerichte ließ sich ein symmetrischer Entwurf nicht sinnvoll integrieren. Die dezente Farbgebung lässt die Orgel nicht in Konkurrenz zum Hochaltar treten, der mit seiner beeindruckenden Gnadenstuhldarstellung den östlichen Liturgiebezirk dominiert.“<sup>107</sup>

Gehäuse und Orgel wurden in den Werkstätten der Schweizer Orgelbaufirma Mathis erbaut und im September 2000 eingeweiht.

Disposition der Orgel im Kuppelraum der Basilika Mariazell, Mathis 2000:

*Hauptmanual (C – g<sup>'''</sup>)*

<i>Bourdon</i>	16'	<i>C – h° Holz, dann 15 % Zinn</i>
<i>Principal</i>	8'	<i>Prospekt: 87 % Zinn, sonst 70 % Zinn</i>
<i>Hohlflöte</i>	8'	<i>C – H Holz gedeckt, dann 15 % Zinn</i>
<i>Gemshorn</i>	8'	<i>C – Gs mit Hohlflöte kombiniert, ab A Naturguss</i>
<i>Octav</i>	4'	<i>70 % Zinn</i>
<i>Spitzflöte</i>	4'	<i>15 % Zinn</i>
<i>Quint</i>	2 2/3'	<i>70 % Zinn</i>

107 Karin Tschagova, Die Neugestaltung des Liturgiebezirkes in der Basilika Mariazell. In: Der Mariazeller Hochaltar. St. Pölten 2001, 156-163.

Die Detailangaben zu den Dispositionen der neuen Orgeln wurden von den Orgelbaufirmen Mathis (Näfels, GL) und Pflüger (Feldkirch) zur Verfügung gestellt.

<i>Superoctav</i>	2'	70 % Zinn
<i>Mixtur IV-VI</i>	1 1/3'	70 % Zinn
<i>Cornet V</i>	8'	15 % Zinn
<i>Trompete</i>	8'	Naturguss

*Präludiermanual (C – g<sup>'''</sup>, Schwellwerk)*

<i>Gedackt</i>	8'	C – H Holz, dann 15 % Zinn
<i>Salicional</i>	8'	70 % Zinn
<i>Unda maris</i>	8'	70 % Zinn
<i>Principal</i>	4'	70 % Zinn
<i>Rohrflöte</i>	4'	15 % Zinn
<i>Dolce</i>	4'	33 % Zinn
<i>Sesquialtera II</i>	2 2/3'	70 % Zinn
<i>Waldflöte</i>	2'	15 % Zinn
<i>Quint</i>	1 1/3'	70 % Zinn
<i>Mixtur IV</i>	1'	70 % Zinn
<i>Oboe</i>	8'	70 % Zinn, C – H verkürzte Becher

*Pedal (C – f')*

<i>Principalbass</i>	16'	C – E Holz, dann Prospekt 87 % Zinn
<i>Subbass</i>	16'	Holz
<i>Octavbass</i>	8'	kombiniert mit Principalbass
<i>Gedeckt bass</i>	8'	kombiniert mit Subbass
<i>Choralbass</i>	4'	70 % Zinn
<i>Posaune</i>	16'	Naturguss, C – E verkürzte Becher
<i>Trompete</i>	8'	kombiniert mit Posaune

HW/P, SW/P, SW/HW

# Sulmtal, Ennstal, Sausal – aus dem Lebenswerk des Volksschriftstellers Karl Reiterer

von Herbert Blatnik

Im Erzherzog-Johann-Jahr 1982 übergab Frau Nelly Reiterer, die 1902 geborene und jüngste Tochter des Schriftstellers Karl Reiterer, dem Verfasser dieses Aufsatzes ein Konvolut an Handschriften, Zeitungsartikeln und Briefen aus dem Nachlaß ihres Vaters mit der Bitte, geeignete Texte für eine Publikation auszuwählen. Trotz der beachtlichen Fülle stellte sich bei Nachforschungen heraus, dass dies nur ein kleines Segment aus Reiterers Lebenswerk war, der von 1879 bis 1934 volkskundliche Texte, Lieder, Singspiele, Dialektwörter etc. sammelte und veröffentlichte. Sein Werksverzeichnis umfasst etwa 1.140 Titel, zum überwiegenden Teil Texte für Zeitungen und Fachzeitschriften, aber auch 18 Bücher.<sup>1</sup> In jahrelanger Arbeit gelang es, eine umfassende Sammlung seiner Schriften anzulegen, sie nach verschiedenen Kriterien zu ordnen und Handschriften zu tippen.

## Zum Werk des Volkstumforschers Karl Reiterer

Um einen Überblick über das umfangreiche Schaffen des Schriftstellers Karl Reiterer zu gewinnen, werfen wir einen Blick in das Österreichische biographische Lexikon:<sup>2</sup> „Reiterer Karl, Pseudonym „Karl von Wald“, Volkskundler und Schriftsteller. Geboren in Graz, 17. 9. 1860; gest. Graz, 6. 5. 1934. Sohn eines Lehrers; war nach seiner Ausbildung an der Grazer Lehrerbildungsanstalt (1875-1879) in verschiedenen Orten der Steiermark als Lehrer bzw. Direktor an Volksschulen tätig. [...]“

Angeregt von Johann Krainz und Franz Ferk, begann Reiterer, von seiner Frau unterstützt, volkskundlich wichtiges Material zusammenln. Im Bewusstsein, dass die Erschließung der Täler durch Verkehr und Tourismus einen raschen Verfall des geschlossenen, überlieferungsreichen Volkslebens bewirken werde, war er um die Bewahrung, Erklärung und Überlieferung von Wörtern und Redensarten, die Rettung von Sagen, Sprüchen, Liedern, Gedichten und Bauernspielen, von Sitten und Bräuchen bemüht. So verfasste Reiterer, der von P. Rosegger, A. Schlossar, V. v. Geramb etc. hoch geschätzt wurde, gegen 1.200 Aufsätze mit reicher Dokumentation auch im Bereich der Sachkunde, u. a. für die Zeitschriften und Zeitungen „Heimgarten“, „Steirer Sepp“, „Pädagogische Zeitschrift“, „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“, „Zeitschrift für Volkskunde“ (Berlin), „Obersteirerblatt“ und „Tagespost“ (Graz). [...] Als Erzähler bekennt er sich zum Vorbild von Rosegger. [...]“

Angesichts dieses umfassenden Lebenswerkes stellen wir uns die Frage, wie es möglich ist, dass der Schriftsteller Karl Reiterer in Vergessenheit geraten konnte, dass er ferner bei der Landesausstellung des Jahres 1976 „Literatur in der Steiermark“ mit keiner einzigen Silbe erwähnt wurde.<sup>3</sup>

---

Herrn ao.Univ.-Prof. Dr. Markus J. Wenninger danke ich sehr herzlich für die Einsicht in seine Quellensammlung und für zahlreiche wertvolle Hinweise.

1 Die bekanntesten Bücher Reiterers sind: Ennstalerisch. Graz 1913 und s´teirische Paradies. Graz 1919.

2 Österreichisches biographisches Lexikon 1815-1950, Bd. IX. Wien 1988.

3 Vgl. Walter Zitzenbacher (Hg.), Katalog zur Landesausstellung 1976. Graz 1976.

Mit dieser Frage beschäftigte sich auch Prof. Dr. Wilhelm Danhofer, der auf die Problematik verwies, die sich Reiterer selbst auferlegte: Er wollte anerkannter Schriftsteller, Volkskundler und Liederforscher zugleich sein, wollte Rosegger, Geramb und Zack in einer Person sein. Als Schriftsteller erntete er zu wenig Resonanz, weil er auf den Stil in seinen Schriften zu wenig Wert legte, als Volkskundler war oft er ungenau. In einem Nachruf nach seinem Tod im Frühsommer des Jahres 1934 schrieb Viktor Geramb:<sup>4</sup> „Das beste Urteil über Karl Reiterer hat seinerzeit wohl Peter Rosegger ausgesprochen. Er verglich ihn mit einem treuen Bergmann, der edles und auch taubes Gestein in nimmermüder Arbeitskraft zutage fördert und die letzte Sichtung und Ordnung sowie die Feinbearbeitung des Stoffes gern dem Fachmann überläßt.“

## Kinderheimat im Sulmtal

In seinen Büchern versäumte Reiterer keine Gelegenheit, auf eine Kindheit voller Abenteuer hinzuweisen, die er im Sulmtal verbrachte. Diese Jahre, die er in St. Peter im Sulmtal, in den Wäldern ringsum, beim Schwarzfischen in der Sulm, bei den Nachbarsbuben in den Heustadeln etc. erleben durfte, waren prägend für sein ganzes Leben. Jahrzehnte später veröffentlichte er von seinen Dienstorten im Ennstal aus Aufsätze über seine Erlebnisse im „Steirischen Paradies“, wie das Land zwischen Koralpe und Mur damals genannt wurde. Diese Berichte, die noch heute in ihrer Unmittelbarkeit wie fotografische Momentaufnahmen wirken, gehören zu den wertvollsten Berichten aus dem Sulmtaler Volksleben.

„Die Eisenbahn und die Bergwerke veränderten das Bauernleben im Sulmtal. ‚In vier Kohlengruben find’st drei Bauernbuben‘, sagte man, was andeuten sollte, daß die Söhne der Keuschler aus dem umliegenden Hügellande als Bergknappen arbeiteten. Auf geruhsamen Halden mühten sich die Bewohner des Sulmtales durch Jahrhunderte ab, die Heimatscholle zu bearbeiten. Niemand dachte daran, daß es einmal anders kommen könnte. Wo heute Kohlengeruch verspürbar ist, wehte Harzduft aus den Wäldern. Es wurde Kohle gefunden. 1873 baute man die Wieserbahn fertig und nun konnte an eine leichte Verfrachtung des neuen Brennstoffes gedacht werden. Die Bauern verloren hie und da ihren Knecht, denn er wurde Bergknappe und verdiente sich in einem Monat so viel wie bei der Bauernarbeit das ganze Jahr. Das lockte die Leute. Selbst Mädchen gingen, wie ein landläufiger Ausdruck lautet, zum G’werk, um Kohle zu sortieren und zu verladen. Die schmucke Steirerkleidung der Burschen ist dem Bergmannskleide gewichen.“

Der erste Pfiff der Lokomotive wirkte wie ein Posaunenschall. Eine neue Zeit brach herein. Der Bauer konnte seine Naturprodukte, Wein, Rüben, Obst und dergleichen mit der Bahn in die Stadt schaffen lassen, es kam Geld unter die Leute. [...] Holzhändler kamen in die Gegend, auf der Koralpe entstand eine Waldblöße nach der anderen. [...] Ältere Sulmtaler fürchteten sich anfangs, wenn ein Zug vor ihren Augen durch die Maisfelder brauste und bekreuzigten sich. Die Nürnberger Kathl, unsere Magd, verbarg gar ihr Gesicht in der Schürze, wenn sie das Schnaufen der Lok hörte. Auch war sie davon überzeugt, dass es sich nicht um gewöhnliche Kohle handelte, die in der Lokomotive verheizt wurde. Das könne nur Drachenblut sein, meinte sie. Nur gestocktes Drachenblut, das wie Kohle aussah, war imstande, ein so schweres Ungetüm pfeilschnell dahinfahren zu lassen.“<sup>5</sup>

4 Viktor Geramb, Karl Reiterer. In: BlfHk. 12/1934, 33.

5 Karl Reiterer, St. Peter im Sulmtale. In: Karl Köchl, Steirisch Land und Leute. Graz 1925 und Sonderdruck als Zusammenfassung der Sulmtaler Beiträge Karl Reiterers.

Die Jahre von 1872, als er in die Bürgerschule eintrat, bis 1879, als er die Lehrerbildungsanstalt absolvierte, verbrachte der Schulmeistersohn in Graz. Er schlug sich gut durch diese Zeit, dank der monatlichen Besuche seines Vaters, die hauptsächlich dazu dienten, Rechnungen zu bezahlen, die sich „aus Versehen“ angesammelt hatten. Seine musikalische Begabung nützte er, indem er schon mit 14 Jahren Klavier- und Violinunterricht erteilte. Von anderen Schülern erfuhr er, daß es in Graz die Möglichkeit gab, sich als Bettelstudent fortzubringen.

„Zu den Ursulinen in der Sackstraße ging ich und sagte, ‚ein armes Studentl bittet um einen Kosttag‘. Damit reckte ich mein Zeugnis der Pfortnerin durch’s Gitter hindurch. Weil ich aus Religion ein ‚sehr gut‘ hatte, erhielt ich den Kosttag. [...] Natürlich büffelte ich Tag und Nacht den Katechismus, um den Kosttag nicht zu verlieren. Auch bei den ehrwürdigen Franziskanern und bei den Barmherzigen Brüdern aß ich oft.“<sup>6</sup>

In seinem letzten Studienjahr an der Lehrerbildungsanstalt wurde er auch von Professor Franz Ferk, dem verdienstvollen Sagenforscher, unterrichtet. Ferk ermunterte seinen Schüler, Artikel über seine Sulmtaler Heimat für die Grazer Zeitung Steirer Sepl zu verfassen. Tatsächlich erschienen 1879 einige Texte von Reiterer unter verschiedenen Pseudonymen. Diese frühen Aufsätze sind kaum als Arbeiten Reiterers zu erkennen, da sie im Stil stark variieren.

## Verbannung und erste Forschungsarbeiten

Ab dem Herbst 1879 unterrichtete Reiterer einige Monate lang als Aushilfslehrer an der Volksschule seines Heimatortes. In den Jahren 1881 und 1882 absolvierte er seinen Militärdienst in Klagenfurt. 1884 wurde er in der Volksschule St. Peter im Sulmtal als Supplent angestellt. Er selbst hatte diese Rückführung in seinen Heimatort angestrebt. Doch die Tatsache, daß sein Vater selbst dort sein Vorgesetzter war, führte zu unliebsamen Enttäuschungen, und schon bald suchte er um Versetzung an. Im darauffolgenden Jahr wurde ihm diese gewährt, 1885 trat er seinen Dienst an der Volksschule Rassach bei Stainz an. Aus dieser Zeit sind uns nur wenige schriftliche Arbeiten Reiterers überliefert. Seine Tochter Nelli Reiterer wußte dazu die Erklärung: „Mein Vater war damals jung und fesch, war redegewandt. Kurz gesagt, er hatte damals andere Interessen.“<sup>7</sup> Diesen „anderen Interessen“ war es auch zuzuschreiben, daß der Junglehrer noch während des Schuljahres ein Versetzungsdekret für eine Schule im oberen Murtal erhielt. Wie er es selbst einmal formulierte, leistete er sich im benachbarten Stainz eine „verbotene Liaison, eine Anmaßung, die einem Junglehrer mit widerruflicher Dienstzuweisung nicht zustand“.<sup>8</sup>

Im Juni 1886 mußte er seinen Dienst in Pöls ob Judenburg antreten. Als „Springer“ mußte er auch in Mariahof unterrichten. Die Umgebung gefiel ihm, rasch passte er sich den neuen Verhältnissen an. Noch im Sommer wanderte er die Umgebung ab und hielt interessante volkskundliche Details schriftlich fest. Der Zufall wollte es, daß er im Juli mit Professor Ferk in Graz zusammen traf, der ihn bat, auffällige Unterschiede zwischen den Pfarrdörfern Pöls und St. Peter i. S. zu sammeln, was das Dasein der Bauern betrifft, und ihm ein Elaborat darüber zu schicken. Sofort nahm Reiterer die Anregung auf.

„Der Unterschied war ein himmelhoher. [...] Die Stallungen hatten nicht nur riesige Ausdehnungen, sondern besaßen auch zwei, drei Reihen Säulen aus Steingemäuer. Das Vieh hing nicht an Ketten,

6 Tagespost vom 11. 9. 1919, „Volks- und Lebensbilder“.

7 Gespräche mit Frau Petronella Reiterer in Graz, 1982.

8 Ungebundene Mappe „Lebenswerk II“, Archiv der Gemeinde St. Peter i. S.

sondern konnte sich in eingefriedeten Räumen frei bewegen. In den Kellern sah ich Käselaibe aufgestapelt. [...] Beim Reicher, Zechner, Hofer und Simmerbauer sah ich hundert und zweihundert Stück Vieh in den Ställen. In St. Peter war der Pfarrherr der größte Grundbesitzer, man nannte ihn im Volksmunde „den Fürsten vom Sulmtal“, und dieser „Fürst“ besaß nur dreißig Stück Vieh im Stall. Die anderen Bauern hatten die Hälfte weniger.“<sup>9</sup>

Vier Monate später, im Oktober 1886, wurde der Lehrer aus dem Sulmtal nach Donnersbachwald versetzt. „Eine große Niederlage für ihn“, meinte Nelli Reiterer, „auch wenn er dort Schulleiter war und besser verdiente. Der Dienstposten Donnersbachwald galt damals als Verbannungsort, von dem man kaum mehr wegkam. Sein väterlicher Freund Professor Ferik bemühte sich über Beziehungen, das abzuwenden, er konnte aber nichts für ihn tun.“ Reiterer protestierte jahrelang vergeblich gegen die Versetzung. Für einen Artikel in der Pädagogischen Zeitschrift wählte er die Überschrift „Postverhältnisse in den höheren Regionen. Wahrheitsgetreuer Bericht eines Verbannten.“<sup>10</sup> Er zeigte darin den unerträglichen Mißstand auf, daß es in Donnersbachwald gar keinen k. k. Postdienst gab, sondern nur einen „wetterfesten Bäcker, der einmal pro Woche aus Donnersbach, wenn nicht gerade Schneeverwehungen sind, hier ankommt, um seine verbogenen Semmeln anzubieten, die in seinem Heimatort niemand mehr kauft, und aus Gefälligkeit Postsachen mitnimmt“.



*Donnersbachwald, mit persönlichen Bemerkungen Reiterers (Foto, um 1890)*

Dass die „Verbannung“ eine glückliche Fügung des Schicksals war, begriff Reiterer erst Jahre später. Er lernte Elise Höpflinger, die Tochter des begüterten Gastwirts „Stögerwirt“ kennen. 1887 heiratete er Lise. Mit ihr verbrachte er viele Abende in der Gaststube, lernte die Waldbauern, ihre Holzknechte, Köhler und Keuschler kennen. Er erfuhr Details aus ihrer Erlebniswelt, die er sich notierte. „Was ich nicht gleich verstand, wusste mir meine Frau zu erklären und wir ergänzten uns gegenseitig. Ja, ich muß gestehen, daß mich meine Frau auf vieles hinleitete, das mir entgangen wäre.“<sup>11</sup> Bald nahm er seine im Murtal unterbrochenen Forschungsarbeiten wieder auf. Das „Waldland“, wie er das Bergland zwischen

<sup>9</sup> Karl Reiterer, *Mein goldenes Steirerland*. Graz 1921, 46.

<sup>10</sup> *Pädagogische Zeitschrift*, Graz, 20. 3. 1889, 138.

<sup>11</sup> Karl Reiterer, *Waldbauernblut*. Leoben 1910, Vorwort.

dem Murtal und dem Ennstal nannte, zog ihn immer mehr in seinen Bann. Er begann gezielt nach Vierzeilern, Krippenliedern, Hirtenliedern, Sagen, Dialektwörtern, Kinderspielen, Spottversen, Wetterregeln, Redensarten, Grabinschriften, Heilmitteln der Bauernärzte usw. zu sammeln.

„Die Marterln sind an Kreuzen, Häusern, Bäumen u. dgl. angebracht und erinnern an einen Unglücksfall an der betreffenden Stelle, sei es, daß ein Holzarbeiter, Fuhrmann, Reiter oder Holzarbeiter eines jähen Todes starb, oder jemand vom Tod durch Blitzschlag oder Raubmord ereilt wurde. [...] Von allen Marterlinschriften ist jene bemerkenswert, die noch 1886 auf dem Wege von Donnersbach nach Donnersbach-Wald zu sehen war und das Verslein enthielt:

Wanderer, steh und schau,  
hier starb eine gute Frau.  
Elisabeth war sie genannt,  
der Himmel ist nun ihr Vaterland.  
Ertrunken am 2. Mai beim  
Hochwasser in Donnersbach 1864.“<sup>12</sup>

Als besonderer Glücksfall erwies sich die Bekanntschaft eines betagten Bauernknechtes, der einst als Volkskomödiant die Hauptrollen von drei Singspielen innehatte, die jedoch seit Jahrzehnten nicht mehr gespielt wurden.<sup>13</sup> Der Mann händigte Reiterer die handgeschriebenen Texte aus, Reiterer schrieb sie ab, schickte die Originale teils an das Stmk. Landesarchiv, teils an den Verein für österreichische Volkskunde in Wien. Über die Spiele, die er in Donnersbachwald mit Einheimischen aufführte, berichtete er in mehreren Publikationen.<sup>14</sup> So wurde Peter Rosegger, das große Vorbild Reiterers, auf ihn aufmerksam. Er bat ihn, für die Literaturzeitschrift „Heimgarten“ Texte einzusenden. Von 1891 an erschienen insgesamt 65 Artikel aus seiner Feder, darunter die geschätzten „Sagen und Volksmeinungen“ und „Mundartliche Sprüche aus Steiermark“<sup>15</sup> Reiterer schrieb ab 1895 nicht nur für den Steirer Seppel und Heimgarten, sondern auch für die Alpenpost und Tagespost.



*Karl Reiterer, 1860–1934*

12 Gebundenes Tagebuch „Lebenswerk I“, 296 und Handschrift „Marterln und Grabinschriften“, beide im Archiv der Gemeinde St. Peter i. S.

13 Die Bekanntschaft mit Ägydius Luidold erwähnte Reiterer oft, z. B. in seinem Buch *Waldbauernblut*. Leoben 1910, 123.

14 Das am öftesten gespielte hieß „Die vier Landständ“. Vgl. die Zusammenfassung in: *Zeitschrift für österreichische Volkskunde* 1/1895, 119.

15 *Heimgarten*, April 1894, 543 und Dezember 1897, 230.

## Chronist des Ennstales

Mehrmals richtete Reiterer Versetzungsansuchen an die Schulbehörden, doch ohne Erfolg. Im Herbst 1895 besprach er mit Ferdinand Reichsritter von Pantz, den er bei einem Jagdausflug kennen gelernt hatte, auf dessen Gut bei Stainach seine Situation. Der Reichsratsabgeordnete versprach sofort, ihm zu helfen, mit dem Nachsatz: „Aber weit weg möchte ich Sie nicht haben, das Ennstal braucht Sie.“<sup>16</sup> Im Jänner 1896 traf das ersehnte Dekret ein, der Schulleiter wurde „aus dienstrechtlichen Gründen“ an die Volksschule Weißenbach bei Liezen versetzt.

Der Arbeitsaufwand wuchs im neuen Dienstort enorm an. Es gab in der weiteren Umgebung kaum eine Veranstaltung, zu der man Reiterer nicht einlud, um für Zeitungen über das Ereignis zu berichten. Dessen ungeachtet schien er genug Zeit gefunden zu haben, seine volkskundlichen Nachforschungen fortzusetzen, die ihn bis in das Ausseerland führten. Um seine Bahnfahrten finanzieren zu können, diente er Dr. Hermann von Wissmann als Privatsekretär. Wißmann, ehemaliger Gouverneur von Deutsch-Ostafrika, hatte den Gutshof „Mar in Lampalten“ bei Weißenbach erworben und verbrachte dort die Jahre 1899 bis zu seinem Tod im Juni 1905.

Das Jahrzehnt, das Reiterer in Weißenbach verbrachte, war ein besonders schaffensreiches. Seine Wanderungen mit Notizheft und Bleistift führten ihn in die entlegensten Winkel des Waldlandes. Oftmals wanderte er über das Glattojoch in das Murtal, um seine Sagensammlung zu erweitern. Seine Absicht war, wie Johann Krainz zwei Jahrzehnte zuvor, die für die einzelnen Ortschaften typischen Sagen zu ergründen.

„Anderntags pilgerte ich wieder von meinem Quartier beim Mörschbacher [in St. Peter am Kammersberg] die Berglehne hinauf zum Rainerbauern, an den Behausungen der weniger betuchten Kammersberger Bauern vorbei, ihre kläffenden Hunde abwehrend. Mein Herz frohlockte, als ich die alte Thresl auf dem Brunnenbankl sitzen sah. Auch in ihrem Gesicht glaubte ich ein kurzes Aufleuchten bemerkt zu haben, als sie mich kommen sah. „Dischkriern‘s nur mit ihr, die kann Ihnen etla G’schichten erzähl’n“, meinte der Jungbauer. Wirklich, das alte, verhutzelte Weibel, vom Alter gebeugt, zeichnete<sup>17</sup> sich durch einen geradezu unerschöpflichen Erinnerungsschatz aus. Man hatte ihr bereits kundgetan, wer ich war und was ich von ihr erfahren wollte. So eröffnete sie ihren Reigen mit Erzählungen über alte Bauerngeschlechter, brachte Erlebtes aus ihrer Kindheit, die in die Regentschaft des Kaisers Franz reichte und Erzählungen vom elterlichen Hof. Das mochte eine Stunde gedauert haben. Ich wagte nicht, sie zu unterbrechen. Plötzlich stockte sie. Sie wüsste schon noch allerlei zu erzählen, doch läge dies so lange zurück, ihre Großeltern hätten immer davon erzählt. Liebes Weiblein, wenn Du wüsstest, wie gern ich das alles hören möchte, dachte ich bei mir selbst. So bat ich sie, fortzufahren. Vom Reinigen einer sündhaften Seele erzählte sie. Da war einmal eine Peterer Wirtstochter [von St. Peter a. K.]. Die war mehr auf dem Tanzboden, als in der Kirchenbank anzutreffen. Ein liederliches Dirndl, würde man heute sagen. Ganz schlimm wurde es mit ihr, als sie an einen Dorfburschen geriet, der auch einen leichtfertigen Lebenswandel führte, und den sie immerzu heimlich ins Haus mitnahm. Mutter und Vater waren betrübt, als sie merkten, was da vor sich ging, ermahnten sie, doch sie wollte von dem Burschen nicht los lassen. Als das sündhafte Verhältnis ins dritte Jahr ging, kam eines Sonntags ihre Taufpatin und nahm sie in die Kirche mit. Dort vernahm sie den Herrn Curat scharf über die Gebotsübertretung der

<sup>16</sup> Wie Anm. 8.

<sup>17</sup> Vgl. Johann Krainz, Mythen und Sagen aus dem steirischen Hochlande, Bruck a. d. Mur 1880. Krainz wurde unter dem Pseudonym „Hans von der Sann“ bekannt.

Unkeuschheit predigen. Das Dirndl war bis ins Herz gerührt. Sie hatte gehört, dass Menschen, die derart lebten, eines Tages vom Teufel geholt würden. Daheim angekommen, heizte sie den Backofen ein. Sie wusste, dass es ein sicheres Mittel gab, der Hölle zu entrinnen. Sie musste sich, mit einem Kreuzifix in der Hand, bei lebendigem Leib selbst verbrennen. Als die Flammen hochschlugen, stieg sie in den Ofen und verbrannte sich. Gleich darauf flog eine schneeweiße Taube zum Ofenloch hinaus. So kam die Seele der Sünderin geradewegs in den Himmel.

Nachdem sie ausgedet hatte, konnte ich ihr nicht schnell genug leb' wohl sagen, um ins Tal abzusteigen und das Gehörte zu Papier zu bringen.“<sup>18</sup>

## Kritik

Reiterer stand auf dem Höhepunkt seines Schaffens. Er belieferte über ein Dutzend Zeitungen mit seinen Texten, seine Bücher erzielten relativ hohe Auflagen.<sup>19</sup> Seine Popularität hatte freilich ihren Preis. Längst hatte er erkannt, dass die regionalen Verlage, wie Anton Grill in Aussee und Hans Prosl in Leoben, nicht so sehr an akribischer Brauchtumsforschung interessiert waren, sondern eher an unterhaltsamer Lektüre. In vielen Zeitungsartikeln kam Reiterer dem Geschmack des Publikums entgegen mit klischeehaften Inhalten, wengleich sie von Erdverbundenheit und Heiterkeit geprägt waren. Dies hatte zur Folge, dass sich einer seiner „edelsten Getreuen“, wie er Hans Krainz einmal bezeichnete, im Herbst 1907 von ihm abwandte. Krainz hatte es unerträglich gefunden, dass Reiterer das Autorenhonorar über den Forschergeist stellte. Reiterer vermerkte dazu in seinem Tagebuch:<sup>20</sup>

„Heute schrieb mir einer meiner lieben Freunde, daß jemand gesagt hätte, ich schriebe nicht mehr von innen heraus, sondern für das Äußere. Ich soll also ein Egoist oder Ähnliches sein? Ja, schreibt denn nicht Rosegger auch, um zu verdienen? [...] Soll ich, als Vater von sechs Kindern, nicht verdienen wollen?“

Drei Jahre danach kamen die Dinge wieder in's Lot: Reiterer veröffentlichte im Juni 1910 sein Buch „Waldbauernblut“.<sup>21</sup> Viktor von Geramb schrieb in seiner Rezension, Reiterer habe zwar „im leichten Plaudertone dem Leserpublikum [...] zu viele Zugeständnisse gemacht“, fand aber „doch viel Wertvolles und vor allem viel Neues, so daß kein volkskundlicher Forscher daran wird vorübergehen können.“

## Erforscher des Sausaler Berglandes

Vier Jahre lang, von 1907 bis 1911, wirkte er als Schulleiter in Trieben. Als er bei einem Besuch in Graz erfahren hatte, dass die Schulleiterstelle in Wetmannstätten bald frei würde, suchte er darum an und bekam sie auch.

---

18 Undatierte Beilage „Murtaler Sagen“ der Obersteirischen Volkszeitung im Bestand Reiterer, Lesezirkel-Mappe, Archiv der Gemeinde St. Peter i. S. Dieselbe Geschichte erwähnte Reiterer in seinem Aufsatz „Sagen und Volksmeinungen“ für den „Heimgarten“, Heft 7 vom 1. 4. 1894. Dort führte Reiterer nur die wesentlichen Details an, ohne Orte und Namen zu nennen.

19 Sein erstes Buch war Älplerblut, Allerlei Geschichten und Gestalten aus den Bergen für das Volk. Wien 1902. Es wurde mehrfach nachgedruckt.

20 Gebundenes Tagebuch „Lebenswerk I“, 303.

21 Karl Reiterer, Waldbauernblut – Volksbilder aus Steiermark mit besonderer Berücksichtigung des Ennstales. Leoben 1910. Die Rezension Geramb's erschien in den „Blättern zur Geschichte und Heimatkunde der Alpenländer“, Beilage zum Grazer Tagblatt vom 31. 7. 1910, 64.

Schon als Kind hatte er Erzählungen über das Bergland rund um den Demmerkogel gehört, dessen bewaldete Hänge vom Sulmtal aus zu sehen waren. In den Schulferien durfte er seinen Vater auf einer Fahrt nach St. Andrä im Sausal begleiten. Sie besuchten den Schulleiter, mit dem sein Vater befreundet war.

„Da Feriezeit war, nächtigten wir bequem im Schulhaus. Frühmorgens sahen wir ein kleines Weibl mit einem Kind auf dem Arm barfüßig durch das nasse Gras auf das Haus zu kommen. Ihr buntes Kopftuch, nach gewisser Art verknüpft, verriet ihre Herkunft: Eine ungarische Zigeunerin. Von Zeit zu Zeit, sagte unsere Quartiergeberin, kämen sie, lagerten mit ihrer plärrenden Kinderschar und den an ihren Wagen angebundenen Ziegen in der Leiten am Bach. Unbemerkt schlichen sie über die Obstgärten an die Häuser heran und eh man sich's versah, standen sie im Hausflur. Wahrsagen wollten sie einem, sowie Heilsalben anbieten. Waren sie auf der Flucht, konnten sie sich blitzartig in Bäume verwandeln. Die Zigeunerin betrat die Diele. Dem Schulmeister stieg der Zorn ins Gesicht, er wollte sie zum Verlassen des Hauses auffordern. ‚Untersteh dich, die möcht´ dich verwünschen! Einen Zigeunerfluch wird man nie mehr los,‘ zischte seine Ehefrau ihm zu. Sonach gab sie der Frau ein Sechserl und labte ihr Kind mit Milch.“

Bis zu seinem Ruhestand im Jahr 1921 durchwanderte er dutzende Male das Sausal. Hatte er sich auf seinen Ennstaler Forschungsreisen buchstäblich alles notiert, was sein Interesse weckte, so beschränkte er sich bei der Erforschung des Sausals nach Rücksprache mit Viktor von Geramb auf wenige Themen.<sup>22</sup> Dazu gehörten vor allem Sagen, die für die Region typisch sind, aber auch Überliefertes aus dem Bauernleben vor der Grundentlastung. Seinem Interesse am Transzendenten folgend, sammelte er vorwiegend Sagen.



*St. Nicolai im Sausal (Ansichtskarte um 1900)*

<sup>22</sup> Der Kontakt mit Geramb schien sich nach dem Jahr 1910 vertieft zu haben, wie Briefe von Geramb aus jener Zeit bezeugen.

„Wer [...] heimatlichen Boden durchforscht, wandert von Wettmannstätten ostwärts auch ins Sausaler Gebiet. Hier ein Weingarten, dort eine Winzerkeusche, im Tal Maisfelder, auf den Höhen Rebanlagen. Man gelangt in den weltabgeschiedenen Brünngraben, wo sich die Füchse gute Nacht sagen, oder man erklimmt vom Schlößl Waldschach aus den Nikolaiberg, vom Genseberg aus den Demmerkogel und von Neudorf weg geht es auch nach Kitzeck, dem höchstgelegenen Dorfe des Hügellgebietes.“<sup>23</sup>

Im Sausal lernte er Bauern kennen, welche mit dem Verkauf ihres guten Weines zu bescheidenem Wohlstand gelangt waren. In Ermangelung an Landkarten oder Wegweisern orientierten sich die Weinhändler an den hohen Pappeln, die in den Höfen vieler Bauern standen und als „Blitzfang“ dienten. Die Grazer Wirte kauften im Sausal am liebsten den Sausaler Gutedler, aber auch andere Sorten wurden angeboten.

„Beim Bauernhof Fuchshansel, hieß es, krieg‘st einen guten Rotgipfler.“ [...] Die Riede von Mitteregg liefern den besten Sausaler. Ein Ried kann dort in einem guten Weinjahr bis zu 50 Eimer Wein pro Joch liefern. Als die Sausaler ‚Weinzerln‘ nach einer vortrefflichen Fechsung mehr Wein hatten, als ihre Fässer aufnehmen konnten, rührten sie den Mörtel für Arbeiten am Schloss Harrachegg mit Wein an. Die mit dem Weinmörtel gebauten Mauern stehen heute noch. Der Lamperhansl-Wirt von Harrachegg weiß zu berichten, daß vor Jahrzehnten die Weinhändler aus Preding schockweis‘ jeden Winter auf dem vereisten Hohlweg von Waldschach an den Teichen vorbei zum Mikloberg [Nikolaiberg] heraufmarschierten, um die Weine zu kosten. Bis zum Einbruch der Dunkelheit schafften sie es, alle Weinbauern aufzusuchen. Ihr Heimweg im Rausch soll sich sehr lustig gestaltet haben, mancher lag mehr auf dem Boden, als er hätte gehen können.“ „Ganz am Südabhange des Sausaler Gebirges, in Brudersegg, gedeiht ein Wein, der harntreibend wirkt. Der einstige Pfarrer von Liezen, Franz Fauster, seinerzeit Kaplan in Leibnitz, teilte mir mit, es habe ein Wassersüchtiger ein Fäßlein Brudersegger Wein getrunken, worauf er wieder genas.“<sup>24</sup>

Im Sausal traf der Oberlehrer auf ein, wie er vermerkte, „schier unergründliches Phänomen“.<sup>25</sup> Oft war es ihm unmöglich, zu unterscheiden, ob Erzähltes als Sage zu betrachten war, oder ob es sich tatsächlich zugetragen hatte.

„Vom Überlisten des Teufels, seinen Verwandlungskünsten, Wegschoadsitzen, Wettermachen, Anweil‘n, Geisterglaube, Lahnwaberl, Pestsagen, Schatzgräbersagen, Gschiedhunderln, Schloßsagen, Waldschratteln, Scheintotsagen, traf ich im Sausal alles an, wie im Sulmtal auch. Was ich vermißte waren die Wildfrauen aus den Bergen, der glühende Schab und alte Türkensagen. Ganz zu schweigen von den Tatzelwürmern, den Waldmenschen und Lindwürmern des Ennstales. Unbekannt war auch das Leben abbeten und Diebbannen und die Bauerngerichtsbarkeit.

Schwer fiel mir oft das Abwägen des Gehörten nach dem Grad der Ursprünglichkeit. Meldete mir einmal die Ahnl vom Taucher-Bauern, sie wüßte eine ganz alte Sage. Dann erzählte sie mir vom Verschwinden eines Goldbergwerkes, das im Laßnitztal bestanden haben soll. Schon nach wenigen Sätzen hätte ich die Sage weiter erzählen können, denn ich kannte sie unter dem Titel ‚Der Untergang des Silberstollens von Oberzeiring‘, abgedruckt in einem Lesebuch für Landschulen. Sie schwor, die Sage von ihrem Vater gehört zu haben.

23 Tagespost vom 12. 3. 1922, „Wanderung im Sausal“.

24 Zeitungsartikel „Der Sausaler Landmann“ ohne Datum, Archiv der Gemeinde St. Peter i. S. Tagespost vom 12. 3. 1922, „Wanderung im Sausal“.

25 Ungebundene Mappe „Lebenswerk II“, Sammelmappe 2, Kapitel „Sagen“, abgeschlossen 1931.

Beim Stanglbauern von St. Andrä erfuhr ich einige Teufelssagen, die merkwürdigste in Zusammenhang mit einem Kind: Zwischen Pistorf und Gleinstätten war lange Zeit auf der Bezirksstraße ein großer, schwarzer Hund zu sehen. Das war niemand anderer als der Teufel, der die Pistorfer Bauern vom Kirchengang abhalten wollte. Kam man ihm zu nahe, spie er glühende Kohlestücke aus seinem Maul. Ein Bauernbub aus Pistorf war einmal mutig genug, eine handvoll dieser ‚Köhlerln‘ aufzuklauben, um sie daheim zu zeigen. Wie staunte er, als er daheim in seiner Tasche lauter Goldstücke vorfand.

In Brudersegg erzählt man sich heute noch die Sage, wie der Ort zu seinem Namen gekommen war. Zur Zeit der Pest sollen nur zwei Brüder am Leben geblieben sein. Alle übrigen Bewohner in der Nachbarschaft habe die Seuche hinweggerafft. Um sich zu vergewissern, ob der Bruder, der in einem Hause um´s Eck wohnte, noch am Leben sei, trat der zweite Bauer an jedem Morgen vor sein Haus und rief dem anderen Bruder zu: ‚Bruder um´s Eck, lebst noch?‘ Erst wenn der erste Bauer zurück rief, ‚Ja, ich leb noch‘, kehrte sein Bruder in sein Haus zurück.<sup>26</sup>

Als Sage, die er in dieser Form noch nie gehört hatte, notierte er sich die Erzählung von der ‚Schlangenzauberin‘. Er hatte sie von der Bauersfrau Maria Kahr in Flamberg gehört.

„Als der Großvater der Kahr-Bäuerin noch die alte Stoariegl-Keusche besaß, tauchte eines Tages eine alte Frau auf und bat ihn, er möge sie in der Keusche wohnen lassen, sie würde gut auf die Keusche schauen. Der Altbauer antwortete, das könne er nicht gewähren, die Keusche sei ganz verfallen und würde bald einstürzen. Indessen ließ sich die Frau nicht abweisen, also ließ man sie darin wohnen. Bald darauf wurde ihnen zugetragen, die Frau hielt sich den ganzen Tag im Kahrholz auf und sammle Wurzeln. Vermutlich sei sie auch eine Hexe. Der Bauer lachte darüber, er glaubte nicht an Hexen. Einmal soll sich aber folgendes zugetragen haben: Die Alte geriet mit den drei Söhnen des Nachbarn in Streit, weil sie in deren Wald auch umherging. Sie trieben die Alte aus dem Wald hinaus auf einen Steinbruch zu und wollten sie da hinunterstürzen. Da griff sie plötzlich in ihren Sack und zog ein Bündel Wurzeln heraus. Die Burschen lachten darüber, aber da schleuderte sie ihnen auch schon die Wurzeln vor die Füße. Die Wurzeln hatten sich augenblicklich in Schlangen verwandelt. Entsetzt sprangen die Burschen zurück und liefen fort. Ebenso verschwand die Alte, und noch in jener Nacht fiel die Keusche in sich zusammen.“<sup>27</sup>

Ausreichend verbürgt dürfte Reiterer Erzählungen aus der Zeit des Tabaksmuggels gefunden haben. Zumindest verwies er sie nicht in das Reich der Sage.<sup>28</sup>

„Vor siebzig Jahren [ca. 1850] lebte in Wettmannstätten ein Mann namens Sebastian Jöbstl, der so kräftig gebaut war, daß er 150 Pfund Tabak auf einmal als Schwärzer [Tabaksmuggler] von der ungarischen Grenze heraufzutragen vermochte. Wie der Gewährsmann, der mir diese Mitteilung machte, versicherte, hatte Wastl den Kopf voll zugeheilte Löcher, die alle von Raufereien mit Grenzwächtern herstammten. [...] Sein Bruder, ein ebenfalls kräftiger Mann, vermochte nur 80 Pfund geschwärzten Tabaks von Radkersburg heraufzutragen. In Radkersburg muß man einen Bach übersetzen, wo die Grenzer einmal Jöbstl nachschossen.“ Wer sich als Tabakswärzer verdingte, konnte viel Geld verdienen. „Der Tabak wurde in Rollen zwischen vier Stäbe gepreßt, an denen Gurten angebracht waren.

26 Die beiden letzten Sagen wurden zweimal publiziert: Tagespost vom 12. 3. 1922, „Wanderung im Sausal“ und Karl Reiterer, Steirische Dorfgestalten, Band 8 der Alpenfreund-Bücherei, ohne Datum, ohne Verlagsort, 13.

27 Ungebundene Mappe „Lebenswerk II“, Sammelmappe 2 „Sausal“, Zeitungsausschnitt „Hexenglaube im Sausal“, ohne Datum.

28 Tagespost vom 13. 2. 1921, „Tabakschleichhandel in alter Zeit“. Zeitungsartikel „Der Sausaler Landmann“ ohne Datum, Archiv der Gemeinde St. Peter i. S.

Es galt, möglichst viel Ware auf einmal zu schleppen, sonst zahlte es sich nicht aus.“ Weiter hieß es, dass das Risiko sehr groß war, erwischt zu werden. „Die Grenzer kamen selbst in die Dörfer und visitierten die Taschen der Kirchenbesucher, um nachzuschauen, ob sie nicht ‚Geschwärzten‘ bei sich trügen. Der geschmuggelte Tabak war gebeizt, um bei feuchter Witterung nicht zu verderben, roch daher ein wenig anders, als der legitim erhältliche Brieftabak.

Ein bekannter Umschlagplatz für den illegalen Tabakhandel dürfte Wildon gewesen sein. Die Straße von Wildon über das Sausal nach Stainz und über Modriach weiter nach Kärnten hieß die ‚Tabakschwärzerstraße‘. Nur besonders ausdauernde Männer schafften es, ihre Last von der Ungarngrenze bis nach Kärnten in einer Woche zu schleppen. Angesichts der strengen Kontrollen hatten sie die Bezirksstraßen oder gar die Reichsstraße zu meiden, um stattdessen mühselige Pfade durch Wälder auf sich zu nehmen. Regnete es, mussten sie ihren Marsch absetzen. Dies wurde dem Wastl eines Tage zum Verhängnis. Als er wieder einmal schwer bepackt von Wildon kommend den Weg durch das Sausal nahm, wurde er von einem Gewitter überrascht. Da erinnerte er sich des abgelegenen Wirtshauses Kreuzfreitag, wo vormalig sogar Marodeure Zuflucht gefunden hatten. Nachdem er eingekehrt war, wurde er von einem Fuhrmann, den er vor Jahren während eines Scharmützels niedergedrungen hatte, erkannt. Dieser verriet seinen Widersacher. Wastl wurde in Eisen geschlagen und in den Kerker geworfen.“

## Mahner und Kritiker

Nach seiner Pensionierung im Herbst 1921 musste der nunmehr 61jährige seine Dienstwohnung in Wettmannstätten verlassen und zog nach Graz, wo er für sich und seine Familie eine Wohnung in der Sporgasse 16 erwarb. „Soweit ich mich erinnere, war mein Vater nur selten daheim“, äußerte sich seine Tochter Nelli über die „Grazer Zeit“. „Entweder war er im Landesarchiv, oder reiste das Ennstal ab.“ Bald wurde das Ergebnis seiner Forschungsreisen bekannt: Im März des Jahres 1928 hielt er mehrere Vorträge über sein jüngstes Buch „Der Waldbauerntod“.<sup>29</sup> Damit behandelte Reiterer den sozialen Niedergang der Ennstaler Bauernschaft in der Zeit zwischen 1880 und 1920, insbesondere des Dorfes Donnersbachwald. Reiterer ermahnte zugleich die Bewohner anderer Orte, welche bereits von der gleichen Entwicklung erfasst worden waren, die Zeichen der Zeit richtig zu deuten und alle nur erdenklichen Maßnahmen zu ergreifen, um dem „Waldbauerntod“ zu entrinnen.

Den Rezensionen in den Zeitungen können wir entnehmen, daß das Buch niemand gleichgültig zurückließ. Reiterer war mit einem Mal der „Chronist des Bauernsterbens“, der Zustände aufzeigte, die allgemein bekannt waren, über die jedoch nicht gesprochen wurde. Im November durfte er für seine Verdienste um das steirische Bauerntum aus der Hand des Landeshauptmannes Rintelen das Goldene Verdienstkreuz für das Land Steiermark entgegennehmen.<sup>30</sup>

Darüber hinaus hatte Reiterer Forschungsergebnisse für zwei Bücher mit den Titeln „Das Waldland“ und „Sulmtal und Sausal“ angesammelt. Die Veröffentlichung der Bücher kam aus wirtschaftlichen Gründen nicht mehr zustande. Der verdiente Schriftsteller, Ehrenbürger von St. Peter im Sulmtal, Wettmannstätten, Schönaich und Lassenberg, starb im Alter von 74 Jahren.

---

<sup>29</sup> Karl Reiterer, *Der Waldbauerntod. Bilder zur Bauernfamilienforschung*, Graz 1928.

<sup>30</sup> Zuvor war ihm das Goldene Ehrenzeichen für Verdienste um die Republik verliehen worden.

# Kindheit auf der Pirkerhuben

Lebenserinnerungen aus der Zwischenkriegszeit auf der Stolzalpe

von Renate Brodschild

Am 20. Februar 1993 verstarb in Badgastein die Pensionistin Adele Bogensberger. Sie stammte von einem Bauernhof in der Hinteren Krakau und verbrachte ihre Kindheit als Tochter einer ledigen Landarbeiterin auf der Stolzalpe bei Murau. Wenige Monate vor ihrem Ableben besuchte sie das Murauer Heimatmuseum, weil sie, wie sie mir erzählte, alleinstehend und ohne Erben, einen würdigen Platz für die Aufbewahrung der persönlichen Gebrauchsgegenstände und Erinnerungsstücke aus ihrer Kindheit finden wollte.

In ihren letzten Lebensjahren hat Frau Bogensberger auch eine kleine Chronik verfasst, in der sie das harte Leben der Mutter und die entbehrungsreiche Zeit ihrer Kindheit und Jugend beschreibt. Diese Lebensgeschichte ist, ergänzt mit vielen Photographien, Dokumenten, Zeugnissen und anderen Schriftstücken, ein anschauliches und auch berührendes Zeitdokument, das die mühevollen und karge Existenz des bäuerlichen Gesindes in der damaligen Zeit lebendig werden lässt. Sie nannte diese Erinnerungen eine kleine „Familienchronik“ und begann sie mit den schlichten Worten: *„Die Familie, das sind meine Mutter und ich“*.

Über das Leben von Mutter und Tochter möchte ich daraus einiges berichten, weil die Lebensumstände und sozialen Verhältnisse jener Zeit in so einfacher und doch treffender Weise geschildert werden.

Bald nach meiner ersten und leider einzigen persönlichen Begegnung mit Frau Bogensberger überließ sie dem Museum unter anderem folgende Gegenstände: Eine silberne Taschenuhr mit Goldzeigern und Blumenmuster an einer Silberkette, das Geschenk ihres Vaters an ihre Mutter anlässlich der Geburt der kleinen Adele am 4. Dezember 1924, ein Paar schwarze, hohe Schnürschuhe, ungetragen, die besten Schuhe der Mutter aus der Zeit um 1930, ein Poesiealbum, einige rupferne Handtücher, einen selbst geschnitzten Wanderstock, einige Hirschfänger, drei Steinguteller, zwei Porzellanteller, eine Kaffeetasse, etliche selbst verfertigte Handarbeiten und zwei kleine Schildkrötpuppen.



*Elisabeth Bogensberger,  
aufgenommen im Jahr  
1940*

Außerdem vermachte sie dem Museum testamentarisch eine bemalte, rote Holztruhe, die sie „Kufer“ nannte, ein Ausdruck, der älteren Murauern noch bekannt ist. Es war dies die Wandertruhe ihrer Mutter, die darin alle ihre Habseligkeiten verstaut hat, wenn sie als Bauernmagd zu einem neuen Dienstgeber umzog. Die Truhe ist bis zuletzt an einem Ehrenplatz in ihrem Wohnzimmer gestanden.

Die Mutter, Elisabeth Bogensberger, wurde im Jahr 1886 geboren und wuchs als uneheliches Kind auf dem „Sauschneiderhof“, dem Bauernhof des Vaters Josef Taferner, in Krakauhintermühlen auf. Wie es damals allgemein üblich war, musste sie schon als Kind auf dem Hof mitarbeiten. Auf Schulbesuch wurde wenig Wert gelegt, viel wichtiger waren die Arbeit in Haus und Hof und die Fertigkeiten, Gewand flicken und Strümpfe stricken und stopfen zu können, denn diese Kleidungsstücke mussten ja jahrelang

getragen werden. Zum Spielen blieb den Kindern keine Zeit. Süßigkeiten gab es nie, und selbst zu Weihnachten waren Geschenke unbekannt. Nicht einmal ein Christbaum wurde aufgestellt.

Nach dem Ende der Schulzeit war für Elisabeth kein Platz mehr am väterlichen Hof, und sie musste bei einem anderen Bauern „in den Dienst gehen“. Sie diente dann als Magd, Küchenmagd oder für „sämtliche Arbeiten“ bei verschiedenen Bauernhöfen, zeitweise auch in Gasthöfen in der Krakau, in St. Georgen und auch in Murau. Nach der letzten Eintragung in ihrem Dienstbuch war sie vom 1. Jänner 1924 bis 1. November 1924 beim Tierarzt Bernhard Fest in Murau als Magd beschäftigt. Im Dienstzeugnis steht, dass sie zur vollsten Zufriedenheit gedient hat und gesund entlassen worden ist. Einen Monat später, am 4. Dezember 1924, kam ihre Tochter Adele zur Welt!

Nun folgten besonders schwierige Jahre für die unversorgte Frau, denn als Magd mit einem „ledigen Kind“ musste sie froh sein, auf einem Dienstposten überhaupt geduldet zu werden. Der Kindesvater, ein Bauer aus Seebach im Rantental, hat sich nie um Mutter oder Tochter gekümmert. Adele hat ihn auch nie kennen gelernt. Nur die bereits erwähnte Taschenuhr, das Geschenk zur Geburt, blieb als Erinnerung an ihn erhalten. Mutter Bogensberger musste sich mit ihrem Kind so „recht und schlecht“ durchschlagen, bis sie endlich im Jahr 1929, als Adele gerade fünf Jahre alt war, eine feste Anstellung als Landarbeiterin bei der Sonnenheilstätte Stolzalpe fand.

Die Stolzalpe konnte auf ihrem sonnigen Südhang über Murau auf eine überdurchschnittlich hohe Anzahl von Sonnenstunden im Jahr verweisen und schien auch dank ihrer klimatisch günstigen Höhenlage für die Behandlung von Tuberkulosekranken vorzüglich geeignet zu sein. Das Land Steiermark hatte daher bereits im Jahr 1920 hier in der Gemeinde Stallbaum, heute Gemeinde Stolzalpe, zwei Kinderheime errichten lassen, um diese gefürchtete Volksseuche entsprechend zu bekämpfen. Um dem großen Bedarf an Pflegeplätzen nachkommen zu können, wurde bald darauf mit dem Bau des großen Kurhauses begonnen, das im Jahr 1929 eröffnet werden konnte und nach etlichen Erweiterungen heute als Landeskrankenhaus mit Schwerpunkt Orthopädie geführt wird.

Zu den beiden Kinderheimen und dem großen Kurhaus gehörten damals auch eine große Landwirtschaft, eine Gärtnerei und eine Schottermühle, um den Betrieb möglichst eigenständig führen zu können. Die Landwirtschaft umfasste vier Bauernhöfe mit insgesamt 150 ha Grundbesitz, die das Land Steiermark im Zuge der Errichtung der Sonnenheilstätte erworben hatte. Die Bauernhöfe waren das Pernergut mit einer Zuhube, die Rahmhube und die Höfe vlg. Hillberger und vlg. Pirker. Die Landwirtschaft war damals für die Versorgung der Kranken und des Personals notwendig, lieferte sie doch Milch, Fleisch und auch etwas Gemüse für die entlegene Heilstätte auf 1.300 m Seehöhe.

Elisabeth Bogensberger hatte also das Glück, hier als Landarbeiterin endlich eine dauerhafte Anstellung zu finden, bei der sie bis zu ihrem Pensionsantritt im Jahre 1951 bleiben konnte.

Der einstige Bauernhof vlg. Hillberger, eines der ältesten Bauerngüter der Gemeinde Stolzalpe, lag schon damals direkt an der Straße zum Kurhaus und wurde „die Wirtschaft“ genannt. Hier befanden sich die Stallungen und die Unterkünfte für bis zu 30 Mägde und Knechte unter der Leitung einer Wirtschafterin. Elisabeth Bogensberger erhielt eine kleine Dachkammer zugewiesen, die sie mit einer anderen Magd teilen musste, obwohl nur zwei Betten vorhanden waren. Adele war noch klein und konnte im Bett der Mutter schlafen. Tagsüber blieb das Kind sich selbst überlassen, während die Mutter außer Haus arbeitete.

Als die beiden später in die etwas tiefer gelegene Pirkerhube ziehen durften, fanden sie endlich eine Art eigenes Zuhause. Adele erzählt in der kleinen Chronik, dass sie das kleine Anwesen, obwohl es

nicht ihnen gehörte, als ihre Heimat empfanden und trotz bitterer Armut hier glücklich waren. Sie drückt es mit den Worten aus: *„Die Not schaute aus allen Winkeln, aber das tat sie nicht nur bei uns, wir waren mit dem Wenigen zufrieden und kannten es nicht anders“*.

Das Pirkergut wurde als Zuhube zur Wirtschaft beim Hillberger geführt. Die Mutter hatte das hier eingestellte Vieh zu betreuen und konnte einigermaßen selbständig wirtschaften. Das Anwesen lag inmitten von Wiesen und Feldern und bestand aus einem kleinen Wohnhaus, einem größeren Stallgebäude, einer Futterküche, einem Getreidekasten und einer Holzlage.

In dem einstöckigen kleinen Gebäude bewohnten Mutter und Tochter das ebenerdige Geschoß. Es bestand aus einem engen Vorhaus, von wo aus eine ausgetretene Holzstiege ins Obergeschoß führte, und einer Stube sowie einem kleinen Abstellraum dahinter. Die beiden Räume im 1. Stock wurden von zwei Ehepaaren bewohnt. Unter der Holzstiege im Vorhaus stand das „Speiskastl“, in dem die Vorräte aufbewahrt wurden. Alles war fein säuberlich in Leinensäckchen verpackt, Polenta, Mehl, Hülsenfrüchte und manchmal sogar ein Stück Speck.

Das tägliche Leben spielte sich in der Stube, einem ungefähr 14 m<sup>2</sup> großen Raum, ab. Gekocht wurde auf einem gemauerten Sparherd, neben dem das Holz aufgeschichtet war. Es gab noch einen kleinen Tisch, an dem man nur „schief“ sitzen konnte, ein kleines „Kastl“, ein Bett und einen Kasten aus



*Adele Bogensberger mit einer Freundin vor der Pirkershube im Jahr 1929*

Zirbenholz. Das Bett war mit einem Strohsack ausgestattet, so dass das tägliche „Aufbetten“ eine staubige Angelegenheit war. Der Zirbenkasten am Fußende diente zur Aufbewahrung von Geschirr und Kleidung. Außerdem stand da noch unterm Fenster die Wandertruhe, der „Kufer“, gefüllt mit Stoffresten für Flickarbeiten.

Das „Gewandflicken“ und Stricken war die Sonntagsbeschäftigung für die Mutter. Nur wenige Stunden blieben ihr dazu, denn auch an Sonn- und Feiertagen musste sie das Vieh versorgen. Glücklicherweise war Adele, als sie endlich ein eigenes Bett mit

Strohsack und einer Wattestepdecke, einem „Golter“, bekam. Als sie bereits 12 Jahre alt war, erhielt sie auch den heiß ersehnten eigenen Kasten, eine lang überlegte, große Anschaffung für die Mutter. *„Ich konnte nicht oft genug die Türen öffnen, um mein Eigentum zu betrachten. Ein Barchentdirndl für den Winter und eines aus geblühtem Blaudruck für den Sommer, ein paar Kleiderschürzen und nach und nach brachte ich es auf mehrere Kaffehäferln“*, berichtet sie in ihrer Chronik. Um sich diese Kostbarkeiten zu verdienen, ging sie im Sommer oft weit hinauf auf den Berg, „auf die Spitze“, wie die Einheimischen den Stolzalpengipfel nannten, um sich durch Schwammerlsuchen und das „Klauben“ von Schwarzbeeren und „Granten“ (Preiselbeeren) etwas Geld zu verdienen.

Das tägliche Leben in diesem kleinen Reich war denkbar bescheiden. Das Wasser musste vom Hausbrunnen, der zwischen Wohnhaus und Stall stand, geholt werden, was besonders im Winter sehr mühsam sein konnte. Auch das „gewisse Örtchen“ befand sich weiter abseits vom Wohnhaus, und der Weg dorthin war bei Schnee und Kälte recht unbequem. Durch die undichten Fenster piffte der Wind ins Haus, und auf den Fensterbänken sammelte sich der Schnee. Elektrisches Licht wurde erst nach Jahren eingeleitet.

Große Freude bereitete hingegen Mutter und Tochter der Hausgarten, wo sie ihr Gemüse für den kleinen Haushalt ziehen konnten. Angebaut wurden Weiß- und Rotkraut, Kohl, Bohnen, Karfiol, Möhren, Kohlrabi, Zuckerschoten und viele Gartenkräuter. Vom Frühjahr bis zum ersten Frost blühten hier auch die verschiedensten Blumen. Als Adele einmal vergaß, die Gartentüre zu schließen und über Nacht die Kühe eindringen und alles auffraßen oder zertrampelten, war es fast eine kleine Katastrophe. Es gab also nur wenig Gemüse in diesem Sommer. Außer den kleinen aber süßen Vogelkirschen reifte auf dieser Seehöhe keinerlei Obst, selbst ein Apfel war ein seltenes und sehr begehrtes Geschenk.



*Adele Bogensberger vor der Pirkerhube im Jahr 1940*

Mit Milch wurden die beiden aus der „Wirtschaft“ versorgt. Jeden Tag gegen Abend musste Adele mit einer Blechkanne die frisch gemolkene und genau bemessene Menge beim Kuhstall holen, der eine Viertelstunde entfernt oberhalb der Pirkerhube lag. Oft musste die Mutter die Milch verdünnen, weil sie zu wenig hatten.

Die nötigen Lebensmittel für den Monatsbedarf bezog Frau Bogensberger von der Wirtschaftsabteilung im Kurhaus. Sie bekam Brot, Mehl, Margarine, Fleisch, Hülsenfrüchte, Polenta, Öl, Heidenmehl und eine feste Marmelade, die mit dem Messer geschnitten werden musste. Eine solche „Fassung“ machte laut Lohnsackerl mehr als die Hälfte ihres bescheidenen Monatslohnes aus. Entsprechend bescheiden und wenig abwechslungsreich war die tägliche Kost: Brot in Milch eingebrockt, Einbreisuppe, Polentasterz, Erdäpfelsuppe, Pilze und Beeren aus dem Wald und was im eigenen Garten gedieh. Für Süßigkeiten fehlte natürlich das Geld. Der Zucker für den dünnen Malzkaffee war der einzige „Luxus“ im Haus. Nur an hohen Festtagen wurde etwas besser gekocht. Ein „Woaza“, ein mit Rosinen und Zimt gefüllter Reinling und das Kletzenbrot zu Weihnachten waren eine besondere Ausnahme. Die Mahlzeiten waren zwar bescheiden, an Hunger zu leiden brauchte Adele jedoch nie. Von manchen Spielgefährten aus den umliegenden Bauernhöfen wurde sie sogar beneidet, denn bei ihr lagen zu Ostern immer ein paar rot gefärbte Eier im Nest, das sie schon lange vor der Karwoche aus trockenem Gras erwartungsvoll hergerichtet hatte. Auch der Nikolaus stellte ihr ein rotes Säckchen mit Feigen, Nüssen und Lebkuchen auf das Fensterbrett.

Ihre Freude war aber nicht zu überbieten, als ihr im Schulalter das Christkind endlich einmal einen richtigen Christbaum brachte. Er war geschmückt mit Kerzen, Zuckerringen, Engelhaar, bunter Windbäckerei und Schokoladefiguren, die an Zwirnfäden hingen, und auf dem Wipfel saß ein in vielen Farben schillernder Vogel mit einem Seidenschwanz. *„Ich konnte mich an all diesen Herrlichkeiten gar nicht satt sehen“*, schreibt Adele und die Mutter hat gesagt: *„Wie gut es Dir geht, ich habe das alles nicht gehabt. In meiner Kinderzeit hat es n i c h t s gegeben“*. Und Adele erinnert sich: *„In diesem Alter denkt man noch nicht so weit, aber ich begriff es doch, weil im Nachbarbereich, in der Käferhube, außer ein paar Kerzen nur kleine ungenießbare Säuerlingsäpfel am Christbaum hingen. Da hockte das Elend in allen Winkeln und ließ sich nicht vertreiben“*.

„Mein Schulweg“ ist das ausführlichste Kapitel in der Lebensgeschichte der Adele Bogensberger, in dem sie ihre Schulzeit, vor allem aber ihren langen Schulweg ausführlich beschreibt. Vom Herbst 1931 an besuchte sie vier Jahre lang die Volksschule in Murau und anschließend hier auch die Hauptschule bis zur Vollendung ihres 14. Lebensjahres. Genau an diesem Tag, dem 4. Dezember 1938, also mitten

im Schuljahr, wurde ihr das Entlassungszeugnis ausgestellt. Es enthielt zwar keine Benotung, doch aus den vorhergehenden Zeugnissen sind eindeutig ihre Vorliebe und die Begabung für den Deutschunterricht zu erkennen. Rechnen und die sogenannten Lernfächer scheinen sie dagegen weniger interessiert zu haben. Es machte ihr vor allem Freude, Aufsätze zu schreiben, was sie bisweilen auch für ihre Banknachbarin besorgte, die dafür die Rechenaufgaben übernahm. Mitunter fiel ein Aufsatz so phantasievoll aus, dass der Lehrer bezweifelte, dass das Ganze auf ihrem eigenen „Misthaufen“ gewachsen wäre. Die Freude am Schreiben ist ihr geblieben, wie etliche ihrer Aufsätze in verschiedenen Zeitschriften und vor allem in dem Mitteilungen des Österreichischen Alpenvereins beweisen.

Der lange und wohl auch beschwerliche Schulweg war für das naturverbundene und aufmerksam beobachtende Kind täglich mit neuen Eindrücken verbunden. Dass sie bei jedem Wetter eine Stunde ins Tal nach Murau hinunter steigen musste, empfand sie als selbstverständlich, brauchten doch etliche Bergbauernkinder bis zu zwei Stunden. Das Fahrgeld für den damals schon vom Bahnhof Murau zum Kurhaus Stolzalpe verkehrenden Postbus, konnte sich bei der schlechten Wirtschaftslage ohnehin niemand leisten.

„Wir besaßen weder Schirm noch Mantel, und wenn es regnete, musste man aufpassen, dass die Nässe nicht in den Schulrucksack drang und Hefte und Bücher verdarb“, berichtet sie weiter. Besonders beschwerlich war der Weg ins Tal aber im Winter. Noch in der Finsternis musste sie das Haus verlassen,



Adele Bogensberger im  
Alter von 17 Jahren

um rechtzeitig in der Schule zu sein. Oft lag der Schnee knietief, und die Kinder mussten sich erst einen Weg austreten. „Mit nassen Schuhen und die selbst gestrickten Wollstrümpfe voller Eisklumpen kamen wir in der Schule an.“

Gegen das Frühjahr hin wurde der steile Weg eisig und gefährlich, so dass Stürze und Verletzungen nicht ausblieben. Diese wurden meist nicht weiter beachtet, sie gehörten eben dazu, und ein Arzt wurde deshalb nicht bemüht. Als Adele einmal auf einer Eisplatte aufschlug und mit gebrochenem Nasenbein nach Haus kam, behandelte die Mutter die „Sache“ einfach mit Holunderöl.

Auch ein Knöchelbruch, den sie sich ein anderes Mal zugezogen hatte, heilte ohne ärztliche Hilfe. Der nach längerem Zuwarten dann doch aufgesuchte Arzt stellte nur fest, dass der Bruch gut verheilt war und Adele nur mehr einen festen Verband brauchte. Es war damals nicht üblich, gleich zum „Dokta“ zu gehen, von dessen Künsten und Pulverln die Bauersleute nicht viel hielten. Eitrige Wunden wurden mit einer schwarzen Kräutersalbe bestrichen, die eine alte Frau in der Nachbarschaft herstellte, gegen Magenweh trank man einen gallenbitteren Wermuthtee und bei Husten wurde ein Stoffrest in erhitztes Zwiebelschmalz getaucht und möglichst heiß auf die Brust gelegt. Es wurden auch dünne Erdäpfelscheiben auf Stirn und Nacken gebunden, „damit sie die Hitze aus dem fiebrigen Körper zogen“. Das sind auch heute noch gelegentlich praktizierte Hausmittel.

Ein aufregendes Erlebnis war für Adele, als die Mutter sie eines Tages in die Hintere Krakau mitnahm, und die fast Zehnjährige die Heimat ihrer Mutter kennenlernen durfte. Der Großvater, der „alte Sauschneider“, war gestorben. Die Reise in die Krakau zum Begräbnis nahm damals fast einen ganzen Tag in Anspruch, heute ist es eine Fahrt von einer halben Stunde. Es war das erste Mal, dass Adele ihre vertraute Umgebung verließ, und es ist verständlich, dass Aufregung und Neugierde die Trauer

übertrafen. Wie es seinerzeit der Brauch war, war der Großvater, den sie nur ein einziges Mal gesehen hatte, in der Stube aufgebahrt. Hier versammelten sich am Abend die Nachbarn und viele Leute aus dem Dorf zum Gebet. Am nächsten Tag fand die Beerdigung auf dem Dorffriedhof von Krakauhintermühlen statt und anschließend das Leichenmahl in dem heute noch bestehenden Gasthof „Stigenwirt“. Danach wurde der etwa 20 km lange Heimweg durch das ganze Rantental bis Murau und hinauf auf die Stolzalpe angetreten, zu Fuß, denn „das Geld hat für die Busfahrt nicht mehr gelangt“. Zum Umfallen müde kamen sie spät abends zur Pirkerhube zurück.

Für 10 Jahre treue Dienste bei der Sonnenheilstätte bekam die Mutter im Jahr 1939 eine Ehrenurkunde verliehen, etwas mehr Lohn und erstmals in ihrem Leben wurde ihr ein Urlaub zugestanden. Dazu schreibt Adele in ihrem Lebensbericht: *„Mit diesem Urlaub aber wusste sie gar nicht viel anzufangen, sie brachte es nicht fertig, die ganze Arbeit plötzlich einer anderen Person zu überlassen. Sie hatte Sorge um das Vieh, ob es wohl alles richtig bekäme, wenigstens die kleinen Ferkel, die gerade im Stall waren, musste sie selber füttern“*.

Im Dezember 1938 verließ Adele die Schule, und nachdem sie vorerst auf der Stolzalpe gearbeitet hatte, entschloss sie sich, in den „Dienst“ zu gehen. Zunächst war sie Hausgehilfin in Fohnsdorf, dann arbeitete sie als Stubenmädchen in einer Privatpension in Neumarkt und schließlich wurde sie im Jänner 1944 vom Arbeitsamt dem etwas außerhalb von Neumarkt gelegenen „Kriegsentscheidungsheim“ Schloss Pichlhof zugewiesen.

Mit Kriegsende brechen die Lebenserinnerungen ab. Aus den beigelegten Zeugnissen ist nur noch zu entnehmen, dass sie nach mehreren Zwischenstationen in den Jahren von 1953 bis zu ihrer Pensionierung im Jahr 1979 als beliebtes und geschätztes Stubenmädchen in Bad Gastein tätig war.

Manches in dieser Kindheitsgeschichte mag dem Leser bekannt und belanglos erscheinen, und doch ergibt sich insgesamt ein berührendes Bild von den damaligen Lebensbedingungen und von einer heute kaum mehr vorstellbaren Armut und Genügsamkeit. Um die Empfindungen der Chronistin möglichst authentisch wiederzugeben, wurden mehrere wörtliche Zitate verwendet und die Schreibweise in manchen Passagen bewusst im Stil der Chronik gehalten. Wer selbst noch Erinnerungen an ehemals bittere Zeiten hat, wird vielleicht spüren, dass in diesem Einzelschicksal das Schicksal einer ganzen Generation der ländlichen Bevölkerung anklingt und dass hier ein bewahrungswürdiges Zeitdokument vorliegt.

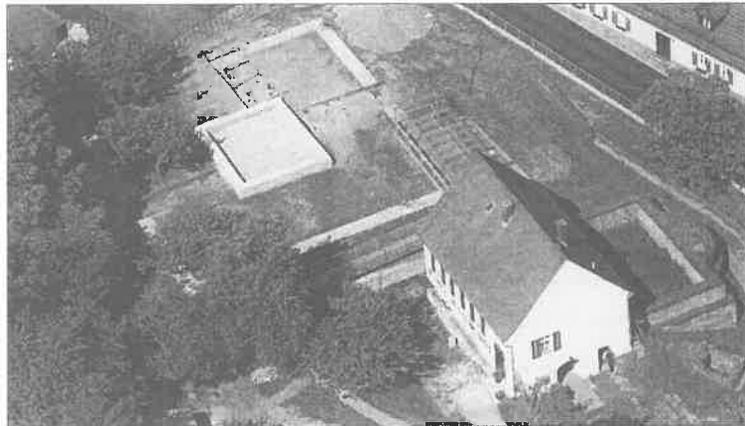
# Die keltischen, gallo-römischen und römischen Kult- und Tempelanlagen am Frauenberg bei Leibnitz

Bericht über die archäologischen Grabungen 1998 bis 2004

von Gert Christian

Seit 150 Jahren wird am Frauenberg archäologisch geforscht. Als 1952/53 vom steirischen Landesarchäologen Dr. Walter Modrijan, im Verein mit dem Leibnitzer Hauptschuldirektor Professor Eduard Staudinger auf der Kuppe des Frauenberges unter anderen antiken Mauerresten die Ruine eines größeren Bauwerks entdeckt und freigelegt werden konnte, das als „römerzeitlicher Tempel“ angesprochen wurde,<sup>1</sup> hat sich die Wissenschaft verstärkt des Berges angenommen.

1953 konnte Staudinger in der Ruine, die 1730 überbaut und als Schulhaus genutzt worden war, ein „Heimatmuseum“ einrichten, das gut besucht war und so zur Bekanntheit des archäologischen Platzes viel beitrug. Nach gründlicher Umgestaltung und Vergrößerung durch einen privaten Leibnitzer „Maecenas“, wurde vom 1986 gegründeten Archäologischen Verein Flavia Solva das Museum mitbetreut und 1987 vom Verfasser in „Tempelmuseum Frauenberg“ umbenannt.<sup>2</sup> Unter diesem Namen ist



*Der antike Kultbezirk am Frauenberg bei Leibnitz heute. Im Vordergrund die Grundmauern des mit dem Tempelmuseum überbauten römischen Podiumstempels mit dem Wasserauffangbecken und einem Teil der Umfassungsmauern. Im Hintergrund der rekonstruierte Grundriss des gallo-römischen Umgangtempels.  
(Foto: St. Groh, 2004)*

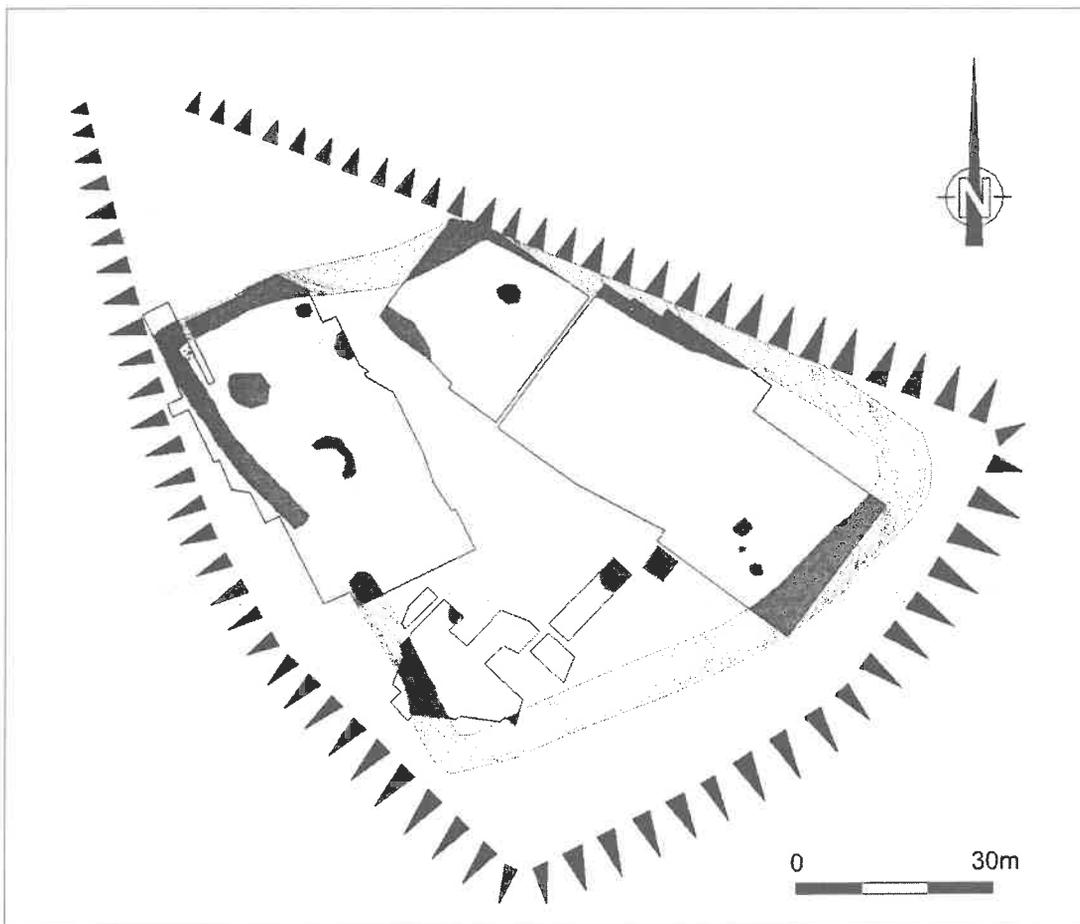
es in die internationale Literatur eingegangen und in der Öffentlichkeit bekannt. Im aus der Antike stammenden Kellerraum sind seit 1997 Spolien zweier örtlicher Kultbauten repräsentativ aufgestellt, die von der Wissenschaft bisher als Tempel I und Tempel II benannt, der Isis Noreia und dem Mars Latobius zugeordnet werden. Im Schauraum über dem Keller sind Funde vom Frauenberg vom Neolithikum bis ins Frühmittelalter ausgestellt, darunter auch wenige Steinfragmente aus Marmor, die auf frühchristliche Kircheneinrichtungen hinweisen könnten.<sup>3</sup>

1 W. Modrijan, Ausgrabungen am Frauenberg bei Leibnitz. In: Schild von Steier, Kleine Schriften 1/1955.

2 G. Christian, Chronik des zweiten Vereinsjahres des Archäologischen Vereines Flavia Solva. In: Sprechende Steine, Mitteilungsblatt des Archäologischen Vereines Flavia Solva 1/1988.

3 B. Schrettle, Der Tempelbezirk auf dem Frauenberg bei Leibnitz. Untersuchungen zu Architektur und Bauornamentik. In: GST-Nachrichtenblatt 2003.

Ab 1960 sind am Frauenberg zahlreiche Grabungen erfolgt. Die größte Grabungskampagne, eine Notgrabung, getragen vom Bundesdenkmalamt (Landeskonservatorium für Steiermark, Doz. Dr. B. Hebert), fand von 1991 bis 1998 auf der südlichen Terrasse des Berges, auf den sogenannten Perl-Stadl-Äckern statt.<sup>4</sup> Damals wurden über 400 Gräber aus der Spätantike (bis etwa 510/30), freigelegt und erforscht. Das Gräberfeld lag über den Ruinen römischer Bauten. Das letzte Jahr der Grabungen



*Situationsplan des keltischen Kult- und Opferplatzes auf der Terrasse der Perl-Stadl-Äcker am Frauenberg. Grau der Verlauf des flachen Umfassungsgrabens, in dem tausende Tierknochen mit anderen Opfergaben deponiert waren. Dunkelgrau die ergrabenen Stellen des Grabens, sowie Teile der Innenverbauung (Plangrundlage: Bundesdenkmalamt, Plan: G. Tiefengraber 4/2004)*

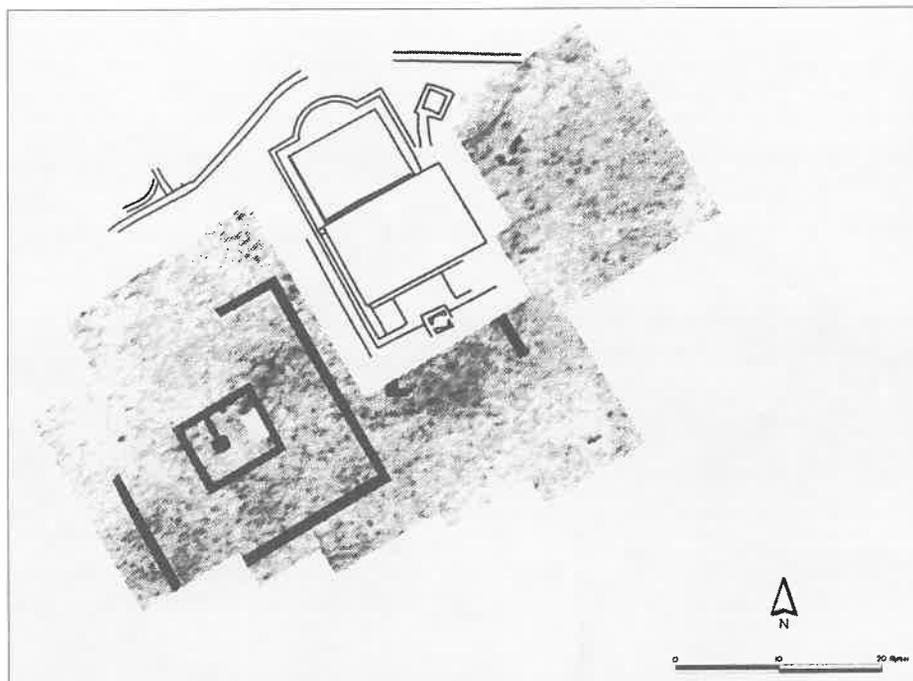
erbrachte die Sensation. Unter den Ruinen legten die Archäologen Teile eines Kultgrabens frei, der einst die gesamte Fläche der Terrasse umgab.<sup>5</sup> Der Graben gehörte zu einem keltischen Opferplatz, der vom Beginn des ersten vorchristlichen Jahrhunderts bis etwa in das erste Jahrhundertviertel nach Christus benutzt wurde.

4 U. Steinklauber, Das spätantike Gräberfeld auf dem Frauenberg bei Leibnitz, Steiermark. In: Fundberichte aus Österreich, BDA Materialheft A 10/2002.

5 G. Tiefengraber, Ein spätlätènezeitliches Heiligtum auf dem Frauenberg bei Leibnitz in der Steiermark. In: Archäologisches Korrespondenzblatt 27/1997.

Gleichartige Anlagen sind in Frankreich, in Oberitalien und in Süddeutschland entdeckt worden. Erst 2003 konnte der dazu passende keltische Tempel auf der Kuppe des Berges, neben dem Tempelmuseum, d. h. westlich der römischen Tempelruine, exakt lokalisiert werden.<sup>6</sup>

Im Jahr 2000 führte ein Team des Österreichischen Archäologischen Instituts rund um das Tempelmuseum geophysikalische Messungen durch, bei deren Auswertung sich viele der bisher georteten Fundumstände bestätigten, aber auch neue Situationen sichtbar wurden, u. a. Überbauungen vorrömi-



*Interpretierter Prospektionsplan des Tempelareals am Frauenberg (St. Groh 2000)*

scher Objekte. Die Messungen zeigten westlich des Tempelmuseums ein großes, ca. 22 x 24 Meter umfassendes Bauwerk in dessen Zentrum sich ein kleinerer Innenbau von 7,4 x 8,9 Metern befand. Dabei wurden auch Grabungsbefunde, die Dr. Modrijan schon in den 1950er Jahren auf Plänen eintrug, bestätigt. Die Prospektion leitete Univ.-Doz. Dr. Stefan Groh vom Österreichischen Archäologischen Institut in Wien. Groh hatte von 1989 bis 1992 in Flavia Solva geforscht und 1998 für seine Arbeiten von Frau Landeshauptmann Klasnic den Forschungspreis des Landes Steiermark erhalten.

In Absprache mit dem Bundesdenkmalamt und mit großzügiger finanzieller und ideeller Unterstützung durch den Archäologischen Verein Flavia Solva begann Dr. Groh im Jahr 2002 im Mittelteil des Tempelareals mit einer dreijährigen Grabungskampagne. Unterstützt wurde er von der Archäologin Mag. Dr. Helga Sedlmayer, einer Spezialistin für Keramik, und von weiteren Archäologen aus Wien.

Es erfolgte eine Tiefensondierung bis auf den „gewachsenen Fels“ westlich des sogenannten Tempels I, die Kult- und Siedlungsspuren von der Spätantike Noricums (4. Jh. n. Chr.) bis in die Jungsteinzeit erbrachte.<sup>7</sup>

6 St. Groh und H. Sedlmayer, Die Grabungen 2003 im Tempelbezirk des Frauenberges bei Leibnitz. In: Sprechende Steine, Mitteilungsblatt des Archäologischen Vereines Flavia Solva 1/2003.

7 St. Groh und H. Sedlmayer, Der norisch-römische Kultplatz am Frauenberg (Österreich) (= Protohistoire Européenne 9/2005). Éditions Monique Mergoïl, Montagnac 2005.

Die Ergebnisse zeigen Folgendes: Über älteren Bauten bzw. kultischen Zwecken dienenden Anlagen entstanden ab etwa der Mitte des ersten vorchristlichen Jahrhunderts keltische Kultbauten. Unter den steinernen Resten des gallo-römischen Umgangstempels konnten die Archäologen in den drei Grabungsjahren und in detektivischer Interpretationsarbeit noch drei Vorgängerbauten aus Holz nachweisen.

Die erste Anlage (Kultbau 1 La Tène D2) fällt in die Jahrzehnte um 50 v. Chr. Es ist ein Ständerbau auf sechs Holzpfosten, vermutlich mit einem Zeltdach, umgeben von aufrecht stehenden Pfosten und vier Gruben für die Deponierung von Opfergaben.

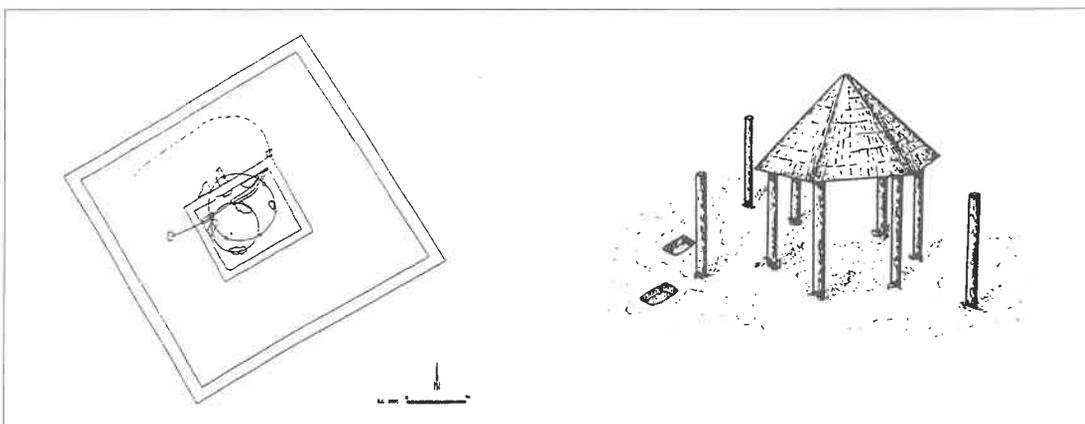
In augusteisch-frühtiberischer Zeit wird dieser Kultbau durch einen deutlich kleineren Rundbau ersetzt (Kultbau 2). Im Zuge von Planierungsmaßnahmen wird dieser kleine Bau aber bald aufgegeben und durch einen längsovalen 12 m langen, nach Südwesten offenen, überdachten Pfostenbau (Kultbau 3) ersetzt und mit einer zentralen Grube im Inneren ausgestattet.

Von der Mitte des ersten Jahrhunderts (claudisch-neronisch) bis gegen Ende des ersten Jahrhunderts n. Chr. bestand schließlich eine „gallo-römische Tempelanlage mit gemauerter Tempelzella“, (Kultbau 4), die in einer Erweiterungsphase eine Umfassungsmauer erhielt (Kultbau 5). Der Umgangshof war vielleicht sogar gedeckt.

Der östlich, mit einem tiefen Graben vom Umgangstempel abgesetzte, römische Podiumstempel (sog. Tempel I / Isis Noreia) ist wahrscheinlich erst nach Auflassung des Umgangstempels am Ende des ersten Jahrhunderts n. Chr. erbaut und bis etwa 370 als Kultstätte benutzt worden.

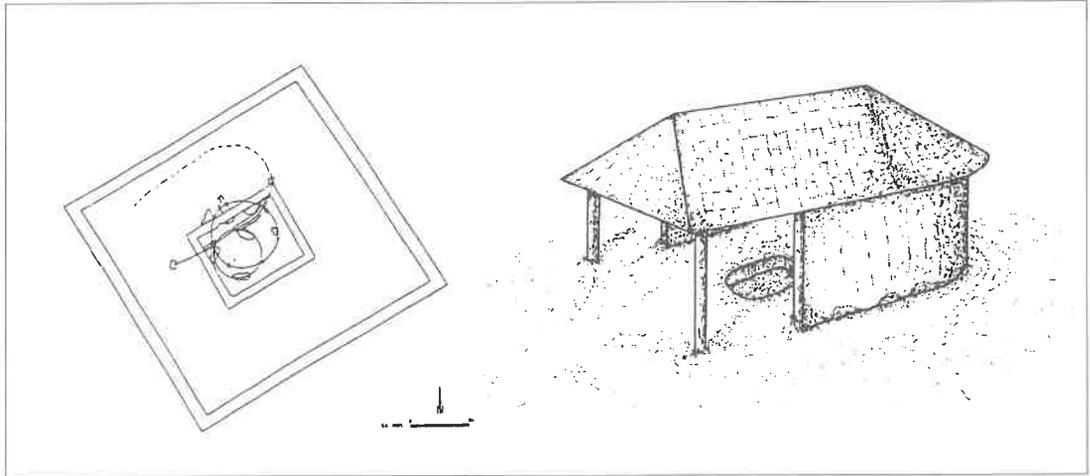
Ein weiteres repräsentatives römisches Kultgebäude, von dem in unmittelbarer Umgebung des Tempelareales bisher etwa 40 qualitätsvolle Bauspolien gefunden wurden, kann zur Zeit noch nicht lokalisiert werden. Ein Teil dieser Steine ist im Tempelmuseum zu einem Ensemble zusammengebaut und zu besichtigen.

Im Mai 2004 ist der zentrale Einbau des Umgangstempels u. a. in einer Schaugrabung während der steirischen Landesausstellung neuerlich untersucht worden, und man begann systematisch die etwa 2000 Fundstücke aus der dreijährigen Grabungskampagne am Österreichischen Archäologischen Institut wissenschaftlich aufzuarbeiten.<sup>8</sup> Dabei stellte sich immer deutlicher heraus, dass das gallo-römische

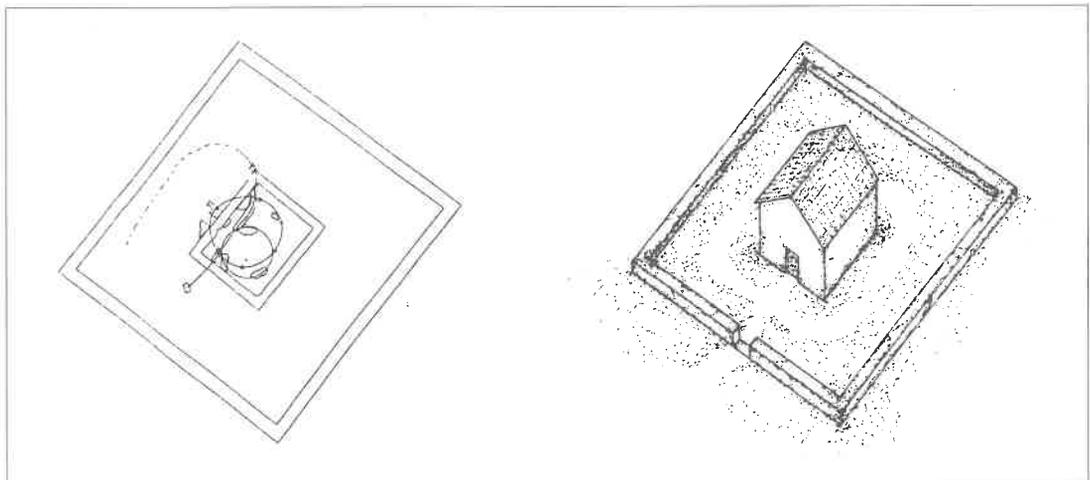


*Kultbau 1 am Frauenberg mit außen liegenden Opfergruben (Zeichnung: St. Groh)*

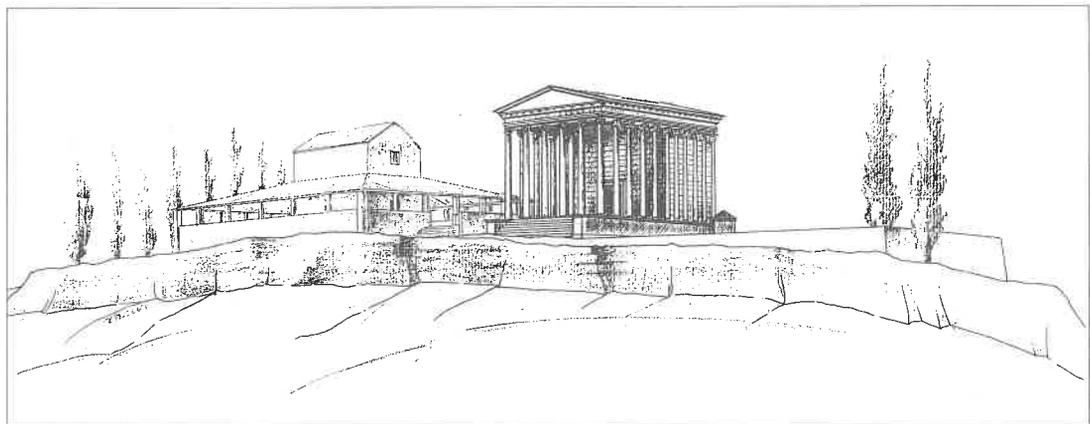
<sup>8</sup> St. Groh und H. Sedlmayer (Hgg.), Blut und Wein. Keltisch-römische Kultpraktiken. Akten des Kolloquiums am Frauenberg bei Leibnitz (A) im Mai 2006 (= Protohistoire Européenne 10/2007). Éditions Monique Mergoil, Montagnac 2007.



*Kultbau 3 am Frauenberg mit zentraler Opfergrube (Zeichnung: St. Groh)*



*Kultbau 4 (Zella alleinstehend) und Kultbau 5 (Zella mit Umgang). Rekonstruktionsvorschlag des gemauerten Umgangstempels ohne überdachten Umgang (Zeichnung: St. Groh)*

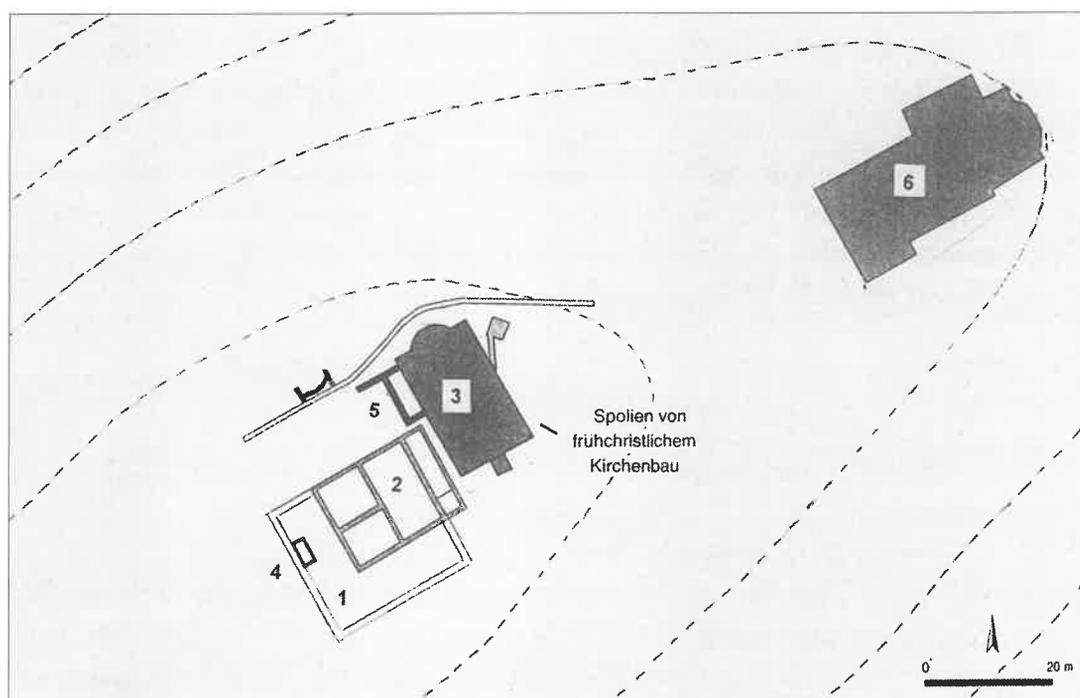


*Kultbau 5 am Frauenberg. Rekonstruktionsvorschlag des gemauerten Umgangstempels mit überdachtem Umgang. Daneben stehend, aber vermutlich nicht zeitgleich: Kultbau 6 am Frauenberg. Rekonstruktionsvorschlag des römischen Podiumstempels aus Marmor (Zeichnung: G. Christian, 2004)*

und das römische Tempelareal länger genutzt wurde als bisher angenommen. In der Spätantike, ab etwa 378 sind die Gebäude, als „die Tempel“ zerstört und die Flächen bereits enttabuisiert waren, noch einmal überbaut worden. Auf den Mauerresten des Umgangstempels wurde in Flechtwandtechnik ein Gebäude mit vier Räumen errichtet, das als Hospitium bzw. Priesterwohnung nahe einer frühchristlichen Kirche interpretiert wird. Dieses Gebäude bestand bis etwa 430.

Die Lage, Größe und Form einer frühchristlichen Kirche am Frauenberg bleibt weiterhin wissenschaftlicher Diskussion unterworfen. Aus dem Jahr 860 kennen wir eine „ecclesia ad Sulpam“. Im Jahr 1170 werden „S. Maria in monte“ und die Pfarrkirche St. Martin in Sulb (Leibnitz/Altenmarkt) genannt und seit 1982 kennen wir auch den frühmittelalterlichen Friedhof in Altenmarkt,<sup>9</sup> mit Funden, die in die Jahrzehnte vor und nach 900 datiert werden.<sup>10</sup>

Zwei umfangreiche Publikationen mit den Ergebnissen der Forschungskampagne 2000 bis 2004 sind in den Jahren 2005<sup>11</sup> und 2007<sup>12</sup> erschienen, die im Rahmen des internationalen wissenschaftlichen Kolloquiums „Blut und Wein / Keltisch-römische Kultpraktiken“, das im Mai 2006 am Frauenberg stattfand, vorgestellt worden sind.



*Der spätantike Befund und die Lage der Wallfahrtskirche Hl. Maria am Frauenberg:  
1 Grundmauern des Umgangstempels, 2 vier Räume umfassende Pilgerherberge (Hospitium bzw. Priester-  
wohnung), 3 Ruine des Podiumtempels, 4 Gemauerte Kalkgrube, 5 Gemauerter Einbau im Graben neben  
der Tempelruine, (Die in und an der Ruine vermuteten frühchristlichen Kultbauten Nr. 7 und 8 sind nicht  
lokalisierbar.), 6 Wallfahrtskirche (Zeichnung St. Groh, Montage: G. Christian)*

9 G. Christian, Ein Friedhof in Leibnitz/Altenmarkt. In: Jahresbericht des BG und BRG Leibnitz 1982.

10 D. Kramer, Die älteste steirische Heiligendarstellung auf einer Emailscheibenfibula aus Leibnitz-Altenmarkt. In: Die Stadtpfarrkirche zum hl. Jakobus d. Ä. in Leibnitz. Graz 1983.

11 Wie Anm. 7.

12 Wie Anm. 8.

# Stift Vorau – Siegel und Wappen

von Ludwig Freidinger

Das Stift der regulierten Augustiner-Chorherren in Vorau gründete Markgraf Otakar von Steiermark kurz vor seinem Lebensende 1163. Ob bald nach dem Entstehen dieses Klosters vom jeweiligen Propst oder dem Kapitel schon Siegel in Verwendung standen, ist mangels überlieferter Urkunden oder sonstiger Nachrichten nicht erwiesen. Zudem wurde das Kloster und sein Archiv am 21. November 1237 ein Raub der Flammen. Der Versuch einen Teil der Handschriften und des Archivbestandes zu retten, kostete dem damaligen Propst Bernhard (2) das Leben. Ein weiterer Brand 1584 vernichtete wieder wertvolle Urkunden und Akten.<sup>1</sup>

Allem Anschein nach wurden, wie vergleichbar auch in anderen Klöstern anderer Ordensgemeinschaften, erst um die Mitte des 13. Jahrhunderts Stempeltypare verwendet. Vorher allerdings wurden ab der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts schon vereinzelt Siegel von Kloostervorstehern verwendet. So ca. 1146 Abt Oudalricus des Benediktinerstiftes St. Lambrecht, dann die Äbtissin Adele von Göß 1178 oder Abt Konrad von Stift Rein 1194.<sup>2</sup>

Die aus der Literatur bekannte erste Besiegelung durch einen Vorauer Propst und Kapitel erfolgte am 31. Jänner 1282 in Vorau. Propst Bernhard (3) gab dem Stift Admont eine Hube in Eisenerz im Tausch gegen Zinsgüter zu Feistritz. Diese Urkunde mit den beiden Siegelabdrücken verbrannte jedoch im verheerenden Stiftsbrand 1865 im obersteirischen Kloster.<sup>3</sup> So sind die ältesten erhaltenen Siegel erst zu Beginn des 14. Jahrhunderts vorhanden. Der 12. Propst Dietricus (1300-1305) von Vorau siegelte am 16. März 1302 gemeinsam mit seinem Kapitel.<sup>4</sup>

## Kapitelsiegel

Das runde Siegel des Kapitels zeigt im von einer glatten Kreislinie abgegrenzten Siegelfeld die Darstellung des vor dem auferstandenen Heiland knienden bärtigen Apostel Thomas, der seine rechte Hand in die Seitenwunde legt. Jesus zieht mit der Linken den Umhang zur Seite und hat seine Rechte zum Himmel erhoben. Beide Gestalten tragen Heiligenscheine und sind in lange Gewänder gekleidet. Links von der Figurengruppe ist über zwei Sechssternen eine rotierende Sonne zu sehen, rechts ebenfalls über zwei Sternen nach oben gewendet eine Mondsichel. Die zwischen Perllinien verlaufende

---

Abkürzungen: StIA = Stiftsarchiv, DAG = Diözesanarchiv Graz, Pfa = Pfarrakten, Abb. = Abbildung, AUR = Allgemeine Urkundenreihe, StLA = Steiermärkisches Landesarchiv Graz, KLA = Kärntner Landesarchiv Klagenfurt, HHStA = Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien, OÖLA = Oberösterreich. Landesarchiv Linz.

1 Ferdinand Hutz, Vorau. In: Floridus Röhrig (Hg.), Österreichisches Chorherrenbuch. Die Stifte der Augustiner-Chorherren in Österreich, Südtirol und Polen. Klosterneuburg/Wien 1997, 385f.; Ludwig Freidinger, Wappen des Adels, der Geistlichen und der Bürger im Pittener Gebiet, im Oberen Mürztal und in der Nordoststeiermark im Mittelalter. Phil. Diss. Graz 1990, 326f. (= Freidinger Wappen).

2 Ca. 1146 -, - (StIA St. Lambrecht I/16); 1178 -, - (KLA C1294); anonymes Abtsiegel: 1195 XI 18, Reifnitz (StIA Rein A II/5).

3 P. Jakob Wichner, Geschichte des Benediktiner-Stiftes Admont von der Zeit des Abtes Isenrik bis zum Tode des Abtes Heinrich II. (1178-1297). 1876, 397, Nr. 264.

4 1302 III 16, Vorau (StLA AUR 1633 a); vgl. Ludwig Freidinger, Die Siegel der Vorauer Urkunden bis 1600. In: Ferdinand Hutz, Die Urkunden des Stiftes Vorau 1161-1600. Graz 2000, 293, Abbildung des Kapitelsiegels (= Freidinger Siegel Vorau).

Umschrift beginnt oben in der Mitte mit dem Kreuzzeichen zwischen vier Ringelchen: + SIGILLVM • ECCLESIE • VOROWENSIS. Dieser Stempel wurde nachweislich bis in das späte 15. Jahrhundert verwendet [Abb. 1].<sup>5</sup>

Im Jahr 1500 wurde vom Kapitel ein allerdings nur noch fragmentarisch erhaltener Abdruck eines Petschafts auf Papier angebracht. Es ist lediglich der Oberkörper des Heilands und eine vierblättrige Pflanze an der Seite sichtbar.<sup>6</sup> Vermutlich war keine Um- oder Inschrift angebracht.

Ein neues großes Typar wurde 1526 hergestellt, das bisher nur einmal aufgefunden werden konnte.<sup>7</sup> Es ist gleichfalls rund mit einem Durchmesser von 48 mm. In einem Renaissanceportal steht rechts der Auferstandene, vor dem der ungläubige Thomas kniet und seine Rechte in die Seitenwunde des Heilands legt. Dieser ist mit einem Hüftschurz und einem über die Schultern gelegten Mantel bekleidet. Er trägt eine dreilappige Kreuzfahne in der linken Hand und führt mit seiner Rechten die Hand des Thomas zur Seitenwunde. Vom Haupt des Heilands gehen lange gerade Strahlen aus, Thomas trägt einen runden Heiligenschein auf dem Haupte. Er hat seine Linke auf das Knie gelegt. Das in den Zwickeln und auf den Pilasterflächen reich mit Ornamenten verzierte Portal wird zu beiden Seiten von je einem kleinen und auf einem erhöhten Podest stehenden nackten Puto begleitet. Im oben abschließenden Dreieckgiebel befindet sich ein Engelsköpfchen. Unter der Figurengruppe ist in einem noch dreieckigen Schild das Stiftswappen angebracht: In Gold ein schwarzer Greifenfuß. Die Umschrift zwischen zwei Linien, Kapitalis: + CONVENDT + SIG / EL + ZV + VORAN (!) [Abb. 2].

Ein weiteres Petschaft erscheint 1545. Es hat nur noch 20 mm im Durchmesser. Im Feld ist frontal der hl. Thomas dargestellt. Er ist nimbiert und trägt in der Rechten die Bibel, links die Lanze, mit der er zu Tode kam.<sup>8</sup> Auf einem zweimal gefalteten Band sind zwischen Sternchen die Buchstaben \*V \* / \* O \* / \* R \* (au) zu lesen [Abb. 3]. Etwa zur gleichen Zeit dürfte ein weiteres Petschaft gestochen worden sein. Hier trägt Thomas die Lanze rechts und links ist das Wappenbild des Stiftes, der seit dem 15. Jahrhundert nachweisbare Greifenfuß dargestellt. Als Inschrift sind die Initialen S(anct) / T(homas) angebracht [Abb. 4]. Ein neues Typar wurde bald danach hergestellt, das von 1593 bis 1615 nachweisbar ist. Es zeigt ebenfalls den heiligen Apostel, aber die kapitalen Initialen lauten nun: S(igillum) / C(apituli), der linke Arm ist hier zum Körper abgewinkelt.<sup>9</sup>

Ein weiteres sehr ähnliches Typar von 1602 hat die nun in Minuskel gestalteten Initialen S(igillum) / c(apituli).<sup>10</sup> Etwas vor 1650 sind dem damaligen Zeitgeschmack entsprechende hochelliptische Stempelchen durch das Kapitel verwendet worden. Es ist hier ebenfalls der heilige Thomas mit der Lanze im Siegelbild dargestellt. Die kapitale Umschrift lautet mit einem Blütchen beginnend nun: SIGILLVM CAPITVLI VARAVIENSIS [Abb. 5]. Die elliptische Kartusche mit dem Heiligen ist von Rollwerk umgeben.<sup>11</sup> 1691 ist der nur einmal erhaltene Abdruck zu finden, der sich in einigen Details vom Vor-

---

5 1302 III 16, Voral (StLA AUR 1633 a); 1376 VII 30, - (StiA Klosterneuburg); 1435 X 23, - (StiA Klosterneuburg); 1448 VI 17, - (StiA Voral 253); 1478 I 30, - (HHStA AUR). Zeichnung: Arnold Luschin, Die mittelalterlichen Siegel der Abteien und Convente in Steiermark. Sonderdruck Wien 1874, 33f.; Abbildung: Paul Klettler, Die Kunst im österreichischen Siegel. Wien 1927, Tafel X/17.

6 1500 XI 10, - (Stiftsarchiv Voral 449). Abb.: Freidinger Siegel Voral, 449 b.

7 1542 VI 15, - (StLA AUR).

8 1545 IV 27, in *monasterio Voral* und 1545 V 29, Voral (DAG, Klosterakten Rottenmann 1).

9 1593 X 27, Voral; 1593 XUI 30, Voral und 1615 V 20, Voral (alle DAG Voral, Pröpste).

10 Ohne Abbildung.

11 1649 I 28, - (StLA, Laa/Gültaufsandung 12/1877, Voral); 1649 VIII 26, Voral, 1662 VII 8, Voral, 1662 VII 9, Voral (DAG, Voral 1); 1650 II 24, Voral (DAG, Voral 6).

gänger unterscheidet. Die Kartusche mit dem heiligen Thomas ist nach unten gerückt und oberhalb ein Engelsköpfchen zu sehen. Die durch Punkte geteilte Umschrift beginnt nun links unten: SIGILLVM • CAPITVLI • VARAVIENSIS [Abb. 6].<sup>12</sup>

Zu Beginn des 18. Jahrhunderts ist im Siegelbild, immer wieder – jedoch etwas umgestaltet – die Figurengruppe mit dem vor dem Auferstandenen knienden Apostel in den Typaren zu finden. Eine fast gleiche Darstellung ist noch 1904 in einem Abdruck vorhanden. Das erste Siegel in dieser Art erscheint 1711. Im hochelliptischen Siegelfeld sind auf einem Podest der Heiland mit der Siegesfahne und der vor ihm befindliche Apostel zu sehen. Die Umschrift beginnt wieder oben nach einer vierblättrigen Blüte: SIGILLVM CAPITVLI VARAVIENSIS und ist durch Kreuzchen geteilt [Abb. 7].<sup>13</sup> Der Außenrand ist von hier an meistens als Lorbeerkranz ausgebildet. Das Voraauer Kapitel verwendete neben diesem ein weiteres ähnliches Typar. Die gekürzte Umschrift beginnt auf einem Schriftband links in der Mitte: • SIGIL(lum) • CAPIT(uli) • VARA(viensis) • [Abb. 8]. Über der Kartusche mit den beiden Gestalten schwebt ein Engelsköpfchen.<sup>14</sup> Weitere Stempel haben einen teilweise schraffierten Hintergrund oder sind rund ausgebildet. Der letzte Stempel von 1904 mit der sehr vereinfachten Darstellung der Figuren hat wieder Perllinien außen und innen, aber noch die althergebrachte durch kleine Kreuzchen geteilte Umschrift: SIGILLVM CAPITVLI VARAVIENSIS und ist in Papier geprägt [Abb. 9].<sup>15</sup>

Neben den Siegeln des Kapitels sind auch Stempel des „Kollegiums“ Voraau erhalten. Im Feld ist das durch Kaiser Friedrich III. 1453 verliehene Stiftswappen dargestellt. Über der Kartusche ist ein Engelsköpfchen mit Infel und Krummstab zu sehen, die Umschrift beginnt rechts oben: • SIGIL(lum) • COLLEG(ii) • VARAV(iensis) • [Abb. 10].<sup>16</sup> Auch ein Typar der Präfektur des Stiftes ist noch erhalten. Es zeigt ebenfalls das Wappenbild und die Umschrift: SIGIL(lum) PRAEFECTURAE VORAV : [Abb. 11].<sup>17</sup> Einige Verwalter des Stiftes führten ab 1800 ein kleines rundes Ringsiegel, das nur den Greifenfuß des Wappens, jedoch keinerlei Initialen enthält [Abb. 12].<sup>18</sup>

Als Sonderform von Siegeln wurde ab 1766 bis 1819 ein Dekanatsiegel verwendet, das gleichfalls die Figurengruppe des Heilands mit dem vor im knienden heiligen Thomas enthält. Über dieser sind die kapitalen Initialen : S(igillum) : D(ecanati) : V(orauensis) : angebracht [Abb. 13]. Anscheinend wurde der Stempel einige Male nachgestochen, da die bekannten Abdrücke sich in einigen Details, jedoch unwesentlich unterscheiden.<sup>19</sup> 1820 wurde ein neues ähnlich gestaltetes Dekanatsiegel angefertigt, das auch als Pfarrsiegel anzusprechen ist. Nach einer kleinen Rose lautet die Umschrift: SIGILL(um) PAROCH(iae) ET DECAN(ati) VORAVIENS(sis) [Abb. 14]. Auf Aktenstücken konnte dieser Stempel zwar noch nicht gefunden werden, ist aber in der Siegelsammlung im Diözesanarchiv Graz erhalten. Er ist in roten Siegelack eingedrückt und sehr detailreich gestaltet.<sup>20</sup>

12 1691 IX 14, Voraau (DAG, Voraau 2).

13 1711 II 17, Voraau (DAG, Klosterakten Rottenmann); 1714 I -, - (StLA, Laa/Gültaufsandung 12/1877, Voraau).

14 1717 VI 11, - (DAG, Voraau 2).

15 1904 III 8, Voraau (DAG, Voraau Pröpste).

16 1807 XII 30, Friedberg (DAG, Pfa Friedberg Kirchensachen).

17 1811 IX 30, Graz (DAG, Voraau 3).

18 1807 XII 30, Friedberg (DAG, Pfa Friedberg Kirchensachen); 1839 I 28, Ehrensachsen (DAG, Pfarrakten Friedberg, Ehrensachsen).

19 1766 XI 27, Stift Voraau (DAG, Pfa Friedberg, Schulsachen); 1775 II 1, Voraau (DAG, Pfa Dechantskirchen, Eheakten); 1819 IX 16, Voraau (DAG, Pfa Mönichwald, Schulsachen).

20 1820 (DAG, Siegelsammlung VII/150).



Abb. 1



Abb. 1a



Abb. 2



Abb. 3



Abb. 4



Abb. 5



Abb. 6



Abb. 7



Abb. 8



Abb. 9



Abb. 10



Abb. 10 (Ausschnitt)



Abb. 11



Abb. 12



Abb. 13



Abb. 14



Abb. 15



Abb. 16



Abb. 17



Abb. 18



Abb. 18 (Ausschnitt)



Abb. 19



Abb. 20



Abb. 21



Abb. 22



Abb. 23



Abb. 24



Abb. 25a



Abb. 25b



Abb. 25c



Abb. 26a



Abb. 26b



Abb. 27a



Abb. 27b



Abb. 28



Abb. 29a



Abb. 29b



Abb. 29c



Abb. 30



Abb. 30 (Ausschnitt)



Abb. 31

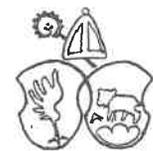


Abb. 31 (Ausschnitt)

## Prälatur- und Propsteisiegel

Gegen Ende des Mittelalters standen dem Propst von Vorau zusätzlich zu seinem persönlichen Stempel auch eigene Typare als eine Art „Kanzleisiegel“ zur Verfügung. Solche „Propsteisiegel“ sind bis ins 19. Jahrhundert nachweisbar. Nach Propst Andreas von Pranpeck<sup>21</sup> hat auch Propst Leonhard (von Horn, 1453 – † 1493 X 29) ein weiteres Petschaft der Propstei mit Minuskelinitialen verwendet. Hier ist gleichfalls der Greifenfuß als Stiftswappen angebracht. Das runde Typar zeigt in einem gotischen Dreipass den Wappenschild, begleitet von den Initialen: s(igillum) / p(repositurae) / v(oravensis) [Abb. 15]. Das Feld ist zusätzlich mit Zweigen bestreut, ebenso sind die Zwickel zwischen Randlinie und Dreipass mit Ornamenten besetzt. Auch sein Nachfolger Propst Virgil Gambs (1500 – † 1507 X 10) hatte ein ähnliches, jedoch etwas größeres Petschaft in Gebrauch.<sup>22</sup> 1531 verwendete der 33. Propst Stephan Felner (1518-1534) ein neues Propsteitypar, mit dem 1545 auch die Verbrüderungsurkunde mit den Chorherren zu Rottenmann „mit des Gotzhaws Voraw aigen furgedrukhten Praelatur Insigl“ besiegelt wurde.<sup>23</sup> Im runden Siegelfeld erscheint das Stiftswappen in einer Tartsche, begleitet von der Minuskelinschrift auf einem mehrfach gefalteten Band: sigillum / prepositurae : / vorawen/fis • monast(erii) [Abb. 16]. Ober dem Schild sowie links und rechts davon sind die Initialen S(igillum) / V(oravensis) / P(repositurae) zu sehen. Erst ab 1673 stand ein Propsteisiegel in Verwendung, das in einer elliptischen Kartusche das Stiftswappen enthält. Darüber sind Infel und Pedum angebracht. Die links unten beginnende Umschrift lautet: SIGILLVM PRAEPOSITURAE VARAVIENSIS [Abb. 17].<sup>24</sup> Blüten und Kreuzchen teilen die Wörter. 1736 und 1738 wird das Motiv ähnlich gestaltet, jedoch ist nun die Tartsche mit dem Stiftswappen kreisrund und darüber ein Engelsköpfchen mit Mitra und Hirtenstab zu sehen. Die Umschrift blieb gleich.<sup>25</sup> Das letzte Siegel der Vorauer Propstei ist sehr aufwendig gestaltet und wird von 1818 bis 1866 angetroffen. Im Siegelfeld ist nun das Stiftswappen auf zwei elliptische Tartuschen aufgeteilt, heraldisch rechts die Figurengruppe des Heilands mit dem vor ihm knienden ungläubigen Thomas und rechts der Greifenfuß. Das Siegelfeld ist reich mit Ornamenten verziert. Die kapitale Umschrift beginnt in diesem Fall wieder rechts oben: • SIGIL(lum) : PRAEPOSITURAE • VARAV(iensis) : CANON(iae) : LATERAN(ensis) • [Abb. 18].<sup>26</sup> Alle diese Siegel konnten sowohl in herkömmlicher Art in rotem oder grünen Siegelwachs sowohl in einer Wachsschale, Holzkapsel oder unter einem Schutzpapier, aber auch in roten Siegellack und ohne Schutz abgedrückt sein.

### Persönliche Propstsiegel in Mittelalter und früher Neuzeit

Der erste noch erhaltene Siegelabdruck stammt vom 12. Propst Dietricus (1300-1305). Die Form ist „spitzoval“. Unter einem angedeuteten Baldachin steht frontal dem Beschauer zugewendet der Propst in einem langen Gewand.<sup>27</sup> Auf seinem Haupt trägt er die Mitra und hat die Rechte zum Segen erhoben, links hält er die Heilige Schrift. Das Siegelfeld ist mit Punktrauten damasziert. Die unziale Umschrift

21 Zu Propst Andreas von Pranpeck, auf den das Wappenbild Greifenfuß zurückgeht, vgl. unten.

22 1465 III 2, Vorau (Stadtarchiv Ödenburg/Hu Dl. 2003); 1500 XI 10, - (StiA Vorau 449).

23 1531 XI 15, Pöllau (StiA Vorau 538); 1545 VIII 18, - (DAG, Rottenmann 1).

24 1673 VI 10, Peggau (StLA AUR).

25 1736 XI 28, Vorau; 1738 III 01, Vorau; 1738 V 01, Vorau (alle DAG, Vorau 6).

26 1818 IV 23, Dechantkirchen (DAG, Pfa Dechantkirchen, Pfründe); 1866 XII 31, Graz (DAG Urk. Reihe II/960).

27 Zur Beschreibung der Siegel der Pröpste Konrad (3), Johann (2) Straußberger, Andreas Pranpeck und Leonhard von Horn vgl. Norbert Hofer, Die Wappen der mittelalterlichen Geistlichkeit in der Steiermark. Phil. Diss. Graz 1956, 52f., zum Wappen des Stiftes 104f.

verläuft von oben im Uhrzeigersinn mit einem Kreuz beginnend: + • S(igillum) • DIT(ri)CI • DEI • GRA(cia) • P(re)P(osi)/TI • ECCL(esiae) • VOROWEN(sis) [Abb. 19].<sup>28</sup> Propst Ulrich (1) von Scheuchenstein (1449 – † 1450) hat als erster sein Geschlechtswappen, das die Herren Puchberg/Scheuchenstein führten, in seinem Siegel anbringen lassen. Im ebenfalls spitzovalen Abdruck steht der Propst, in seinem langem Ordensgewand und einem Birett auf dem Haupt. Er hält vor dem Leib mit beiden Händen die Bibel. Unter der Standlinie ist das Wappenbild zu erblicken: Ein Kübelhelm, als Oberwappen zwei Adlerflüge. Das Siegelfeld ist ebenso mit Punktrauten geziert. Die Umschrift ist etwas beschädigt: (+ •) S(igillum) • VLRICI • PREPOS (i/ti) DE • VARAWE [Abb. 20].<sup>29</sup> Der nächste Klostervorstand Heinrich (2) von Wildungsmauer, ebenfalls ein adeliger Niederösterreicher, siegelte nachweislich in den Jahren 1456 und 1476. Der Propst steht ebenfalls in einem langen Gewand frontal zu Beschauer gerichtet und trägt auf dem Kopf ein kronenartiges Birett, aus dem Locken hervorquellen. Die Rechte hat er nach oben gerichtet, mit der Linken hält er ein Buch. Die unziale Umschrift ist gleichfalls etwas beschädigt: (+ •) S(igillum) • HAINRICI • P(re)POSITI / • ECC(lesia)E • VORAWE [Abb. 21].<sup>30</sup> Der folgende Konrad (3) von Neunkirchen (1381-1398) ist als Siegler 1388 und 1395 nachweisbar. Sein noch immer spitzovales Typar ist ganz im gotischen Geist gestaltet. Der Propst steht in ganzer Gestalt in einer reichen gotischen Nischenarchitektur, die unten von einer Ziegelmauer abgeschlossen wird. Sein Wappen in einer Spitzbogenöffnung zeigt eine zum rechten Obereck gebogene Spitze. Die Minuskelinschrift wird unten vom Dreieckschild unterbrochen und beginnt auch mit dem Kreuzzeichen: + s(igillum) • chunradi (ausgebrochen: prepo) / siti uarawenfis [Abb. 22].<sup>31</sup>

Propst Johann (1) von Schwaben (1397-1419) hat erstmals ein rundes Siegeltypar geführt. Hier ist jetzt eine Büste des heiligen Thomas mit der Heiligen Schrift links und der Lanze rechts zu sehen. Die Minuskelumschrift beginnt mit einem Kreuz: + sigillum : iohannis : prepositi : varawenfis. Im Heiligenschein befindet sich der Name des Apostels: s(anctus) thoma(s). Das Feld ist reichlich mit Punktrauten damasziert [Abb. 23].<sup>32</sup> Der 23. Propst Johann (2) Straußberger hat ebenfalls im Siegelfeld den heiligen Apostel Thomas mit Lanze und Bibel. Unten ist sein halbrundes und redendes Wappen: Aus einem Dreieck wachsend ein dreiteiliger Strauß. Die Minuskelinschrift wird unten vom halbrunden Schild unterteilt: sigillum • iohannis pre/ positi varawenfis [Abb. 24].<sup>33</sup>

Vom übernächsten 25. Propst Andreas Pranpeck rührt das Wappenbild des Greifenfußes her, das sein Geschlecht geführt hat. Er selbst hat es in mehreren Siegelvarianten gebraucht. Sein großes und reich ausgeführtes Siegel ist rund und zeigt in einer reich gegliederten gotischen Nischenarchitektur die Figurengruppe des Heilands mit dem ungläubigen Thomas. Unter den Figuren ist in einem halbrunden Schild das Propstswappen angebracht. Dieses wurde später von Kaiser Friedrich III. dem Stift übertragen: In Gold ein schwarzer Greifenfuß. Beiderseits der Nische ist das Siegelfeld mit Zweigen ausgefüllt. Die Minuskelinschrift lautet: sigillum • andree • dei • gracia / prepoſiti voraw(ensis). Den Schluß bildet ein Zweig [Abb. 25a].<sup>34</sup> Dazu hatte er ein mittleres rundes Typar, das nur den Wappenschild

28 1302 III 16, Vornu (StLA AUR 1633 a).

29 1349 VI 18, Vornu (OÖLA, StIA Waldhausen 66); Zum Geschlecht der Puchberg/Scheuchenstein vgl. Freidinger Wappen 104f. Propst Ulrich ist vorher anscheinend Pfarrer von Puchberg am Schneeberg in Niederösterreich gewesen. Er starb 1350 VI 4 (im Nekrolog Stift Lilienfeld wird als sein Todestag VI 22 angegeben).

30 1356 IX 17, Vornu (StIA St. Lambrecht I/278); 1376 VII 30, - (StIA Klosterneuburg).

31 1388 IX 20, - (StLA AUR 3648 a); 1395 IV 4, - (StLA AUR 3841). Beide sind gemeinsam mit dem ersten Kapitelsiegel abgedrückt.

32 1403 XI 4, - (Universitätsarchiv Wien, Bestand St. Nikolauskloster A77); 1405 X 5, - (StIA Vornu 195).

33 1425 II 24, Hartberg (DAG Urk. Reihe II/56/3).

34 1444 V 25, - (StIA St. Florian); 1448 VI 19, - (StIA Vornu 253).

enthält und dazu die Umschrift: sigillum • andree • prepositi • von • varawe [Abb. 25b]. An derselben Urkunde führte er dazu noch das von ihm eingeführte Propsteipetschaft. Über der Wappentartsche befinden sich die Initialen s(igillum) p(repositure) [Abb. 25c].<sup>35</sup>

Im Siegeltypar des Propstes Leonhard von Horn erscheint erstmals eine genaue Datierung. Unter der Grundlinie hält ein Engel die Jahreszahl der Propstwahl: 1453. Der runde rote Stempelabdruck in einer naturfarbenen Schale ist wie beim Vorgänger reich gegliedert und zeigt ebenso die beiden heiligen Gestalten in einer Nische. Die Minuskelumschrift sigillum • leonardi • dei • gracia / prepositi • in • varaw wird von der Nische mit der Jahreszahl 1453 unterbrochen und endet mit einem Blütenzweig [Abb. 26a]. Dieser Propst hat als sein sehr persönliches Zeichen zusätzlich auf der Rückseite der Schale ein Ringtypar ohne Initialen eingedrückt. Es zeigt einen nach hinten blickenden Drachen [Abb. 26b].<sup>36</sup>

In die Zeit der Renaissance weist das Siegel des Propstes Virgil Gambs, 30. Propst in Vorau. Das in das Jahr 1500 datierte Typar hat einen Durchmesser von 45 mm. Das Siegelbild ist sehr ähnlich dem des Vorgängers und enthält die gleichen Gestaltungselemente, wie gotische Architektur, Figurengruppe und Stiftswappen. In der Umschrift ist noch die Minuskel verwendet und wird von der Wappentartsche unterbrochen: s(igillum) : virgilii : dei : gra(cia) : / : p(re)p(osi)ti : in : varaw : 1 : 5 : 0 : 0 : [Abb. 27a].<sup>37</sup> Propst Virgil hatte auch ein hochelliptisches Ringtypar mit dem Wappenbild des Klosters, das ebenfalls auf das Jahr 1500 datiert ist [Abb. 27b]. Die großen Siegel der Nachfolger scheinen nur in der Umschrift bei sonst gleichbleibender Gestaltung, vermutlich aus Sparsamkeitsgründen, nachgestochen zu sein. So ist im Typar des Propstes Koloman (1507-1518) nur das Wahljahr auf 1507 geändert worden. Minuskelumschrift: s(igillum) : Col(o)mo(n)if : dei : gra(cia) : p(re)p(osi)ti : in : varaw : 1 : 5 : 0 : 7 : [Abb. 28].<sup>38</sup> Bei Propst Augustinus Geir ist als Schrift nun die Kapitale verwendet und das Datum der Wahl 15/36 ist ganz klein im Siegelfeld neben der Nische angebracht. Die Umschrift lautet: S(igillum) ✦ AVGVSTINUS ✦ GEIR ✦ DEI ✦ GRA(cia) ✦ P(re)P(osi)T(u)S ✦ INVARAW ✦ [Abb. 29a].<sup>39</sup> Er hatte weiters zwei kleine Petschafte. Das erste ist hochelliptisch und zeigt über der Wappentartsche die Namensinitialen: A(ugustinus) G(eir) P(repositus) [Abb. 29b].<sup>40</sup> Das zweite Typar ist achteckig und ebenso mit Wappentartsche und Namensinitialen gestaltet [Abb. 29c].<sup>41</sup>

Von den weiteren Pröpsten Oswald Reibenstein (1556-1585) und Johannes Benedikt Perfall (1594-1615) sind nur kleine Petschafte bekannt und sollen hier zum Schluss vorgestellt werde. Ersterer hatte ein hochelliptisches Siegeltypar, in dem neben dem Wappenbild mit dem Greifenfuß, Mitra und Pedom beiderseits der Tartsche die Namensinitialen O(swald) R(eibenstein) / P(repositus) V(oraviensis) angebracht sind [Abb. 30].<sup>42</sup> Der zweite Propst Johannes Benedikt Perfall führte ein achteckiges Typar, in dem in der Art eines Allianzwappens neben der Tartsche mit dem Stiftswappen sein persönliches und redendes Wappenbild: ein hersehender Bär auf einem Dreiberg, zu sehen ist. Oben sind noch die Mitra und der Krummstab und zusätzlich seine Namensinitialen eingestochen: I(ohannes) B(enedikt) V(on) / P(erfall) P(ropst) / Z(u) V(orau) [Abb. 31].<sup>43</sup>

35 1446 VIII 24, - (StiA St. Peter in Salzburg). Die beiden Abdrücke sind an einem Pergamentoriginal und an zwei Papierurkunden angebracht. Zusätzlich ist auch das Kapitelsiegel I hier erhalten geblieben.

36 1462 V 12, - (StLA AUR 6910b); 1473 VII -, Friedberg (StLA AUR 7481).

37 1500 XI 10, - (StiA Vorau 449, sehr beschädigt); 1507 VII 07, Vorau (DAG; Ürk. Reihe II/2332).

38 1509 XI 30, Vorau (Archiv Collato, Brünn); 1515 VI 4, - (StLA AUR, Fragment); 1516 X 20, Vorau (StLA AUR).

39 1542 VI 15, - (StLA AUR).

40 1533 VIII 10, Vorau; 1540 XII 18, - (beide StLA, Gültaufsandung 12/1877, Vorau).

41 1540 X 23, -; 1541 IV 18, -; 1542 V 10, Vorau (alle in StLA, Gültaufsandung 12/1877, Vorau).

42 1565 XII 25, Hartberg (StiA Vorau 599).

43 1595 XII 10, Vorau (DAG, Pfa Hartberg andere Benefizien).

# Joseph Steiner-Wischenbart und Feldbach

von Rudolf Grasmug

In den selbstbiografischen Notizen des Schriftstellers Joseph Steiner-Wischenbart, die einen wesentlichen Teil seines in 21 Kartons befindlichen Nachlasses im Steiermärkischen Landesarchiv bilden, beschreibt er seinen oft turbulent verlaufenen Lebensweg, der ihn zu Beginn des 20. Jahrhunderts nach Feldbach führte. Er klagt, „*zeitlebens unglücklich*“ und „*vom Schicksal verfolgt*“ gewesen zu sein. Sein Scheitern im Berufsleben führt er auf die Schriftstellerei zurück.

Der „*alpenländische Volksschriftsteller*“, wie er sich selbst nannte, wurde am 13. März 1876 als Sohn eines Gebirgsbauern im Zeiringgraben in der Gemeinde und Pfarre Oberzeiring im Bezirk Judenburg geboren.<sup>1</sup> Seine Eltern Andreas und Magdalena Steiner vulgo Wischenbart gaben ihr erstes Kind, den Sohn Josef, schon ein Vierteljahr nach seiner Geburt in die Obhut der Großeltern Kleemaier. Beide Höfe befanden sich auf ehemaligem Bergbaugelände, auf dem nach silberhaltigem Bleiglanz geschürft worden war, und waren ursprünglich Knappenhäuser gewesen.

Über die Mutter, die elf Kinder zur Welt brachte und stets kränklich war, klagte Josef später, dass sie ihm keine Liebe entgegen gebracht habe. Von den elf Kindern waren acht bald nach der Geburt gestorben.

## Beim Großvater Nikolaus Kleemaier

Der Großvater bewirtschaftete den Hof vulgo Freitag im Zugtal in der Gemeinde Oberzeiring. Steiner, der den Vulgonamen Wischenbart seinem Familiennamen hinzufügte, beschreibt den Großvater als einen gar fröhlichen, frommen und doch „*freiheitlichen*“ Bauersmann, der für schöne Ochsen und seine „*bauchige*“ Brieftasche bekannt gewesen sei. Der Hof in 1.300 m Höhe am Habring, einem Bergzug zwischen Oberzeiring und Unzmarkt-Frauenburg, zwischen Pöls- und Murtal war von herrlichem Hochwald umrahmt.

Hier und im idyllischen Pfarrort St. Oswald im Umkreis der Rottenmanner Tauern und des Gaaler Gebirges verlebte Josef „*eine schöne Kindheit in köstlicher Almluft*“ und verblieb dort bis zum 16. Lebensjahr. Von den Großeltern wurde er verhätschelt. Da sie selbst keinen Sohn hatten, war Josef als Hoferbe vorgesehen. Er wurde vom Großvater schon sehr früh zu den Viehmärkten mitgenommen und lernte so das obere Murtal mit den vielen Seitentälern und Gräben und das Volksleben dort kennen.

Den Großvater väterlicherseits, Andreas Steiner vulgo Nusshold im Zeiringgraben, beschreibt er hingegen als geizig, engherzig und einfältig. Dieser war fast 40 Jahre Kirchenprobst der Pfarre St. Nikolai in Oberzeiring und kritisierte an seinem Enkelsohn, er bete zu wenig und habe den Hang in sich, über „*heilige Bräuch*“ zu „*spötteln*“.

---

<sup>1</sup> Steiermärkisches Landesarchiv, Graz (StLA), A. Steiner-Wischenbarth Joseph, Nachlass, K. 1, H. 1. Im Verzeichnis des StLA wird Wischenbart mit „th“ geschrieben.

## Die Schulzeit

Mit dem sechsten Lebensjahr kam der kleine Josef im Jahre 1882 in die damals dreiklassige Volksschule Oberzeiring, wo er bald als der beste Schüler galt. Er hat rasch das Lesen erlernt, und im achten Lebensjahr soll er bereits sehr lebendig Kalendergeschichten vorgelesen haben. Erzogen wurde er, außer vom Großvater, der ihn verwöhnte, von der älteren Schwester seiner Mutter namens Katharina („Kathl“) und von Maria („Moizl“), die ihn beide bemutterten. Die Eltern selber kümmerten sich wenig bzw. gar nicht um ihn, was Steiner in seiner Biografie wiederholt mit Bitterkeit vermerkte.

Die Streifzüge mit dem Großvater durch die verschiedenen Märkte des Oberlandes fanden in Zeichnungen des Neunjährigen ihren Niederschlag, die er mit Rot- und Blaustift unter Zuhilfenahme von Tinte gestaltet haben soll. Ihr Thema waren Landschaften, Kirchen und Schlösser. Tagebuchartige Aufzeichnungen und kleine mundartliche Gedichte über lokale Begebenheiten und Personen gehörten ebenso zu seinem frühen Schaffen.

Neben der Schule erweckten Bücher sein Interesse, die der Großvater einmal aus dem Nachlass eines Ortsarztes erstanden hatte und sich u. a. mit der Geschichte der Steiermark und der Region beschäftigten. Bald wurden der Oberlehrer Johann Eberhard, der Pfarrer Anton Theißl und der Notar Karl Seewald-Rgeznic auf ihn aufmerksam.

Seine Geschichten, die in der Schule als „Wochenschrift“ dargeboten wurden, brachte der Oberlehrer auch zur Stammtischrunde, wo bald die Meinung auftauchte: „*Das wird kein Bauer!*“ Der Großvater, der um seinen Nachfolger bangte, sagte zu seinem Enkel: „*Schreiben ist dein größter Schaden!*“ Als Josef das Alter von zehn Jahren überschritten hatte, sprachen sich Oberlehrer und Notar dafür aus, den Buben studieren zu lassen. Die Verwandten wollten, dass er Geistlicher werde. Da aber niemand da war, der ihm ernsthaft den Weg wies, wurde der Knabe 1889 mit 13 Jahren aus der Schule entlassen und für landwirtschaftliche Arbeiten eingesetzt.

## Die Begegnung mit Persönlichkeiten in seiner Kindheit

Oberzeiring war damals ein beliebter Ort für so genannte Sommerfrischler. Unter ihnen waren auch Persönlichkeiten, die sich für den begabten Bauernbuben zu interessieren begannen. Steiner nennt selbst: Gräfin Johanna Hartenau, Emilie von Latinovics, Historiker wie Johann Schmut und Ferdinand Krauß. Die Gattin des Bezirksrichters versuchte ihn für das Lientheater in Oberzeiring zu gewinnen.

Vom Kaplan Dr. Karl Maierhofer, dem späteren fürstbischöflichen Hofkaplan und Stadtpfarrer zu St. Andrä in Graz, borgte er sich Bücher aus. Besonders die Bücher von Karl May standen dabei im Vordergrund.

Aufgrund seiner Vortragsgabe wurde er von den Bewohnern zu „Totenwachen“ geholt, um aus P. Martin Erchens „Erbauungsbücher“ vorzulesen, wobei es ihn heimlich freute, die Schauer erregenden Kapitel auszuwählen, die vom Teufel und den höllischen Qualen handelten.

## Die ersten schriftstellerischen Versuche

Der junge Schriftsteller begann die Geschichten des Großvaters, der viel aus seinem langen Leben zu erzählen wusste, sehr bald aufzuschreiben und formte aus dem Gesammelten kleine Erzählungen und Skizzen.

Er schrieb 1895 und 1896 als Berichterstatter für den „Sonntagsboten“. Im „Grazer Volksblatt“ erschienen einige bäuerliche Feuilletons, u. a.: „Seltsame Dialektwörter aus Oberzeiring“. Diese wurden von Theodor Unger in seinem „Steirischen Wörterbuch“ berücksichtigt.<sup>2</sup>

## Misserfolg in Graz

Im Mai 1896 fuhr er nach Graz, um beim Katholischen Pressverein Fuß zu fassen, der das „Grazer Volksblatt“ mit der Beilage „Christlicher Feierabend“ und auch das selbstständige Wochenblatt „Sonntagsbote“ herausgab.

Chefredakteur war Monsignore Josef Zapletal. Er nahm Steiner-Wischenbart zwar liebevoll auf, fand aber keine entsprechende „Brotstellung“. Zapletal riet ihm, wieder in die Heimat zurückzukehren: „... bis Gott, der alles weise lenkt und leitet, gewiss etwas Passendes mir bescheren werde.“<sup>3</sup>

So kehrte er in die Obersteiermark zurück und besuchte Kurse an der Landesbürgerschule in Judenburg, wo er in dem Bürgerschuldirektor Max Helff (Landschaftsfotograf) und im Pfarrer P. Severin Kalcher, dem Pfarrer von Weißkirchen und späteren Abt von St. Lambrecht, väterliche Freunde fand.

## Militärdienst

Im April 1897 fand in Oberzeiring Musterung statt. Josef Steiner kam zur Festungsartillerie in Pola, was er damals als den größten Wendepunkt in seinem Leben bezeichnete. Beim Festungsartillerie-Regiment Nr. 4 wurde er in der „Artillerie-Unteroffiziers-Bildungsschule“ in einem fast halbjährigen Kurs ausgebildet.

Von heftigem Heimweh erfüllt, entstanden seine ersten biografischen Aufzeichnungen. Er klagte über die raue Art der Offiziere, die meist Tschechen waren. Diese Erlebnisse scheinen seine immer wiederkehrende Abneigung gegen alles Slawische verursacht zu haben.

Als Anzeichen einer Malariaerkrankung auftraten, an deren Folgen er sein ganzes Leben zu leiden hatte, kam er im März 1899 als Kanzleikraft für die Kärntner Grenzsperrn nach Malborghet im Kanaltal, wo er im Fort Hensel Hauptmann Adolf Günther, einem Tschechen, zugeteilt war. Über ihn klagt er, dass er von ihm schrecklich „dressiert“ worden sei, was ihn in seiner antislawischen Haltung wohl noch bestärkte. Sein Vorgesetzter war, so schreibt Steiner-Wischenbart, „trotz des deutschen Namens ein verbissener Tscheche“.

Nach mehreren Enttäuschungen suchte er um Versetzung an.

Über die Zeit im Kanaltal schrieb er: „Dort lernte ich weitere Niedertracht der Menschen kennen und ich begann allmählich vom Klerikalismus, in dem ich sozusagen aufgewachsen war, abzuweichen. Gott ist nicht immer gerecht.“ – Diese Erfahrungen waren offenbar der Auslöser dafür, dass er sich nach dem Militärdienst der freiheitlichen Bauernbewegung unter Friedrich Karl Baron Rokitsky zuwandte.

Steiner-Wischenbart kam im Rahmen des Militärdienstes in das damals von allgemeinem Interesse werdende k.u.k. Militär-aeronautische Institut (Luftschiffer-Abteilungen) in Wien, wo er von Mai bis

---

2 Theodor Unger und Ferdinand Khull, Steirischer Wortschatz als Ergänzung zu Schmellers Bayerischem Wörterbuch. Graz 1903 [Nachdruck Wiesbaden 1968].

3 StLA, A. Steiner-Wischenbart Joseph, Nachlass, K. 1, H. 1.

Oktober 1900 als Material-Unterroffizier mit Kugel- und Fessel-Ballons zu hantieren hatte. Diese Tätigkeit führte ihn nahezu durch die gesamte Monarchie.<sup>4</sup>

Während der sieben Jahre in der Reserve 1900-1907 hatte er nur ein einziges Mal (1905) eine 13-tägige Waffenübung abzulegen, worüber er sehr glücklich war.

### Steiner-Wischenbart als Deutschfreiheitlicher

Nachdem er abgerüstet hatte, begann er für deutschfreiheitliche Blätter zu schreiben, was ihm das Missfallen seines langjährigen Gönners Dechant Jakob Simbürger<sup>5</sup> einbrachte.

Nun suchte Steiner-Wischenbart eine Redakteurstelle in Graz. Zu diesem Zweck besuchte er am 12. November 1900 Peter Rosegger in dessen Grazer Wohnung in der Burggasse 14, um ihn um Rat zu bitten. Rosegger war in „... *Pelz gehüllt und sein Blick verriet den ungewöhnlich begabten Dichter, welcher leider zuviel in theoretische Fragen sich verwickelt. Mit gütiger Gebärde nahm er die Schilderung meines bisherigen Lebens entgegen, betonte, dass ein Schriftsteller auf klerikaler Basis – wie ich – von der Karriere verlassen sei, ich solle freiheitlich schreiben, das rentiere sich besser. [...] Und forderte mich auf für seinen ‚Heimgarten‘ etwas von meinen Erzeugnissen der Poesie und Prosa einzusenden. Er entließ mich freundlich als seinen engeren Landsmann, als Obersteirer.*“<sup>6</sup>

Von drei eingesandten Beiträgen verwendete Rosegger für den Heimgarten den Aufsatz „Die Schapper in Uggowitz“.<sup>7</sup>

1904 erwähnte Rosegger in einem Feuilleton über Hans Fraungruber<sup>8</sup> „das erste Mal öffentlich meine Person“.

Durch seine Publikationen war Steiner-Wischenbart bekannt geworden. Rezensionen von Peter Rosegger, Franz Ilwof, Hans von der Sann, Hans Brandstetter u. a. in Roseggers „Heimgarten“ oder in der Grazer „Tagespost“ bestätigten das.

### Die Jahre in Feldbach 1900 bis 1902

Das Militärleben konnte ihn, der die Freiheit liebte, wie er selbst sagte, nicht fesseln. Außerdem hatte er beim Militär kein Glück gehabt und es nicht einmal bis zum Unterroffizier gebracht. „*So wurde ich ein Landflüchtling wie tausende andere Bauernburschen.*“ Da er nichts Besseres finden konnte, kam Wischenbart zur Finanzwache. Er zitiert dazu Rokytanski: „*Man ist als Finanzwächter nur Wächter über Schnaps, Bier, Tabak, Zucker und Petroleum.*“

So hat der damals 25-jährige als kleiner Beamter – er wurde Aufseher der k. k. Finanzwache – in Feldbach gelebt.<sup>9</sup>

4 StLA, A. Steiner-Wischenbarth Joseph, Nachlass, K. 2, H. 8.

5 Dechant Jakob Simbürger († 1903), der Pfarrer von Schöder war, nannte sich „Fridolin von Freithal“. Steiner-Wischenbart bezeichnete ihn als seinen väterlichen Freund. Über ihn verfasste er: „Der Volksschriftsteller Fridolin von Freithal“.

6 StLA, A. Steiner-Wischenbarth Joseph, Nachlass, K. 2, H. 9.

7 Josef Steiner-Wischenbart, Die Schapper in Uggowitz. In: Peter Rosegger, Heimgarten. 1901, 552f. Uggowitz ist heute ein Ortsteil der Gemeinde Malborghetto Valbruna, slow. Ukve, 9 km westlich von Tarvis. „Schappen“ = Heuziehen (von der Uggowitzer Alm) erfolgte im Winter.

8 Tagespost vom 22. 3. 1904.

9 StLA, A. Steiner-Wischenbarth Joseph, Nachlass, K. 2, H. 9.

## Bei der Finanzwache Feldbach

Über diese Position nicht sonderlich glücklich, tröstet er sich mit dem Bemerkten, dass die Aufnahme in diesen Dienst kein höheres Studium bedingte, ihm aber in Aussicht stellte, Beamter zu werden. Sein Tagesgehalt betrug zwischen 1,20 bis 2 Gulden, was eine selbstständige Existenz bedeutete. *„Freilich ging dabei mein Freiheitsleben flöten. Es herrscht bei der Finanzwache strenger Dienstgeist. Mit Dekret vom 28. 12. 1900 wurde ich zum Aufseher der Finanzwache ernannt ...“*

Den Dienst in Feldbach trat er am 8. Dezember 1900 bei Abteilungsleiter Max Seemann an. Über Max Seemann schrieb Steiner später: *„Alle Schuld, dass ich in Feldbach so schwere Tage erlebte, trägt der erbärmlich denkende Max Seemann ...“*.

Bereits im April drohte ihm Seemann mit einer Disziplinaruntersuchung, weil nach einer Verordnung von 1898 Finanzwachangestellte nicht in periodischen Zeitschriften schreiben dürften.<sup>11</sup>

Am 13. Dezember 1900 machte Steiner mit seinem Vorgesetzten Max Seemann seine erste dienstliche Landtour (zu Fuß) über Riegersburg, Neustift, St. Kind nach Walkersdorf und Schweinz, wobei er in die Kontrolle von Tabaktrafiken, Branntweinstätten und Branntweinbrennereien eingeführt wurde. Seinen Tourennotizen fügte er Ansichtskarten hinzu, die ein instruktives Bild des Bezirkes Feldbach um die Jahrhundertwende vermitteln. Die langen Fußmärsche durch den ganzen politischen Bezirk Feldbach und der starke Nebel um diese Jahreszeit machten seiner durch die Malaria angegriffenen Gesundheit zu schaffen.

In Feldbach traf er auch Freunde aus seiner Militärdienstzeit in Pola, wie den Steueramtsadjunkten Josef Presinger, der Vormeister in Pola gewesen war, über den er sich mokierte, weil dieser sich im „treudeutschen“ Feldbach als ein „fanatischer Windischer“ entpuppte.

Der Feldbacher Gesellschaft warf er „spießbürgerlich herrschenden Kastengeist“ vor und glaubte mit seiner im „Bauernbündler“ in zwei Teilen<sup>12</sup> erschienenen Satire „Der Esel von Feldbach“ den Feldbachern mit ihrem „Kastengeist“ einen Streich zu spielen.

Immer stärker fühlte er sich politisch der deutschnationalen Richtung zugewandt. Am 25. Februar 1901 schrieb Steiner: *„Neige mich immer mehr und mehr realistischem Deutschtum zu. Deutsch soll Österreich sein, deutsch der Österreicher.“* Er verwies darauf, dass er genug üble Erfahrungen mit anderen Nationen gemacht habe. Gleichzeitig kam auch seine antisemitische Haltung zum Ausdruck. Steiner-Wischenbart amüsierte sich immer wieder im Kurort Gleichenberg, den er wunderschön aber *„leider verjudet“* fand.

Die Sonnwendfeier am 24. Juni 1901 auf der Schiller- bzw. Sonnwendhöhe im Süden Feldbachs war für ihn ein „völkisches Unternehmen“, das von der Stadtkapelle und dem Männergesangverein musikalisch umrahmt wurde.



*Ich ließ mich 1901 in Feldbach photographieren und zwar in Zivil, nicht in der Uniform eines Finanzwachbeamten. – Ich war damals 25 Jahre alt und sah sehr schlecht aus: Folgen der Malaria.<sup>10</sup> (Foto 1901)*

<sup>10</sup> Ebenda.

<sup>11</sup> Ebenda.

<sup>12</sup> Bauernbündler vom 26. Mai und 2. Juni 1901.

„Bei Einbruch der Dunkelheit wurde ein Holzstoß angezündet: Herr Dr. David Rauter hielt die Festrede und Herr Winter sprach den Sonnwendspruch. Von allen Anwesenden wurde die ‚Wacht am Rhein‘ gesungen, den Abschluss bildete ein brillantes Feuerwerk.“<sup>13</sup>

Ein schwerer Schlag für Steiner-Wischenbart war am 27. September 1901 die Inspektion der Feldbacher Finanzwacht-Abteilung durch Gustav Lichtner-Hoyer aus Graz. Dieser richtete an Steiner-Wischenbart die Worte: „*Sie, lieber Steiner! Ich hörte vom Kommissär von Ihnen nichts Gutes. Sie machen gegenüber dem Resipienten allerlei Bemerkungen und sind unverträglich, [:] Wie ist's mit Ihrem Schriftstellern? [:] Es ist ganz gut, dass Sie Ihre Gedanken niederschreiben, aber ich verbiete es Ihnen und werde, wenn es offiziell nothwendig, Sie ahnden(!)*.“<sup>14</sup>

### Diurnist bei der Bezirkshauptmannschaft Feldbach

Die Folge war, dass Steiner-Wischenbart mit 30. November 1901 über sein eigenes Ansuchen vom Finanzdienst enthoben wurde. Bereits am 27. November sprach er auf Einladung des Bezirkssekretärs Josef Buda in der Kanzlei der Bezirkshauptmannschaft vor. Bezirkshauptmann Marquis Villavicencio de Alcantara nahm ihn als Diurnist am 15. Dezember 1901 in den Dienst der Bezirkshauptmannschaft auf. Bei Erwägung seiner schriftstellerischen Tätigkeit sagte der Bezirkshauptmann: „*Politisch dürfen Sie nie schreiben; das lassen Sie schön bleiben, ...*“<sup>15</sup>

Steiner-Wischenbart hatte sich offenbar von seinem neuen Dienst falsche Vorstellungen gemacht. Er bezeichnet ihn zwar im Vergleich zur Finanzwache als „*sehr angenehm*“, klagt aber gleichzeitig: „*ich musste Postgänge besorgen (30 bis 40 Briefe), Geldverkehr vermitteln, expedieren, picken, packen ...*“. Mit den monatlich 30 Gulden fand er nicht das finanzielle Auslangen.

Er bemühte sich in Dutzenden von Gesuchen um eine bessere Kanzleistelle, aber es wollte sich niemand finden, der einen „*Zeitungsschreiber*“ aufnahm.

Mit 9. Juni 1902 kündigte er den Dienst bei der Bezirkshauptmannschaft Feldbach. Er schrieb: „*Gott gebe mir bald einen besseren Posten! Das ist das Los der Nichtstudierten.*“ Nach einem Jahr und sieben Monaten verließ er Feldbach. Dr. David Rauter, sein Gönner, half ihm, finanziell Kost- und Wohngelder decken zu können. Da er keine Arbeit fand, kehrte er in die Obersteiermark zurück. Dort fand er Wiederaufnahme in den Finanzdienst, wurde aber vor Ablauf der Probezeit am 1. Juni 1903 wieder vom Dienst enthoben.

Mit 20. September 1903 wurde er mit 27 Jahren als Postpraktikant zugelassen.

### Die Monographie des Bezirkes Feldbach

Seit der Stadterhebung 1884 wünschten sich die Bürger Feldbachs ein Druckwerk über die Geschichte Feldbachs.

Schon während der Zeit bei der Finanzwacht 1900/01, schreibt Steiner-Wischenbart in seinen Erinnerungen, „*bestimmte mich der Buchdruckereibesitzer Heinrich Faber in Feldbach*“ für eine Monographie der Stadt Feldbach zu sammeln und diese zu verfassen, was die Unterstützung des Bezirks-

13 StLA, Steiner-Wischenbart Joseph, Nachlass, K. 2, H. 9.

14 Ebenda.

15 StLA, A. Steiner-Wischenbarth, Nachlass, K. 2, H. 10.

obmannes Eduard Thaller und zahlreicher anderer Persönlichkeiten Feldbachs fand.<sup>16</sup> Faber, der das Wochenblatt „Oststeirerbote“<sup>17</sup> gegründet hatte, lud Steiner-Wischenbart zur Mitarbeit ein.

Als Steiner-Wischenbart für die Monographie zu sammeln begann, fand sich im Rathaus eine Quellensammlung von F. Rentmeister, der 1894 Feldbachs Chronik veröffentlichen lassen wollte.

Die Monographie wurde auch von Bürgermeister Alois Gerstl unterstützt. Über dessen Vermittlung wurden Steiner aus der Landesbibliothek die gewünschten Quellenbücher zur Verfügung gestellt. Zahlreiche Feldbacher Bürger unterstützten Steiner und lieferten ihm Unterlagen: Carl Schnetz über das Gewerbe, Dr. Adolf Johannsen Fotografien, der Postbeamte Prasch Postalisches, Ignaz Ertl über die Bezirkskrankenkasse, der Mesner Berghold lieferte die Biografie des Dominikanerpriors P. Johann Berghold und der Mühldorfer Grundbesitzer Franz Fink Quellen über den Neubau der Feldbacher Pfarrkirche.

Vereine, Kooperationen und Anstalten arbeiteten mit. Steiner-Wischenbart war besonders stolz, als ihm der Pfarrer von Feldbach, Ehrendomherr Josef Kovačič, seine Chronik übergab. Der k.k. Konservator Johann Graus begrüßte das Unternehmen und stellte Artikel über die fachmännische Beurteilung der neuen Stadtpfarrkirche im „Kirchenschmuck“<sup>18</sup> und Illustrationen nach seinen kunstvollen fotografischen Aufnahmen zur Verfügung.

### Bürgermeister Alois Gerstl

Anfangs wurde Bürgermeister Alois Gerstl von Steiner-Wischenbart als die Stütze der Monographie geschätzt. In seiner Biografie bezeichnet Steiner-Wischenbart ihn als seinen „guten Freund“, was er später mit Rotstift korrigierte und „falscher“ darüber schrieb.

Gerstl zeigte zuerst großes Interesse für seine Arbeit: „... las zwei Tage bis Mitternacht an meinen Manuskripten ...“. Steiner-Wischenbart freute sich, dass Gerstl nur wenige Fehler fand. Am 1. Februar 1902 sagte er dem Autor: „Ich bewundere Sie. – Sie haben so einen eigenen, schwungvollen Styl. Und die Menge? – Ja, wann schreiben Sie denn?“.

Am 10. Februar 1902 erfolgte mit Gerstl die Durchsicht des Manuskriptes. Noch nach dem 24. Februar 1902 schrieb Steiner-Wischenbart über Gerstl: „Bürgermeister Alois Gerstl hielt mich aufrecht; an ihm fand ich einen guten Freund. Er ist jetzt Besitzer der Brauerei Hold geworden (Kaufpreis 642.000 Kronen) und der Mächtigste von Feldbach. Ich gönne es ihm.“<sup>19</sup>

In der Zwischenzeit begann sich Kritik an der Arbeit von Steiner-Wischenbarth bemerkbar zu machen. In der Gemeindeausschusssitzung vom 24. Februar wurde zwar der Verlag gesichert, allerdings ging es nicht ohne Debatte ab, wozu der Autor anmerkte: „die Patentgescheiten Feldbachs (Beamte, Lehrer) wollten meine Schriftstellerei bekritteln. Ich schlief einige Nächte schlecht“.

Rechtsanwalt Dr. David Rauter und Dr. Adolf Johannsen, den er als „Beschwichtigungshofrat“ bezeichnete, waren Steiner-Wischenbart vor allem während seiner Abwesenheit von Feldbach behilflich.

Seine Meinung über Bürgermeister Alois Gerstl änderte sich hingegen. 1903 äußerte sich Steiner-Wischenbart über ihn abfällig und bezeichnete ihn als „politischen Jesuiten“.

---

16 Ebenda.

17 Seit 1901 als Wochenblatt, seit 1903 als Monatsschrift.

18 Blätter des christlichen Kunstvereines der Diözese Seckau.

19 StLA, A. Steiner-Wischenbarth Joseph, Nachlass, K. 2, H. 10.

## Der erste Band der Monographie

Mit dem Buch „Die Stadt Feldbach“, 1903, als erstem Band einer Monographie des Bezirkes Feldbach, erweckte Steiner-Wischenbart die Erwartungshaltung zumindest für einen weiteren Band.<sup>20</sup>

Für das Buch, das im Verlag der Stadtgemeinde erschien, war ursprünglich ein Umfang von 400 Seiten vorgesehen. Wischenbart wünschte sich eine Einbegleitung des Buches mit Festgedichten von Peter Rosegger und Ottokar Kernstock, die aber dieses Ansinnen ablehnten. Letztlich waren es nur 260 Seiten.

Am 13. Mai 1902 war mit den Druckarbeiten noch nicht begonnen worden, dennoch gab es bis 1. Mai bereits 180 Subskriptionen. Gerstl erklärte, dass er 250 Subskriptionen wünsche, bevor der Druck beginnen könne. – 400 Abnehmer wären zur Deckung der Druckkosten nötig gewesen! Gerstl verschob die Drucklegung auf den 30. Mai 1902.

Schließlich wurden 300 Subskriptionen verlangt. Steiner-Wischenbart zog durch den ganzen Bezirk und schaffte es tatsächlich, bis 8. Juli 300 Abnehmer zu gewinnen.

In einem Schreiben vom 29. September 1902 kündigte Steiner-Wischenbart seine Vereinbarung mit der Stadtgemeinde Feldbach, dennoch liefen die Bemühungen um die Herausgabe des Buches weiter.

Am 12. November 1902 begab sich Steiner-Wischenbart nach Feldbach, um die Drucklegung seiner Monographie voranzutreiben. Dr. Johannsen ermunterte ihn, sie nicht fallen zu lassen.

In der Stadtgemeinde befürchtete man finanzielle Nachteile. Gerstl und Johannsen bewirkten aber im Gemeinderat, mit Steiner-Wischenbart weiter zu verhandeln. Die Stadtgemeinde sagte zu, dem Verleger an die Hand zu gehen, und vertrat die Ansicht, dass 500 Exemplare leicht abgesetzt werden könnten.

Dennoch verzögerte sich die Drucklegung. Nun forderte man die Prüfung des Manuskriptes durch ein Komitee, das bei der Rücksendung des Manuskriptes am 9. März 1903 an Steiner-Wischenbart mehrere Bedingungen stellte. Man verlangte die Überprüfung durch einen bekannten Fachmann, da man zur Ansicht gelangt war, der erste Teil müsse gekürzt und einfacher gefasst werden. Auch der letzte Teil bedürfe sehr vieler Kürzungen und Änderungen.

Nach den wiederholten Hinhaltungen durch Gerstl entschied sich Steiner-Wischenbart schließlich, das Risiko auf sich zu nehmen, das Buch selbst herauszubringen.

Am 24. April 1903 schloss er einen Notariatsakt mit dem Buchdrucker Franz Auf in Knittelfeld für den Druck von 1000 Exemplaren ab. Gerstl versicherte ihm am 30. April in einem Brief, die moralische Unterstützung durch die Stadtgemeinde Feldbach zu gewähren.<sup>21</sup> Am 24. Juli 1903 war der Druck vollendet.

## Rezensionen

Noch vor Erscheinen des Buches ersuchte Steiner-Wischenbart die Redaktion der „Grazer Tagespost“, dann RR Dr. Franz Ilwof und Ritter Wilhelm Gründorf von Zebégenyi<sup>22</sup> um Rezensionen. Bei

---

20 Der zweite Band folgte erst 1914 als „Geschichte des Marktes und der Pfarre Gnas“ von Sepp Smeritschnigg im Umfang von nur 25 Seiten, obwohl Steiner-Wischenbart im April 1913 mit einem umfangreichen Inhaltsverzeichnis zur Vorbestellung für den 2. Band in seinem Verlag Alpenheim, Graz Rösselmühlgasse 18, einlud.

21 StLA, A. Steiner-Wischenbarth, Nachlass, K. 2, H. 11.

22 K.u.k. Generalstabshauptmann a. D. und Generalinspektor i. R. der österreichisch-ungarischen Staatseisenbahn-Gesellschaft. Bruder Karl Gründorf war Bühnenschriftsteller und Freund Anzengrubers.

einer guten Beurteilung erhoffte er sich, die Stadtgemeinde Feldbach „*eher zur Gewährung einer Subvention zu bewegen*“.

Ritter Gründorf betonte in seinem am 30. Juli 1903 in der „Grazer Tagespost“ erschienenen Beitrag hinsichtlich des topographischen Teils, dass er die Anerkennung der Touristen finden werde, während er die Beurteilung des historischen Teils „*gerne einer anerkannten Autorität auf dem Gebiete der steirischen Geschichtsforschung*“ überlasse.<sup>23</sup> Dem folgte am 2. August in der Tagespost eine umfangreichere Rezension von RR Dr. Franz Ilwof, die von Wischenbart zu den besten gezählt wurde. Aus dem historischen Teil hebt Ilwof die Behauptung des Autors hervor, dass Feldbach vom Landesfürsten zur Stadt erhoben worden sei, und folgt der irrtümlichen Auffassung Steiner-Wischenbarts, dass durch die Folgen von Krieg, inneren Unruhen usw. die Stadt wieder zum Markt herabgesunken sei. Dieser Irrtum fand in verschiedenen Publikationen immer wieder seine Fortsetzung. Als man 1909 ein Vierteljahrhundert Stadt feierte, schrieb man: „*Durch die Einfälle der Türken, große Brände u. s. w. war, wie Steiner-Wischenbart in seiner ‚Monographie der Stadt Feldbach‘ ausführt, die Stadt so herabgesunken, dass sie im Jahre 1509 ihre Rechte einbüßte.*“<sup>24</sup>

Aber selbst Ilwof, der Steiner-Wischenbart sehr gewogen war, hätte sich über die Geschichte der Reformation und Gegenreformation einen „*ausführlichen Bericht gewünscht*“, was möglich gewesen wäre, „*wenn die Quellen hierüber ausgiebiger ausgenützt worden wären*“.

Als „*vernichtende Kritik*“ bezeichnete Wischenbart die Besprechung Anton Kappers: „*... mein erster Gegner auf dem Gebiet der Geschichtsforschung, ... er hat mich gründlich, unfähig gemacht*“. In diesem Fall riet Ilwof dringend, „*auf Kappers Ansicht nichts zu erwidern*“. Wischenbart schrieb aber an den Historischen Verein für Steiermark, dass „*ein Berufshistoriker hohen Neid habe und die Fehler des Buches aufschürte, um ihn herunter zu kanzeln*“.

## Der Disput mit dem Historischen Verein für Steiermark

In der Ausschusssitzung des Historischen Vereins vom 5. Dezember 1902 berichtete Obmann Prof. von Zwiedinek nach Beratungen des Zeitungs-Ausschusses über die Umwandlung der Vereins-Veröffentlichungen „Mitteilungen“ in eine dreimal im Jahr erscheinende Zeitschrift mit dem Titel „*Steirische Zeitschrift für Geschichte*“.<sup>25</sup>

Prof. Dr. Franz Krones verkündete namens des Ausschusses 1903 den Mitgliedern die Schließung der Mitteilungen mit dem 50. Heft. Streng wissenschaftlichen Zielen dienten nun die „*Beiträge zur Kunde steiermärkischer Geschichtsquellen*“; daneben wandte sich nun die „*Steirische Zeitschrift für Geschichte*“ *nicht nur an Fachmänner und Gelehrte, sondern an alle, die über den Fortgang der geschichtlichen Studien in der Steiermark und den Nachbarländern regelmäßig in Kenntnis gesetzt zu werden wünschen.*<sup>26</sup>

In der „*Steirischen Zeitschrift für Geschichte*“ erschien die Rezension Kappers über die Monographie Steiner-Wischenbarts.

23 Vgl. „Tagespost“ vom 30. 7. 1903.

24 StLA, A. Steiner-Wischenbarth Joseph, Nachlass, K. 4, H. 15.

25 StLA, Historischer Verein für Steiermark (HVfStmk.), K. 1, H. 2, Beschluss in der außerordentlichen Hauptversammlung am 28. Dez. 1902.

26 Steir. Zeitschrift für Geschichte 1, An die Mitglieder und Freunde des Historischen Vereines für Steiermark!

Noch vor diesem für den Autor der Monographie über Feldbach erschienenen vernichtenden Urteil schrieb Steiner-Wischenbart am 3. März 1901 an Zwiedineck-Südenhorst,<sup>27</sup> dass ihm Prof. Khull mitgeteilt habe, seine historische Abhandlung: „Frauenburg, unter der Herrschaft der Liechtenstein und Stubenberge 1200-1666“ werde der Vereinsausschuss würdigen und in seine „Mitteilungen“ aufnehmen.

Am 5. März 1901 referierte Prof. Dr. Frettenstiel vor dem Vereinsausschuss über die ihm zur Berichterstattung übergebene Arbeit „Die Frauenburg“ von Steiner-Wischenbart. Dieselbe wird als grammatikalisch fehlerhaft beurteilt und, da sie keine Quellenangaben besitzt, abgelehnt und am 31. Mai 1901 *„als leider für die Mitteilungen nicht verwertbar, rückgesendet“*.

Steiner-Wischenbart bewarb sich in der Zwischenzeit um die Mitgliedschaft beim Historischen Verein für Steiermark, der ihm am 27. Oktober 1902 bestätigte, in die Mitgliederliste des Vereines eingetragen worden zu sein, und übersandte ihm die Mitgliedskarte für 1902. Steiner-Wischenbart bezeichnete die Aufnahme in die Mitgliedschaft als eine *„ehrende Ernennung“* und fügt hinzu: *„Titel ohne Mittel!“*.

Als die Stadtgemeinde Feldbach 1903 die Bedingung stellte, wenn sie für die „Monographie der Stadt Feldbach“ die Garantie der Druckkosten übernehmen sollte, müsse das Manuskript von bewährten Historikern überprüft werden, nannte Steiner-Wischenbart den Historischen Verein für Steiermark, *„da ich die Ehre habe, dem historischen Verein als Mitglied anzugehören“*.

Am 24. März 1903 schrieb Obmann Zwiedineck-Südenhorst an Steiner-Wischenbart: *„... ich werde jedoch den Ausschuss befragen, ob er geneigt ist, einen Referenten für Ihre Arbeit zu bestellen. Wenn die Äusserung bejahend ausfallen sollte, wird das Referat jedenfalls ohne Honorar erstattet werden“*. Wegen *„Geschäftsüberbürdung“* fand sich im Ausschuss des Historischen Vereines kein Referent.

Am 1. August 1903 legte Steiner-Wischenbart dem Verein die fertige Monographie der Stadt Feldbach mit der Bitte um Rezension in der „Steirischen Zeitschrift“ vor. *„Der Verein hat seinerzeit eine Durchsicht [:] abgelehnt. Nichtsdestoweniger erwarte ich Anerkennung des Vereines in Hinblick auf den vielfach neuen Stoff und der mühevollen, langjährigen Arbeit. Der Verein möge daher die kleinen Fehler im Buche nicht zu streng beurteilen.“*

In der Ausschusssitzung am 19. Oktober 1903 lag das Ansuchen Steiner-Wischenbarts um Zuerkennung einer „Ehrengabe“ für den I. Band seines Werkes über „Feldbach“ vor, doch es wurde einstimmig abgelehnt. Mell bemerkte dazu, *„dass er für II/III. Heft der Steirischen Geschichte eine Besprechung dieses Buches von Dr. A. Kapper<sup>28</sup> aufgenommen habe. Hofrat König wünscht die Einsichtnahme dieser das Buch Steiner-Wischenbart äußerst abfällig beurteilenden Besprechung, und begründet seinen Wunsch mit dem Hinweise, auf die Aufnahme des Werkes in die Kaiserliche Familien-Fideicommiss-Bibliothek in Wien. Dem Wunsche Königs wird stattgegeben und Mell beauftragt, den Bürstenabzug des Referates an Dr. König zu übermitteln.“*

Kapper schrieb in seinem Literaturbericht in der ersten Nummer der „Steirischen Zeitschrift für Geschichte“,<sup>29</sup> dass die Freude über eine neue umfangreiche Monographie *„durch die zahlreichen Fehler getrübt würde“*.

27 StLA, HVfStmk., K. 6, H. 28.

28 Schriftführer des Historischen Vereines für Steiermark.

29 Steirische Zeitschrift für Geschichte 1/1903 120-125.

Vor allem mit den mittelalterlichen Urkunden ging Steiner-Wischenbart sehr oberflächlich um. Kapper schreibt: „*Der Verfasser behauptet, er habe alle diese Urkunden selbst gesehen und deren Wortlaut kopiert. Gesehen dürfte er sie haben, aber kopiert wohl schwerlich, denn dann hätte er sie ausführlicher gebracht und nicht nur die Regesten aus Janisch und Muchar für seine Zwecke verwendet.*“

Steiner-Wischenbart führte in seinem Werk aus, dass 1362 Feldbach Stadtrechte erlangt habe.<sup>30</sup> Dieser Fehler wurde bis in die Gegenwart in verschiedenen Publikationen überliefert, obwohl sich R. Puschnig eingehend mit diesen Urkunden beschäftigte und eindeutig nachwies, dass Feldbach damals nicht zur Stadt erhoben wurde.<sup>31</sup>

Es gab auch Lob – vor allem aus regionalen Blättern – für Steiner-Wischenbart: Dr. Alois Luttenberger attestierte dem Autor: „*Liebe zur Heimat, warmes Verständnis für die geschichtliche Vergangenheit derselben und unverdrossener Fleiß haben dieses Buch geschaffen.*“<sup>32</sup>

Daneben wurden ausführliche Hinweise auf das neu erschienene Werk in Regionalzeitungen, wie im Hartberger „Der Ring“ des Johann Simmler, im Feldbacher „Oststeirerboten“ des Heinrich Faber, weiters im „Sonntagsboten“, im „Bauernbündler“ und in der „Österreichischen Alpenzeitung“ gebracht.

Bemerkenswert ist der Besuch Steiner-Wischenbarts am 6. Jänner 1904 bei Hofrat Heinrich Baron Hammer-Purgstall in der Statthaltereirei, über den er berichtet, als er um „*Protection*“ ersuchte: „*A, Sie waren schon einmal bei mir! Na, wie geht's mit Ihrem Feldbacher Werke? – Meinen Großvater (den Orientalisten Joseph von Hammer-Purgstall) haben Sie angegriffen. Er sei nur ein oberflächlicher Kenner der orientalischen Sprachen. Das haben Sie vom Meyer<sup>33</sup> abgeschrieben. Ich weiß nicht, wie der Meyer so dazu kam. Mein Großvater war doch darin eine Kapazität! – Es sind Fehler in Ihrem Werke.*“

1904 kam es zu einer heftigen Kritik in der „Steirischen Zeitschrift für Geschichte“ über Steiner-Wischenbarts Werk: „*Der steirische Volksschriftsteller Fridolin von Freithal.*“<sup>34</sup> Ferdinand Khull<sup>35</sup> schrieb unter Aufzählung zahlreicher Beispiele: „*Die sprachliche Darstellung des Verfassers verdient aber den schärfsten Tadel ...*“.

Steiner-Wischenbart klagte über diesen Angriff Khulls, weil der ihm doch 1897/98 aufmunternde Briefe geschrieben hatte, als er dem Landesarchiv-Adjunkten Unger Dialektwörter aus dem oberen Murtal zur Verfügung gestellt hatte. „*Eins gilt: Der historische Verein haßt mich um meines Erfolges für die Monographie Feldbachs willen ...*“ schrieb er im IX. Band seiner Selbstbiografie und literarischen Sammlung „Josef Steiner-Wischenbart, Sein Leben und Wirken“ mit dem Untertitel „Auf der Höhe literarischen Schaffens. – Im tiefsten Abgrund durch Verleumdung.“<sup>36</sup>

Steiner-Wischenbart war damals gerade im Postlehrrkurs in Graz, als er von der Polizei gesucht und bei der Sicherheitsbehörde zur Verhandlung vorgeladen wurde, weil Dr. Ferdinand Khull gegen ihn Klage wegen Ehrenkränkung eingebracht hatte. „*Am 5. Oktober, 12 Uhr mittags, war Verhandlung vor Polizeisekretär Dr. Wirrer. Es erschien Dr. Khull in Begleitung des Landesarchiv-Adjunkten Dr. Anton Mell, der sich zum ersten mal gegen mich scheußlich benahm. Advokat Dr. A. Neckermann war als*

30 Josef Steiner-Wischenbart, Die Monographie des Bezirkes Feldbach, 1. Bd. Die Stadt Feldbach. 1903, 58.

31 R. Puschnig, Die „Stadterhebung“ Feldbachs von 1362. In: ZHVStmk., Sonderband 18, 1971, 65-70. Vgl. auch R. Grasmug, 8 Jahrhunderte Feldbach – 100 Jahre Stadt. 1984, 81.

32 „Grazer Volksblatt“ vom 9. 8. 1903.

33 Meyers großes Konversationslexikon.

34 Steirische Zeitschrift für Geschichte, 1904, 85-86.

35 Schriftführer des Historischen Vereines für Steiermark.

36 StLA, A. Steiner-Wischenbarth Joseph, Nachlass, K. 3, H. 13.

*Rechtsanwalt Dr. Khulls in telephonischer Bereitschaft. ...weil ich mich als Mitglied (seit 26.10.1902) des Historischen Vereines in einem Schreiben an diesen äußerte, ich sei in der Verfassung, Dr. Khull zu insultieren.“* Steiner-Wischenbart verweigerte, Abbitte zu leisten. Nach längerer Debatte kam es zu einer gegenseitigen Erklärung, dass eine persönliche Beleidigung nicht vorlag, sondern nur die Aufregung, die Dr. Khulls Kritik wachgerufen hatte, die Ursache gewesen war, dass sich die Sache so zugespitzt hatte.

### Spätere Kontakte zu Feldbach

1909 wurde in Feldbach das 25-jährige Stadtjubiläum, eher bescheiden, gefeiert. Steiner-Wischenbart warf dem „klerikalen“ Grazer Volksblatt vor, dass man ihn totzuschweigen versuche. Luise Heiter, die Feldbacher Korrespondentin, hatte ihn aber im „Grazer Volksblatt“<sup>37</sup> zitiert. Er schreibt in diesem Zusammenhang in seiner Biografie: *„Noch eines ist sicher: Durch meine Geschichte der Stadt Feldbach habe ich mir allein in Steiermark ein Denkmal geliefert und kann füglich kaum in Feldbach und im Feldbacherischen künftig übersehen werden, wenn auch der ‚Monographie‘ gewisse Mängel anfechten. Die Feldbacher Protzen können dies auch nicht verhindern.“*<sup>38</sup>

### Der Streit um ein Bezirksmuseum in Feldbach.

Steiner-Wischenbart regte ein Museum für den Bezirk Feldbach an. Schon vor ihm hatte der Gnaser Bürgermeister Friedrich Haas in den achtziger Jahren ein „Bezirksmuseum“ vorgeschlagen. In Zusammenarbeit mit dem Gnaser Lehrer Sepp Smeritschnigg sollte 1912 das Ortsmuseum in Gnas die Basis für ein Bezirksmuseum bilden.<sup>39</sup>

Das Bezirksmuseum Feldbach schien gesichert,<sup>40</sup> als Dr. Haubner in Graz für das Museum die notwendigen Räume im Feldbacher Holdenhof zur Verfügung stellte. Für Werbe- und Sammeltätigkeit stellte sich die Südmark-Ortsgruppe Gnas und Umgebung zur Verfügung, da sie in einem Bezirksmuseum ein vorzügliches Mittel erblickte, das völkische Empfinden zu vertiefen.

Am 28. Februar 1913 meldete das „Grazer Tagblatt“, dass Smeritschnigg und Steiner-Wischenbart von ihrem Plan abgingen, in Feldbach einen Museumsverein und ein Bezirksmuseum zu schaffen, und sich der Ausgestaltung des Ortsmuseums in Gnas widmen würden.

### Steiner-Wischenbarts weiteres Leben

Nach dem Postlehrgang, bei dem er zuerst durchfiel, kam er schließlich als Telegrafist in das Hauptpostamt Graz. Über eigenes Ansuchen schied er 1906 mit einer Abfertigung von 200 Kronen wieder aus dem Postdienst aus.

1907 übersiedelte er nach Liezen, wo ihn Bezirkshauptmann Viktor Ritter von Geramb, der Steiner-Wischenbart von Judenburg her kannte, als Kanzleihilfsbeamten für die Bezirksschulräte Liezen,

---

37 Artikel von Luise Heiter im „Grazer Volksblatt“ am 30. 1. 1909. Es gab auch eine kurze Notiz im „Grazer Tagblatt“. In der „Tagespost“ schrieb am 29. 1. und 25. 1. 1909 Steiner-Wischenbart eigene Beiträge.

38 StLA, A. Steiner-Wischenbarth, Nachlass, K. 4, H. 14.

39 „Tagespost“ vom 29. 12. 1912.

40 Sepp Smeritschnigg im „Grazer Tagblatt“ am 25. 1. 1913.

Rottenmann und St. Gallen aufnahm. Aber auch hier beklagte Steiner-Wischenbart seine niedere Stellung.

Am 3. Februar 1908 wurde er zum Bezirkshauptmann gerufen, weil er, ohne vorher zu kündigen, sich um eine andere Stelle beworben hatte. Geramb sagte ihm treffend: „*Sie haben kein Sitzfleisch. Das ist eben ihr Fehler, warum sie bis jetzt nichts geworden sind.*“ Steiner-Wischenbart nennt Geramb in seiner Biografie „*einen bornierten alten Amtsschimmel, der als Aristokrat verblödet*“.

Wischenbart wandte sich an den Abgeordneten Ferdinand Reichsritter von Pantz,<sup>41</sup> den er nicht zu seinen politischen Freunden zählte. Pantz verschaffte ihm tatsächlich eine Stelle in der k.k. Normal-Eichungs-Kommission des Arbeits-Ministeriums. Steiner-Wischenbart arbeitete dort aber nur sechs Wochen als Kanzlei Praktikant. Wegen „Verletzung eines Dienstgeheimnisses“ wurde er wieder entlassen.<sup>42</sup>

Am 1. Juli 1908 trat er dann als Buchhalter bei der Maschinenfabriksgesellschaft „Union“ in Wien ein. Er löste sein Dienstverhältnis einvernehmlich nach sechs Wochen und kam im Dezember 1908 als Mitarbeiter und schließlich Redakteur zur neu gegründeten „Tauern-Post“ (Illustriertes Wochenblatt für das obere Murtal) in Tamsweg. Stolz vermerkte er damals seine Ernennung zum „Korrespondenten der k. k. Zentralkommission für Kunst- und historische Denkmale“, die er immer wieder besonders hervorhob.

Am 22. November 1909 vermählte er sich in Judenburg – als Redakteur der „Tauern-Post“ in Tamsweg – mit Karoline Marie Komatz aus Schöder bei Murau. 1910 wurde am 12. April Sohn Fritz geboren, am 16. April 1918 folgte Sohn Walter. Am 10. September 1910 zog er mit der Familie nach Graz in die Jakominigasse und im November in die Rösselmühlgasse.

Steiner-Wischenbart tat sich mit einem Zeitungsunternehmer namens Rudolf Türke zusammen, um den „Illustrierten Haus- und Bauernfreund“ herauszubringen. Die Zeitung ging schon nach der Nr. 9 ein, was für die junge Familie Existenzsorgen bedeutete. Im Dezember 1910 erhielt er eine mit 180 Kronen monatlich bezahlte Stelle als Schriftleiter und Verwalter der „Reichs-Handwerker-Zeitung“, als Kanzleivorstand der Gewerbe-Genossenschafts-Verbände und als Sekretär des Deutschen Handwerker-Vereines in Graz. Damit kam er in den Einflussbereich des Abgeordneten August Einspinner,<sup>43</sup> der ihn quasi als Sekretär einsetzte. 1911 war Steiner-Wischenbart als Presseleiter der Kärntner Handwerker-Ausstellung in Klagenfurt und Geschäftsführer des II. Österreichischen Reichshandwerkertages in Klagenfurt.

1913 musste er seine Stellung bei Einspinner aufgeben. Er bezeichnete die Zeit bei Einspinner als die schönste seines Lebens: „*ich stand damals auf der Höhe meines Schaffens*“.

Nach Kündigung der Wohnung in der Rösselmühlgasse zog die Familie in die Morregasse. Finanziell versuchte er sich mit dem Selbstverlag „Alpenheim“ über Wasser zu halten. In diesem Verlag

---

41 Ferdinand Reichsritter von Pantz, 1868 in Eibiswald geb., entstammte einer alten Gewerkefamilie des Ennstales. Studierte nach dem Theresianum Jus in Wien, im staatl. Verwaltungsdienst BH Wr. Neustadt; Druckschrift „Die Bauernlegung“, in welcher er die Regierung auf die großen Gefahren aufmerksam machte, die dem Volke und dem Staate aus den fortschreitenden Aufkäufen der Bauernhöfe zu Jagdzwecken erstanden. Ab 1907 Reichsratsabgeordneter.

42 StLA, A. Steiner-Wischenbarth, Nachlass, K. 1, H. 1.

43 August Einspinner, seit 1906 Reichsratsabgeordneter der Deutschen Volkspartei für den Wahlkreis Hartberg-Radkersburg-Feldbach-Fürstenfeld-Köflach. Von Beruf Goldschmied, geb. 1870 in Graz als Sohn eines Tischlermeisters; seit 1905 Handelskammerrat, Vorsitzender des Alpenländischen Handwerkkerrates, Mitglied des Gewerbebeförderungsbeirates im Handelsministerium, Kuratoriumsmitglied des Stmk. Gewerbebeförderungsinstitutes und ab 1902 stmk. LAbg.; beim Umsturz Militärbevollmächtigter (Militärkommandant) in Graz, dann Vizepräsident der Handelskammer, Präsident des Stmk. Gewerbebeförderungsinstitutes und der Grazer Messe, Kommerzialrat; starb 1927.

(Graz, Rösselmühlgasse 18) erschien 1913 die „Geschichte des Marktes und der Pfarre Gnas“, als 2. Band der „Monographie des Bezirkes Feldbach“.

Wegen seines Herzleidens wurde er 1914 vom Einsatz bei der Artillerie zurückgestellt und dem k.u.k. Reservespital Nr. 1 in Graz zugeteilt. Bis Herbst 1916 verrichtete er dort Dienst als Militär-Rechnungsbeamter. Eine Anzeige bei der Militärbehörde brachte die Entlassung aus der Intendanz des Militärkommandos Graz. Strafweise wurde er als Rechnungsunteroffizier zuerst nach Wildalpen (Wiener-Hochquellen-Leitung-Überwachung) und dann nach Eisenerz (17. Jänner 1917) versetzt. Gesuche um Versetzung nach Graz blieben erfolglos.

Ende 1917 wurde Steiner-Wischenbart in das Kriegsarchiv nach Wien berufen, wo er den Dienst am 10. Jänner 1918 antrat. Vom 21. Mai bis 30. November 1918 stand er als Redakteur der „Marburger Zeitung“ in journalistischen Diensten der Firma L. Kralik's Erben („Marburger Zeitung“ und „Deutscher Montag“). Diese Zeitungen hatten ihre Geschäftsstelle in Graz, Raubergasse 9. Im Zuge der militärischen Aktionen General Meisters in Marburg musste Steiner-Wischenbart seine Stellung wieder aufgeben.<sup>44</sup>

Er habe es in der Nachkriegszeit nicht verstanden die neue Zeit politisch zu nutzen und sich einer politischen Partei anzuschließen. Hätte er sich als Volksredner betätigt, hadert er, *„wäre ich [:] irgendein Parteisekretär geworden [:] hätte ich es vielleicht in dieser tollen Zeit zum Abgeordneten gebracht.“*<sup>45</sup>

Aufgrund seiner Erfahrungen bei Einspinner aber auch als Redakteur der deutschnationalen Marburger Zeitungen hatte er kein Vertrauen zu den „Schwarzen“ (Christlichsozialen), obwohl er noch weiter Mitarbeiter beim „Grazer Volksblatt“ und dem „Sonntagsboten“ war. *„Dazu sympathisierte ich aus den Eisenerzer Tagen heraus mit den „Roten“ (Sozialdemokraten), um mich auch innerlich freier zu machen. [:] Die Bauernbündler kamen für mich als Städter nicht in Betracht. [:] Es steckte in mir einerseits zuviel konservativer Sinn für das Vorkriegszeitliche, - das kam auch in meinen Schriften, die sich nicht recht einfügen konnten, in die republikanische Schreibweise, zum Ausdruck, - andererseits hatte ich auch zu den judenverseuchten Sozialdemokraten kein Vertrauen und sie nahmen mich auch nicht auf, weil ich als ‚bürgerlicher Schriftsteller‘ zu sehr bekannt war und sie meine konservative Schreibweise nicht liebten.“*<sup>46</sup>

Häufigste Antwort auf die zahlreichen Bewerbungsschreiben war: *„Die ausgeschriebene (offene) Stelle wurde einem anderen Bewerber verliehen“* bzw. man teilte ihm mit, dass er vorgemerkt wurde.

1920 wurde er in den Heimatverband der Landeshauptstadt aufgenommen.

In der Zeit vor seiner Scheidung verstand es Steiner-Wischenbart, die Unterstützung der Amerikanischen Kinderhilfsmmission und eines Lehrers namens Robert S. Radford von der Universität Knoxville, Tennessee, zu erhalten. 1921 beabsichtigte er, nach Südamerika auszuwandern.

In der Zwischenzeit fand er als Verbandskonsulent in Wiederbesiedlungsangelegenheiten des Landesverbandes der Kriegsbeschädigten, Kriegswitwen und Waisen Steiermarks, dessen Obmann der spätere Vizebürgermeister von Graz, Prof. Engelbert Rückl, war, eine Existenzgrundlage. Weil die Lebensmittel in Graz noch immer rar waren, arbeitete er für Mehl, Eier, Geselchtes, Milch etc.

Die Ehe scheiterte. Seine Frau gab bei der Ehescheidung (1922) an, die Ehe sei von Anfang an nicht glücklich gewesen. Sie beschuldigte ihn, alles zu vertrinken, an keinen Gott zu glauben und deshalb kein Glück zu haben. *„Gegenseitige Abneigung“* nannte Steiner-Wischenbart als Scheidungsgrund.

44 StLA, A. Steiner-Wischenbarth, Nachlass, K. 1, H. 1.

45 StLA, A. Steiner-Wischenbarth, Nachlass, K. 1, H. 2.

46 Ebenda.

Auf einer Ansichtskarte des Landeskrankenhauses vermerkte er im Sommer 1927, dass er hier die Geschichte seiner unglücklichen Ehe zu schreiben begonnen habe. 1938 fügt er hinzu: „*Das mit blauer Tinte Geschriebene habe ich im Städtischen Altersheim am ‚Rosenhain‘ in Graz, wohin mich schließlich meine unglückliche Ehe geführt, geschrieben.*“

Vom 1. Oktober 1921 bis 6. September 1922 war er Gemeindesekretär von Liebenau. Diese Stelle kündigte er aber mit 1. September 1922 wegen zu geringen Gehalts. Er schrieb darüber, dass er nachdem er von seiner Familie getrennt war, die Amtsstunden geschwänzt und sich vertrunken habe.

Bis Mai 1923 empfing er dann Arbeitslosenunterstützung bzw. fungierte er als Geschäftsführer der von ihm gegründeten Fachvereinigung von Wiederbesiedlungsinteressenten in Frohnleiten mit dem Sitz in Deutscheitzritz. Von da ging er nach Aichdorf bei Judenburg, im Mai 1923 nach Knittelfeld.

Der Landesverband der Kriegsbeschädigten hatte ihn zu Weihnachten 1922, angeblich aufgrund einer Denunziation, als seinen Konsulenten „*enthoben*“. In dieser Zeit trug er sich mit Selbstmordabsichten. So wollte er in Graz von der Albrechtbrücke in die Mur springen, dann sich mit einem Revolver das Leben nehmen. Dass es dazu nicht kam, lag nach seiner Darstellung in seiner Vision, von einer Person zurückgehalten worden zu sein: „*Tu’s nicht, deine Frau lacht dich nur aus ...*“<sup>47</sup> In der Folge ergab er sich dem Trunk, geriet in Schulden und wurde wegen Zechschulden sogar zu 48 Stunden Arrest verurteilt.

Am 27. August 1922 trat er aus der katholischen Kirche aus, allerdings im Jänner 1923 in Knittelfeld wieder ein: „*Nicht aus religiöser Überzeugung, sondern dem äußeren Drucke nachgebend. [:] Ich galt als Entgleister!*“

Am 30. Oktober 1923 verließ er das obere Murtal und ging nach Graz, wo er in verschiedenen Gasthöfen logierte. Er schien wieder Tritt zu fassen, als er 1924 als Pressereferent der I. österreichischen Ausstellung für das Hotel-, Gast- und Kaffeehaus-Gewerbe sowie Fremdenverkehrswesen in Linz Beschäftigung fand.

Nach dem Tod des Vaters 1924 blieb er bis zum 15. Jänner 1925 bei seinem Bruder Hans und ging dann wieder nach Graz auf Stellensuche,<sup>48</sup> fand dort bei einem Schuhmachermeister in der Petersgasse Unterkunft und betätigte sich als „*Winkelschreiber*“, was ihm wieder eine Arreststrafe einbrachte. Er fand danach Hilfe bei Franz Lieb, einem pensionierten Schuldirektor in der Plüddemangasse, und wurde von dem Schriftsteller Wolfgang Burghäuser unterstützt, der ihm über die Landesregierung bis 1927 „*einmalige Kleinrenten-Unterstützungen*“ zukommen ließ. Dazu kam die Beschäftigung in einer Reklamekanzlei in der Hans-Sachsgasse. Als er die Stelle im März 1926 verlor, begann er wieder zu trinken.

Im Frühjahr 1926 zog er als Agent für Reklameaufträge des Landwirteverbandes durch die Oststeiermark. Aber die Geschäfte gingen wegen der Geldlosigkeit der Bauernschaft sehr schlecht.

Am 10. August 1926 wurde Steiner-Wischenbart wegen Zechprellerei verhaftet. In der Zeitung stand zu lesen: „*Er kam zumeist in Gasthäuser, lockte den Wirtsleuten Geld heraus unter dem Versprechen, er werde für sie in den Zeitungen Reklame machen ...*“<sup>49</sup> Im Frühjahr folgte eine weitere Verhaftung, die ihm eine zweimonatige Untersuchungshaft im Landesgericht und 14 Tage strengen Arrest einbrachte. Nach der Enthftung am 29. Mai 1927 war er drei Monate im Landeskrankenhaus in Graz. Im Februar 1929 versuchte er im Salzburgischen Fuß zu fassen, fand aber keine Stellung. Krankenhausaufenthalte

47 StLA, A. Steiner Wischenbarth Joseph, K. 2, H. 4.

48 StLA, A. Steiner-Wischenbarth Joseph, K. 1, H. 4.

49 Grazer Volksblatt, Schriftsteller Steiner-Wischenbart verhaftet, 17. August 1926.

in Tamsweg und Leoben folgten, dazwischen lebte er eine Zeitlang in Knittelfeld. Im Frühjahr 1930 fand er bei Bekannten in Tobelbald Unterkunft und ging im Juli 1930 wieder in die Oststeiermark, wo er von der Sparkasse Feldbach mit einer „Ehrengabe“ in der Höhe von 50 Schilling unterstützt wurde. Er hielt sich bis 10. Mai 1931 in der Oststeiermark auf und war im Sommer 1931 wieder in den medizinischen Abteilungen des LKH Graz.

Am 26. August 1931 ging Steiner-Wischenbart nach Oberzeiring, nachdem er von Dr. David Rauter eine Zuwendung von 20 Schilling erhalten hatte. Dr. Rauter war zu diesem Zeitpunkt schon 83 Jahre alt. Steiner-Wischenbart schrieb damals über Rauter: „*Er ist mein letzter Mäzen!*“.

In der Obersteiermark unternahm er Wanderungen, nachdem er sich erfolglos um sein Erbteil bemüht hatte. Er wanderte nach Oberwölz und Neumarkt. Nach dem Spitalsaufenthalt in Judenburg ging er nach Graz, kehrte aber wieder in die Oststeiermark zurück.

Am 10. April 1933 schrieb er an Adolf Hitler: „*Herzlichen Glückwunsch zu Ihrem überwältigenden Sieg!*“ Er trat als Volksschriftsteller auf und betonte, dass er Intimus von Peter Rosegger sei, „*der zeit- lebens zu kämpfen hatte mit den klerikalen windischen Elementen in der Heimat Steiermark*“.<sup>50</sup>

1934 ging sein Sohn Fritz zur Legion nach Deutschland, wurde aber 1936 nach Österreich über die Grenze gestellt und im Landesgericht Linz verurteilt.

In den folgenden Jahren zog Steiner-Wischenbart weiterhin im Land herum, dazwischen nahm er Aufenthalte in verschiedenen Krankenhäusern, in denen er bis 15. Februar 1937 bereits 1.622 Tage verbracht hatte. 1934 hatte man neben seinem Herzleiden auch die Erkrankung an Tbc festgestellt.

Aus seinen Notizkalendern geht hervor, dass er 1938 in Graz im Städtischen Altersheim „Rosenhain“ untergebracht war, dann bis 27. Jänner 1940 in der Brockmannngasse wohnte und nach einem LKH-Aufenthalt in Kalsdorf bei Graz und in Premstätten bei Vasoldsberg lebte. Das Kriegsende erlebte er in der Obersteiermark, worüber er schreibt: „*Ich habe außerhalb Knittelfeld ein freundliches Heim gefunden, wo mir neuerlich gute Hoffnung erwuchs: in St. Margarethen bei Knittelfeld (Ugendorf), von wo ich auf die heimatlichen Berge blicken konnte*“.<sup>51</sup>

Josef Steiner-Wischenbart starb betreut vom Fürsorgeamt der Stadt Graz am 14. September 1948 im Grazer Landeskrankenhaus.

---

50 StLA, A. Steiner-Wischenbarth Joseph, Nachlass, K. 1, H. 5, Entwurf.

51 StLA, A. Steiner-Wischenbarth Joseph, Nachlass, K. 2, H. 11.

# Die Historische Landeskommission für Steiermark und die Archäologie

von Bernhard Hebert

*Lieber Othmar!*

*In Erinnerung an etliche Gespräche und Beratungen mit Dir und an einige erinnerungsvolle Begehungen im Gelände möchte ich als Gratulant doch noch einmal im Rahmen der „KorrespondentInnen“ auftreten. Seit meiner Ernennung im Jahre 1988 fühle ich mich dieser Einrichtung verbunden, welche – „in Fortführung der einstmaligen k.k. Centralkommission zur Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmäler“<sup>1</sup> die ins Große und Gesamte der steirischen Geschichte gehenden Bemühungen der Kommission in die Regionen trägt und gleichermaßen aus den Regionen heraus nährt. In diesem Kreis geschah und geschieht auch vieles,<sup>2</sup> was mit Archäologie zu tun hat, die ja besonders auf Informationen „vom weiten Land“ angewiesen ist, finden sich doch ihre Quellen, abgesehen von den zentralen Sammlungen und Depots, im wahrsten Sinne des Wortes hinter jedem Baum und jedem Fels. Mit Deinem oft bewiesenen großen Interesse an der Archäologie des Landes wirst Du die folgenden Notizen als einen ersten Beginn erkennen, die Rolle der HLK in der archäologischen Forschung und ihren Einfluss auf die einschlägigen Institutionen und die zugehörige Verwaltung und Gesetzgebung in Nachfolge Deiner eigenen Ausführungen<sup>3</sup> zu würdigen.*

Dass Archäologie über die ihr eigenen Quellen und Methoden einen beträchtlichen Teil der (Landes-)Geschichte erschließt, braucht hier nicht dargelegt zu werden. Dass Archäologie in vielem andere Notwendigkeiten hat als die (mit schriftlichen/archivalischen Quellen arbeitende) Geschichtswissenschaft, ist auch bekannt, oft aber nicht in allen Auswirkungen präsent: Ausgrabende ArchäologInnen benötigen eine behördliche Genehmigung (zusätzlich zu ihrem Studienabschluss!) für ihre „Quellenbeschaffung“, sie sind bei ihrer Arbeit im Feld für oft große Baustellen rechtlich verantwortlich, sie haben nicht nur in den FachkollegInnen (lautere) Konkurrenten, sondern vor allem in den Raubgräbern und Hehlern (unlautere).

Es ist also doch auch eine andere Welt mit vielen speziellen Schwierigkeiten, vor allem auch einem sehr hohen Finanzierungs-(= Personal-)Bedarf. Dass die HLK sich dieser Schwierigkeiten oft aktiv angenommen hat, ist nicht zuletzt das Verdienst von Othmar Pickl und des im Ständigen Ausschuss sehr

---

1 Mitteilungsblatt der Korrespondenten der Historischen Landeskommission für Steiermark 7 (2001), 13 (O. Pickl).

2 Hier muss ein Hinweis auf das „Mitteilungsblatt der Korrespondenten der Historischen Landeskommission für Steiermark“ genügen, in dem immer wieder archäologische Funde besprochen und archäologische Themen vorgetragen werden. Viele der KorrespondentInnen betrachten die Archäologie (zu recht) als eine ihrer wesentlichen Aufgaben, viel hat auch die Archäologie an Entdeckungen, Meldungen und örtlicher Organisation den Korrespondenten zu verdanken. Hiermit sind in erster Linie nicht die „studierten“ ArchäologInnen unter den KorrespondentInnen (Gerald Fuchs, selbständig; Bernhard Hebert, BDA; Diether Kramer, LMJ; Susanne Klemm, selbständig) gemeint, deren Zahl nicht besonders groß ist, aber den auch eher raren (6 von 133) ArchäologInnen als Mitgliedern der HLK entspricht: Walter Schmid (1946-1951, LMJ), Erna Diez (1967-2001, Univ.), Walter Modrijan (1961-1966 und 1972-1981, LMJ), Erich Hudeczek (1977-2007, LMJ), Diether Kramer (seit 1988, LMJ) und Bernhard Hebert (seit 1999, BDA).

3 Auch hier muss ein Hinweis auf die „Berichte der Historischen Landeskommission für Steiermark“ genügen.

aktiven Archäologen Diether Kramer<sup>4</sup> sowie des langjährigen Vorsitzenden des Frühmittelalterausschusses Hermann Baltl.

In diesem ersten Versuch einer schlaglichtartigen Würdigung, der zugleich auch Anregung zur Weiterführung sein kann, sollen zunächst einige „frühe“ Ansätze referiert werden, deren nähere Kenntnis der Verfasser dem Archiv der HLK<sup>5</sup> verdankt:

Projekte der 1970er Jahre wirken auch heute noch „modern“, vielleicht, weil wir vieles nicht recht verwirklichen konnten – oder auch, weil wir wieder vor der dringenden Notwendigkeit eines positiven Lobbyings für die Archäologie stehen?

1973 wird die Schaffung einer „archäologischen Zone Flavia Solva-Sulmtal“ diskutiert. (Was ist aus der unter Bundesminister Busek dann hoch gepriesenen Kulturlandschaftsforschung geworden? Verwaltungsrechtliche Sicherungen archäologischer Ensembles auf vergleichsweise kleinen Flächen wurden erst vor etwa 20 Jahren begonnen.)

1974 wurde die Anlage eines „Luftbilderkatalogs“ (für die Luftbildarchäologie) geplant. Ab 1973 war im Zuge des Projektes „historisch-topographische Aufnahmen im Aichfeld“ die Anfertigung von Luftbildern diskutiert worden, diese wurden dann tatsächlich um beträchtliche Kosten in Auftrag gegeben.<sup>6</sup> (Bis auf wenige Ausnahmen bei Großprojekten sind erst in den letzten beiden Jahren in der Steiermark größere Flächen – meist unter Federführung des Wiener Instituts für Ur- und Frühgeschichte – luftbildarchäologisch erfasst worden.)

1975 regt die HLK an, die Korrespondenten und Archivpfleger in einem Seminar mit der Sicherung und Bergung von Bodenfunden vertraut zu machen, um dem „katastrophalen Mangel an entsprechenden Fachleuten am Joanneum und der damit verbundenen Gefahr von Raubgrabungen entgegenzuwirken.“ (Das Problem der Raubgrabungen ist völlig ungelöst, der angerichtete Schaden scheint aufgrund des ständig wachsenden Marktes immer größer zu werden; ein kompetenter, allerdings finanziell nicht längerfristig abgesicherter MitarbeiterInnenstab existiert erst seit kürzerem vor allem im Gefolge größerer Rettungsgrabungen; eine feldarchäologische „Ausbildung“ langfristig interessierter Laien mit einer Bindung an eine fachlich kompetente Institution existiert nicht.)

1975 erfolgte auch eine recht bestimmte Einflussnahme der HLK auf die Neubesetzung der Stelle des Landesarchäologen. (Die einzige archäologische Professur an der Karl-Franzens-Universität ist seit dem Jahre 1999 nicht nachbesetzt. Die österreichischen ArchäologInnen planen 2007 einen bundesweiten Verein, um letztlich eine Lobby für ihre fachlichen und beruflichen Anliegen zu schaffen.)

20 Jahre später finden wir einen Schwerpunkt in der (Mit-)Finanzierung von landesarchäologisch wichtigen Grabungen (römischer vicus Gleisdorf, Leechkirche Graz, römische Villa Grünau), von Bearbeitungen (frühmittelalterlicher) Funde und der archäologisch-topografischen Bestandsaufnahmen von Kurt Kojalek. Diese Finanzierungen haben über die Ermöglichung der Grabungen hinaus mit zu wesentlichen Publikationen<sup>7</sup> geführt. Trotzdem hielt es die HLK für richtig, sich mit dem Hinweis auf die Bundeskompetenz aus dieser Fördertätigkeit weitgehend zurückzuziehen<sup>8</sup>. (Die Bundeskompetenz

---

4 Diether Kramer möge verzeihen, dass ich der Einfachheit halber nicht zwischen ArchäologInnen und PrähistorikerInnen und FrühmittelalterarchäologInnen usf. unterscheide.

5 Herzlichen Dank an Eveline Weiss und Manfred Brunner für die Unterstützung.

6 „die allerdings noch einer Auswertung harren“ XXI. Bericht der HLK, 1982, 71 (H. Valentinitich).

7 Z. B. Leechkiche, Gleisdorf.

8 XXIII. Bericht der HLK, 1993, 56 (O. Pickl).

in Denkmalschutz-Angelegenheiten ist eine behördliche, keine fachliche oder gar eine des Aktivwerdens oder der Zuerkennung von Förderungen.)

Diese Kompetenzfrage wird in einer wechselnden Mischung aus Ablehnung contra Notwendigkeit behördlicher Bevormundung und Abschiebung von Aufgaben an den Bund contra Übernahme von Kompetenzen des Bundes seit Schaffung des gegenüber den Landesmuseen „jungen“ Bundesdenkmalamtes in der KollegInnenschaft, aber auch in der Politik immer wieder diskutiert, auch in den letzten Jahren wieder heftig, österreichweit und sehr kontroversiell, auch in neu geschaffenen Gremien wie dem Österreichischen LandesarchäologInnenverband.

Die HLK hat 2000 hierzu deutlich Stellung bezogen und auch die Spitze der Landesverwaltung in Person des Landesamtsdirektors einbezogen:<sup>9</sup>

„Zur Lage und den Leistungen der steirischen Landesarchäologie.

Das „novellierte“ Denkmalschutzgesetz (BGBl. I Nr. 170/199) verfügt in zentralistisch ausufernder Weise, dass für jede auch nur vorläufige Tätigkeit der Landesarchäologie im Bereich der Bodendenkmalpflege vorerst die Bewilligung des Bundesdenkmalamtes (BDA) einzuholen ist. Diese Bestimmung bedeutet eine so untragbare Einschränkung der Aktivitäten der Landesarchäologie, dass der Ständige Ausschuss der HLK in seiner Sitzung vom 13. März 2000 die Herren Prof. Baltl und WOR Kramer gebeten hat, die Steiermärkische Landesregierung zu ersuchen, Schritte gegen dieses Gesetz zu unternehmen.“

In seinem Schreiben an Landesamtsdirektor HR Univ.-Prof. Dr. Gerhard Wielinger (vom 20. April) hat Prof. Baltl dazu festgestellt: *„Dieses Gesetz, das das seit 1923 in Kraft befindliche Denkmalschutzgesetz ersetzen sollte, scheint mir in seiner ganzen Zielsetzung, Konzeption und Legistik, nicht nur die tatsächliche Situation des Denkmalschutzes und der Bodendenkmalpflege in Österreich völlig zu verkennen, sondern auch wegen mangelnder Bestimmtheit, zahlreicher offen bleibender Formulierungen etc. verfassungsrechtlich bedenklich zu sein.*

*Dieses Gesetz bedeutet eine beträchtliche Erschwerung teilweise sogar Verhinderung der wichtigen Tätigkeit des Landesmuseums Joanneum (LMJ) ebenso wie die der übrigen österreichischen mit der Bodendenkmalpflege etc. betrauten Landesmuseen und der universitären Archäologie, insbesondere im Grabungsbereich der Bodendenkmalpflege. Nach dieser Gesetzeslage ... wird das LMJ, das seit Jahrzehnten fast ausschließlich die Bodendenkmalpflege betrieben hat, künftig überhaupt nicht mehr tätig werden können.*

*Die Forderung, daß für jede auch nur vorläufige Tätigkeit des LMJ im Bodendenkmalbereich die Bewilligung des Bundesdenkmalamtes (BDA) einzuholen ist, geht völlig an den tatsächlichen Verhältnissen vorbei, den (sic!) meist erfährt das Landesmuseum viel früher von aufgedeckten Bodendenkmalen und greift dann so rasch als möglich ein. Jetzt erst eine Bewilligung durch das BDA einzuholen, um vorläufige Maßnahmen zur Sicherung zu setzen, würde die Tätigkeit weitgehend ad absurdum führen. Es kommt als besonders erschwerend hinzu, daß das BDA notorisch für die Archäologie über fast keine Geldmittel verfügt... und auf das Landesmuseum Joanneum wieder zurückgreifen muss. Ein umständlicher, nach langjähriger Erfahrung oft wochenlanger Verhandlungsweg ergibt sich daraus.*

*Zusätzlich wird dem LMJ die Kenntnis von Neufunden erschwert und überhaupt unmöglich gemacht; bisher bei den Grabungen des Landesmuseums gemachte Funde wurden nicht mehr wissenschaftlich eingestuft, sondern oft der Öffentlichkeit, z. B. den Heimatmuseen, zugänglich gemacht. In zahlreichen*

9 XXV. Bericht der HLK, 2000, 159f (O. Pickl).

*Heimatmuseen befinden sich diese vom LMJ überlassenen Funde der betreffenden Gegend, was für die Heimatforschung sicherlich wichtig ist. Das neue Gesetz stellt (sic!) hingegen die völlige Zentralisierung aller Funde an. Bedenklich ist auch die offensichtliche Negligierung der Fundpublikation; die seit Jahrzehnten bestehende Fachzeitschrift „Fundberichte aus Österreich“ (FÖ) soll dem Vernehmen nach eingestellt werden. Aus meiner Sicht ist das Denkmalschutzgesetz von denkmalpflegerisch ausufernden Beamten zentralistisch konzipiert worden.*

*Die Historische Landeskommission für Steiermark wird der Steiermärkischen Landesregierung noch eine ausführlichere Stellungnahme, insbesondere des Landesmuseums Joanneum, überreichen.“*

Landesamtsdirektor HR Univ.-Prof. Dr. Gerhard Wielinger stellte in seiner Antwort vom 3. Mai 2000 an Prof. Baltl dazu fest: „*Ich werde selbstverständlich das von Ihnen angesprochene Thema aufgreifen und versuchen, die übrigen Bundesländer für eine stärker föderalistische Lösung des Themas Denkmalschutz zu gewinnen.*“

Als einem Beamten des Bundesdenkmalamtes steht dem Verfasser eine Kommentierung nicht zu (es sei nur darauf verwiesen, dass jährlich zahlreiche Grabungen des Landesmuseums stattfinden, und dass es glücklicherweise auch die „Fundberichte aus Österreich“ – auch aufgrund des Einsatzes von in- und ausländischen KollegInnen bei einer diesbezüglichen Initiative von Ulla Steinklauber gegenüber Bundesministerin Gehrler – nach wie vor gibt; sie sind ein Forum für die Präsentation aktueller steirischer Archäologie geworden). Man möge auf eine Beurteilung der geleisteten oder nicht geleisteten Arbeit in vielleicht nochmals 20 Jahren setzen. Man möge auch bedenken, dass sich landesarchäologische Tätigkeiten in Praxis und Wissenschaft seit den Zeiten von Walter Schmid und Walter Modrijan deutlich verlagert haben: Nicht nur sind zum Landesmuseum an Institutionen das Institut für Archäologie der Karl-Franzens-Universität und das BDA hinzu gekommen, sondern es wird zunehmend das Ausgrabungsgeschehen auch von freiberuflich tätigen KollegInnen und von Vereinen ohne direkte Bindung an die genannten Institutionen abgewickelt (auch deshalb ist eine behördliche Koordination und Überwachung nötig, auch zur Sicherung der Ergebnisse für die scientific community, wenn schon die Funde nach der Gesetzeslage oft nicht in öffentliches Eigentum gelangen können).

Wie immer man zu den Schritten der HLK von 2000 stehen mag: Es ist auf jeden Fall besser, wenn ein für die Meinungsbildung (s. oben) so wichtiges Gremium wie die HLK tatsächlich eine Meinung zur aktuellen Archäologie äußert, als wenn diese einfach so, wie sie ist, hingenommen wird. Das würde nur von Desinteresse zeugen. Von Interesse gerade auch für die KorrespondentInnen wird es sein, wie und ob die HLK weiterhin Weichen auch für die Archäologie im Land zu stellen vermag, für eine gemeinsame Archäologie, welcher der Verfasser auch als neues Mitglied des Ständigen Ausschusses (letzter Tagesordnungspunkt der letzten Sitzung: Raubgräberei!, s. oben) der HLK das Wort zu reden hofft.

Als ein Beispiel für die noch ungehobenen Schätze der HLK sei hier ein noch nie veröffentlichter<sup>10</sup> Bericht von H. Baltl aus dem Jahr 1976 zu einem der für die Frühmittelalterarchäologie der Steiermark so wichtigen und typischen Gräberfelder<sup>11</sup> in Bruck an der Mur (KG Berndorf) auszugsweise abgeschlossen:

10 Die Kenntnis von diesen durchaus wichtigen Funden gelangte lediglich durch die im Jahr 1990 stattfindende Landesaufnahmetätigkeit von G. Fuchs (vgl. XXV. Bericht der HLK, 2000, 108ff. [E. Hudeczek]) auch an das BDA, das für die Registrierung, Evidenzhaltung und den Schutz (z. B. im Rahmen der Raumordnungsgesetze und des Denkmalschutzgesetzes) verantwortlich ist (s. oben). Die Funde schienen 1990 nicht mehr auffindbar.

11 Eine Zusammenfassung: XXIV. Bericht der HLK, 1995, 87f (D. Kramer).

„Bei der Grabung, die Herr Herbert Lex-Kalisch im Jänner 1976 im Innern der ihm gehörenden Pöglhofkapelle in Bruck/M. (Patrozinium St. Georg) in der Absicht durchführte, den dort von ihm vermuteten unterirdischen Gang zu finden, kamen in der Nord-West-Ecke, unmittelbar an der Innenseite der Kirchenmauer, menschliche Knochen in größerer Anzahl zu Tage. Leider war es mir bei meinem am 26. 1. 1976 über Ersuchen von Herrn Lex-Kalisch erfolgten Besuch nicht mehr möglich, festzustellen, in welcher Lage sich die Skelette befanden und auch sonstige Angaben waren nur ungenau erhältlich. Anscheinend sind die Skelette (angeblich fünf) in einer Tiefe von 40 bis 60 cm gefunden worden. Eine gewisse Entschuldigung für die Art der Grabung mag sein, daß sehr starke Bodenverdrückungen durch die Kirchenbenützung und wohl auch verschiedene Umbauten erfolgt sind und daß der weiche Lehm-boden Verschiebungen der Skelettlage begünstigte. Bodenverfärbungen konnte ich in irgendwie signifi-kantem Ausmaß nicht mehr feststellen.

Herrn Lex-Kalisch kommt es vor allem auf das Auffinden eines Ganges und andererseits auf die Altersbestimmung der Knochen an. Die Knochen wurden teilweise geborgen und sind in Nylonsäcken bzw. Schachteln verwahrt. Aufzeichnungen wurden nicht gemacht.

Auf meine Frage nach Beigaben wurde ein „Blechblättchen“ und einiges andere erwähnt, das in einem Nylonsack verwahrt ist. Diese Beigaben sind:

1. Ein karantianischer Ohrring! Type E oder F nach der Klassifikation Šribar-Stare,<sup>12</sup> stark patiniert, jedoch gut erhalten, Länge 4 cm, Durchm. 3 cm
2. Zwei Bruchstücke eines dünnen Kupferinges (vielleicht Schläfenring)
3. Bei weiterem Zusehen fand sich ein Kirschkern, vermutlich von einer Kirschkernhalskette stammend, also auch ins karantianische weisend
4. Drei kleine Stücke (Durchm. 1 – 1,8 cm) Holzkohle
5. Zwei gradflächige Glasscherben, die jedoch offensichtlich neuerer Herkunft sind.

Ich empfahl Herrn Lex-Kalisch vorläufig mit den Grabungen zu warten, bis besseres Wetter eingetreten und fachkundiger Beistand gesichert ist.

Nach dem gestrigen Augenschein nehme ich an, daß die Gräber sich außerhalb der Kirche fortsetzen und daß vermutlich auch bei genauerer Suche im Schloßumkreis Siedlungsspuren vorhanden sein würden.“

---

12 Baltl bezieht sich auf die damals ganz aktuellen Ausführungen von V. Šribar und V. Stare im Ausstellungskatalog: Der Karantianisch-Köttlacher Kulturkreis. Frühmittelalterlicher Schmuck, Schild von Steier. Kleine Schriften 16, 1975.

# Die Frage der Wasserversorgung in ihrer historischen Dimension

Skizziert am Fallbeispiel Hartberg

von Fritz Huber

*Nicht erst der Fragenkatalog des „Österreichischen Städtebuchs“ oder die nicht nur aus damaliger Sicht gigantischen Projekte für die seit der zunehmenden Industrialisierung und einem erheblichen Anwachsen der Bevölkerung in den Großstädten ist die Frage der Wasserversorgung eine relevante Größe, dieses Thema begleitet die Geschichte einer Kleinstadt wie Hartberg seit Jahrhunderten.*

Zu den ältesten existenziellen Fragen der Stadt zählt die Wasserversorgung. Ein Rundblick über die steirischen Städte zeigt, dass städtische Siedlungen ohne fließendes Gewässer (zumindest an ihrer Peripherie) alles andere als der Regelfall sind. Außerdem ist Hartberg in einem eher niederschlagsarmen Gebiet mit geringer Grundwasserbildung gelegen. Wasser war also die erste Voraussetzung bei der Einrichtung der Traungauer Pfalz mit dem entstehenden Markt im frühen 12. Jahrhundert, und die älteren Bezeichnungen für den Brühl- bzw. Stadtbach wie die so genannte *Frießanten* im Oberlauf oder *Lausnitz* sind gewiss auch ein Hinweis auf die ganz frühe Erschließung und Anlegung einer Art „Waal“, also eines künstlichen Baches von der Hochwart weg, wo sich das von insgesamt neun Quellen des *Wiesbergs* gespeiste Bachwasser sammelt und zu einem Teil bis heute dem natürlichen Gerinne des Greinbachs entrisen und abgeleitet wird. Der Bach führte zwei Kilometer lang durch grundherrschaftliches Neuberger Gebiet, was nicht selten zu Kontroversen und gelegentlich tätlichen Auseinandersetzungen führte, überwindet den Sattel an der Spielstatt und betrieb nach insgesamt acht Kilometern an Laufstrecke zunächst drei Mühlen oberhalb der Stadt. Teils über Rinnenkonstruktionen (s. Rinnengasse!) erreichte das Nutzwasser des Stadtbachs u. a. den Hauptplatz, wo bereits 1477 die Platzmühle betrieben werden durfte und auf dem ein Schöpfbrunnen und mindestens bis 1829 eine allgemeine Waschbank standen.

Der weitere Weg des erstaunlich lange, bis zur verzögerten<sup>1</sup> Kanalisierung 1836 offen dahinfließenden Baches, der folgend mehrere Gewerbetreibende versorgte, gleichzeitig aber auch die Abwässer von 12 Aborten oberirdisch aufzunehmen hatte, führte durch die Wienerstraße, i. e. die mittelalterliche Hunger- und spätere Zapfgasse, in den Ungarteich, schließlich zur Grabenmühle und in das *Gmoos*. Seit 1992 zeigen die unter der Benennung „Der steinerne Fluss“ präsentierten Objektgestaltungen von Ulrike Truger den unterirdischen Bachverlauf bis zum Nachfolgeteich auf Ungarteich und „Alte Badeanstalt“ auf.

Allein die Konflikte, die sich namentlich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts aus dem Wasserbedarf des Brauhauses ergaben, zeigen, wie groß die Probleme der Wasserversorgung in Hart-

---

1 Die Kanalisierung der Zapfgasse war insbesondere wegen besonderer Niveauunterschiede gewiss nicht einfach, doch ist erstaunlich, mit welcher Frivolität und Ignoranz der Magistrat in den ersten Jahrzehnten des 19. Jhdts. auf mehrfache Aufforderungen des Kreisamtes, die schon aus damaliger Sicht unzumutbaren sanitären Missstände zu beseitigen, reagierte bzw. – zutreffender: – nicht reagierte.



*Städtisches Wasserwerk mit Schlot der Dampfmaschine, um 1910 (Sammlung Dr. Hannes Pichler, Hartberg)*

berg werden konnten und dass die Wassernot trotz – allerdings vergeblicher – Bemühungen<sup>2</sup> ein chronisches Übel blieb.

So stammt die erste moderne öffentliche Wasserversorgung aus dem Jahr 1890, als im Gemeindegebiet Schildbach beim „Heidenwald“ die Kaiser-Franz-Josefsquelle gefasst<sup>3</sup> und das in einem Tiefbehälter (TB) gesammelte Wasser mit einem Pumpwerk, das jahrelang – bis zum elektrischen Betrieb seit dem Stephanitag 1908 – mit einer holzbeheizten Dampfmaschine betrieben wurde, über eine drei Kilometer lange Leitung in einen zunächst 400 m<sup>3</sup> fassenden Hochbehälter (HB) in der Weinberggasse (auf dem alten Pfarrhofgrund) befördert wurde.

1905 wurde der Siebenbrunner- oder Kochbrunnen, 1915 die bereits 1911 im Gegenwert von 60.000 Ziegeln erworbene Reisinger-Quelle erschlossen, deren Quellfassung 1948 durch einen Tiefbrunnen ersetzt wurde. 1928/29 wurden 13 Ringquellen gefasst und der Hochbehälter II errichtet. Da allerdings die erwarteten Wasserquantitäten weitestgehend ausblieben, die Rückzahlungen hingegen bis um 1950 liefen, galt dieses Projekt als schwerer kommunalpolitischer Missgriff. Mehr noch: Erhebliche Unzukömmlichkeiten, ja Fahrlässigkeit bei den Bauvergaben, der Verzicht auf eine öffentlich ausgeschriebene Bauvergabe (und damit Verlust von Förderungen seitens der öffentlichen Hand), eine unbeschwerter, fortlaufend dilettantische Kreditpolitik seit 1927, Uneinsichtigkeit hierin und im fehlenden Einvernehmen mit dem Landesbauamt, Voranschlagsüberschreitungen, im Detail auch ungerecht-

2 Der Versuch, eine Quelle der Pfarrhofwiese am Fuße des Ring für eine Wasserleitung zu erschließen (1864), scheiterte angesichts eines lächerlichen Ertrags ebenso wie ein Ziehbrunnenprojekt 1866, dieses wegen unbrauchbaren Wassers. Auch der unter Bürgermeister Josef Reßavar unternommene Versuch, mit einem auf Pfarrhofgrund 120 m in den Berg getriebenen Tunnel fündig zu werden, blieb wegen Unergiebigkeit des Quellwassers ohne durchschlagenden Erfolg.

3 Die Gemeindevertretung erwarb unter Bürgermeister Josef Reßavar die ca. 1/3 ha große Fläche von der Schildbacher Bauernkommune. Das Pumpwerk wurde in einem neben dem TB liegenden Bauernhaus errichtet.

fertigte Kostenerhöhungen in den Firmenabrechnungen<sup>4</sup> führten zu einer insbesondere vom Heimatschutzverband (der im landesweiten Vergleich ungemein starken und dominierenden Ortsgruppe Hartberg) getragenen, emotional starken Protestbewegung,<sup>5</sup> welche die vorzeitige Auflösung des Gemeinderats und Neuwahlen am 26. April 1931 erzwang.<sup>6</sup>

Angesichts der Unergiebigkeit der so teuer erschlossenen Ringquellen wurden zielstrebigere Maßnahmen nach der Typhus-Epidemie 1945/46<sup>7</sup> dringendst notwendig: Nicht zuletzt wohl durch Kriegseinwirkungen<sup>8</sup> schadhafte gewordene, das Trinkwasser verunreinigende Leitungsrohre mussten professioneller ergänzt werden, in einer Ausbaustufe der Kaiser-Franz-Josefsquelle wurden 1946 ein Tiefbrunnen, 1947 ein weiterer („Brunnen 47“) südlich des Wasserwerkes Schildbach gegraben und der „Kochbrunnen“ ergiebiger erschlossen, dessen Quelfassung bereits 1905 und 1931 erfolgt war.

Von enormer Bedeutung war 1958 der Erwerb dreier Quellen (*Römer-, Schacht- und Zwischenquelle*) in der damaligen Gemeinde Löffelbach (heute Katastralgemeinde der Gemeinde Hartberg-Umgebung). Dem daraufhin erfolgten Bau der Brunnen, eines Tiefbehälters mit 90 m<sup>3</sup> Fassungsvermögen, eines Pumpwerks und der Wasserleitung Löffelbach–Hartberg (1959/60) folgten 1968 die Erschließung der Fürhab-, der Kneißel- und der Ziegelwaldquelle in der Katastralgemeinde Unterdombach und der Bau von fünf km langen Zuleitungen bis zum Wasserwerk.

Der Neubau des Wasserwerkes Schildbach (1977) und die Errichtung eines zweiten Hochbehälters leiteten seither eine seinerzeit kaum vorstellbare, beträchtliche und schwungvolle Erweiterung des Leitungsnetzes ein.

Die perpetuelle Erweiterung der Infrastruktur der städtischen Wasserversorgung reicht über zahlreiche Neuerungen – [wie die Sanierung des „Hochbehälters 1“ und den Bau dreier weiterer Hochbehälter oder die Errichtung einer zweiten Zubringerleitung, einer Ringleitung von Lebing bis zur Angersiedlung (Hartberg-Ost) und einer Leitung bis Eggendorf oder die Erschließung weiterer sieben Quellen wie der Nöhner- (1983) und der Gutmann-Quelle (1991) oder die Erschließung weiterer Kapazitäten durch Bohrungen von sieben artesischen Brunnen im regionalen Bereich zwischen 1983 und 1991]<sup>9</sup> – bis zum Beitritt zum Wasserverband<sup>10</sup> „Transportleitung Oststeiermark“ im Jahre 2005, der im

4 Steiermärkisches Landesarchiv (StLA), Bezirkshauptmannschaft (BH) Hartberg (HB) 1 H 32/1929, fol. 27-46.

5 Ebenda, fol. 18.

6 StLA, BH HB 1 H 35/1931. – Die Mandatare sowie auch die Ersatzmänner der „bürgerlichen“ Listen (CS und Wirtschaftspartei) sahen sich veranlasst oder gezwungen, ihre Mandate respektive Funktionen zurückzulegen. Aktionsstärke und Erfolg des örtlichen Heimatschutzes mögen als Vorstufe zur nicht unspektakulären Beteiligung am Pfimer-Putsch (13. September 1931) gesehen werden.

7 Die Katastrophe forderte fast 100 Tote; Typhusepidemien sind in Hartberg vor allem aus dem 19. Jh. bekannt: 1841 und 1861 (damals an die 140 Todesopfer).

8 Panzereinsatz über die Wienerstraße zum Hauptplatz; freundliche Hinweise von Herrn SR Johann Hofer, Hartberg.

9 An Präzisierungen und weiteren Neuerungen seien genannt: Neubau des Wasserwerksgebäudes (TB) Schildbach, in dieses eingebaut eine Drucksteigerungs-, eine Ozon-, eine Aufbereitungs- sowie eine vollautomatische Mess- und Steuerungsanlage (1977); Grundstückserwerbungen in Grafendorf und Bohrungen von vier artesischen Brunnen („Artesern“); Anschluss der Arteser Geiseldorf an die öffentliche Wasserversorgung (1987); Sanierung der HB 1 und 4 (1998/2000); Bau des HB 5 in Löffelbach mit 100 m<sup>3</sup> Fassungsvermögen; Erschließung von Eggendorf (2004/05) u. a. – Wasseraufbereitung: Einsatz von vier UV-Anlagen, einer Entsäuerungs- sowie einer Enteisungs- und Entmanganungsanlage.

Als Quelle dienen das Wasserbuch der BH Hartberg (Postzl. 2437) und bestehende Daten aus dem Wasserwerk Hartberg. Für deren freundliche Übermittlung danke ich Herrn Dipl.-HTL-Ing. Martin Pesendorfer und seinem Vorgänger, Herrn Hans Neuhold.

10 Bei der Einrichtung von Wasserverbänden hat die Stadtgemeinde Hartberg durchaus mit Pionierleistungen aufzuwarten: Wasserverband „Safen- und Seifenregulierung“ (Vorbereitung 1960, Realisierung 1962); „Wasserregionalverband Ost-Steiermark“ (1974): Im Gegensatz zum früher vorrangigen Regulierungsbedürfnis war eine umsichtige und ausgeglichene Versorgung mit Trink-, Nutz- und Löschwasser im Verbandsgebiet die eigentliche Aufgabe. Auf Bezirksebene ist diesbezüglich die Stadtgemeinde Hartberg bereits 1968 mit der Gründung des Wasserverbands „Nördliche Ost-Steiermark im Verwaltungsbezirk Hartberg“ initiativ geworden.

konkreten Fall mit der Planung und Errichtung der voraussichtlich bis 2008 realisierten Transportleitung (Hochschwab-Wasser) von Graz über Gleisdorf nach Hartberg begann. Dass ein solches Projekt angesichts potenzieller Trockenperioden zweckmäßig erscheint, zeigte sich deutlich im extrem trockenen Sommer 2003, als die kurz zuvor vom Wasserverband Safental nach Hartberg errichtete Notwasser-versorgungsleitung (Wasserversorgungsplan Oststeiermark) die Wasserversorgung aufrecht erhielt bzw. deren Zusammenbruch verhinderte.

Derzeit verfügt das seit 2004 von der Stadtgemeinde an die Stadtwerke verpachtete Wasserwerk Hartberg über 12 Quellen, 13 Brunnen (insgesamt 31 Wasserspenden), fünf Hochbehälter, fünf Tiefbehälter, ein 85 km langes Leitungsnetz, das zurzeit bei einem durchschnittlichen Tagesverbrauch von 1.233 m<sup>3</sup> etwa 5.980 Einwohner (1.260 Hausanschlüsse) versorgt.<sup>11</sup> Darüber hinaus bieten die Stadtwerke seit 2002 eine professionelle Wasserversorgung mit damit zusammenhängenden Dienstleistungen wie etwa Beratung, Planung und Funktionalität über Gemeinde- und Versorgungsgrenzen hinweg an.

Die Geschichte der Wasserversorgung einer Kleinstadt wie Hartberg kann in ihren Entwicklungsgängen und angesichts ständiger neuer Herausforderungen durchaus faszinierend sein und bei aller Eigenständigkeit als ein Pars pro toto für zumindest österreichische Verhältnisse gelten.

## Quellen und Literatur

StLA (= Steiermärkisches Landesarchiv Graz), Diverses (aus BH Hartberg).

BH (Bezirkshauptmannschaft) HB (Hartberg), Wasserbuch, Postzl. 2437.

Christian Friedl, Hartberg ernst & heiter. Ausgewählte Dokumente zum Alltag der Stadtverwaltung Hartberg. 1. Republik (1991).

Fritz Huber d. Ä., Eine Gemeinde baut auf. In: 850 Jahre Hartberg. Festschrift, hgg. Stadtgemeinde Hartberg (1978), 41-78.

Fritz Huber (Vorarbeiten Fritz Posch †), Hartberg (Manuskript für Österreichisches Städtebuch, Die Städte der Steiermark A–H).

Fritz Huber, Zwischen Pragmatismus und Vertretungsanspruch. Akzente der Hartberger Kommunalpolitik zwischen 1919 und 1927. In: Steinpeißer. Zeitschrift des Historischen Vereins Hartberg 6/21999, 21-28.

Fritz Huber, Stichwort HARTBERG. Ein Blick in den Hartberg-Artikel im Österreichischen Städtebuch. 2. Folge: Städtische Infrastruktur und kommunale Betriebswelten. In: Steinpeißer, Zeitschrift des Historischen Vereins Hartberg 13/2006, 16-22.

Alois Kernbauer und Fritz Huber, 700 Jahre Civitas Hartberg. Quellen und Beiträge zur Stadtgeschichte. 21987.

Fritz Posch, Geschichte des Verwaltungsbezirkes Hartberg, Bd. I/1f. (1978), Bd. 2 (1990).

Johannes Simmler, Die Geschichte der Stadt, der Pfarre und des Bezirkes Hartberg. 1914.

---

<sup>11</sup> Nähere technische, organisatorische und statistische Daten unter: [www.stadtwerke-hartberg.at](http://www.stadtwerke-hartberg.at) (wasserwerk).

# Vom Wolfhoff zum Stierhof

von Johann Huber

Seit dem Jahr 1938 gehört auch ein Bauernhof an den Abhängen des Pongratzerkogels – im *Zeilerviertel* – zum Bestand der Land- und forstwirtschaftliche Fachschule Kirchberg am Walde. Die Entstehung des Hofes in der Vorderzeil (= vor der Zeil) geht in die Zeit der ersten Rodungen zurück. Das gesamte Gebiet unter dem Pongratzerkogel gehörte zum Bereich der Herren von Kranichberg, die im 13. Jahrhundert, vielleicht noch am Anfang des 14. Jahrhunderts die Besiedlung durchführten. Das vielfach steile Gelände wurde durch Einzelhöfe erschlossen. Der Besitz vererbte sich in weiterer Folge von den Kranichbergern an die Walseer, Stadtecker und schließlich an die Grafen von Montfort. Von diesen kaufte das Stift Voralpe im Jahr 1465 das Amt in der Grub. Darunter waren auch Höfe in der Vorderzeil. Zwei Höfe zinsten zur Pfarrgült Schwarzau in Niederösterreich: der „Wolfhoff“, später vulgo „Haas“ (Zeilerviertel 4) und der vulgo „Steinbesmichl“ (Zeilerviertel 6).<sup>1</sup> Die wahrscheinlich älteste schriftliche Nennung des Wolfhofes findet sich im Zinsregister von 1497 des Chorherrenstiftes Voralpe.<sup>2</sup>

Die Bezeichnung Wolfhof wird auch in späteren Aufzeichnungen verwendet. Sie findet sich sowohl im Theresianischen Kataster von 1753,<sup>3</sup> als auch im Trauungsbuch der Pfarre Grafendorf im Jahr 1755.<sup>4</sup> Die letzte, diesbezügliche Nennung ist im Grundbuch des Bezirksgerichtes Hartberg im Zusammenhang mit der Eintragung des Kaufvertrages vom 31. Dezember 1855 zu finden.<sup>5</sup> Interessant ist auch, dass der Name *Kirchsteiger*, der bereits 1497 erwähnt wird, über Jahrhunderte mit diesem Anwesen verbunden war. Mit dem Kaufvertrag vom 25. Juni 1900 geht der Hof in den Besitz der Familie Steinbäck über. Die wirtschaftliche Situation ist jedoch so schlecht, dass der Besitz im Jahr 1906 wieder verkauft wird.<sup>6</sup>

Nachdem im Jahr 1848 die Grundherrschaften aufgelöst wurden, war der Bauer zwar von der Jahrhunderte dauernden Bevormundung befreit worden, es fehlten jedoch viele Strukturen, die ein erfolgreiches Wirtschaften erst ermöglichten. Umso mehr bemühte sich jetzt die Landwirtschaftsgesellschaft (bereits 1819 von Erzherzog Johann gegründet), um eine Verbesserung in allen landwirtschaftlichen Bereichen. So glich bei der im Jahre 1874 in Hartberg abgehaltenen Regionalausstellung, die *Rindviehausstellung* einem Farbkatalog.<sup>7</sup> Es gab gerade in den nordoststeirischen Bezirken ein buntes Durcheinander von Rassen und Kreuzungen. Eine Verbesserung des Viehstandes strebte das Gesetz vom 17. April 1896 an. Es enthielt grundlegende Bestimmungen bezüglich der Stierhaltung, des Ankaufs und der Verteilung reinrassiger Zuchtstiere. Besondere Verdienste erwarb sich der Landtagsabgeordnete Johann Gerlitz – ab 1891 Vorsteher der landwirtschaftlichen Filiale Hartberg – um die Förderung der oststeirischen Fleckviehzucht. Als er sah, wie die Obersteirer darangingen Genossenschaftsstierweiden zu errichten, rief er auch im Bezirk Hartberg einen „Stieraufzuchtshof“ ins Leben.

---

1 Fritz Posch, Geschichte des Verwaltungsbezirkes Hartberg, Bd. 2. Graz-Hartberg 1978, 528f.

2 Fritz Posch, Die Zinsregister des Chorherrenstiftes Voralpe aus dem 15. Jahrhundert (= Österreichische Urbare, III. Abteilung, Teil II). Wien 1986, 144, 146.

3 StLA, GBNR BG Hartberg Nr. 393, Ext.: Der Wolfshof in der KG Stambach.

4 Pfarramt Grafendorf, Trauungsbuch C, 1755, 46.

5 GB BG Hartberg, KG Stambach.

6 Ebenda.

7 Landbote, 8. Jg., 1874, 33.

Johannes Simmler berichtet darüber:<sup>8</sup> *Die ureigene Schöpfung des Johann Gerlitz ist der Zuchtstier-Aufzuchtshof. Hoch oben über Schloß Reitenau, wo der Pongrazer Kogel abfällt, lag in der Gemeinde Stambach der herabgekommene Bauerngrund vulgo Haas in Zeilerviertel im Flächenausmaße von 67 Joch. Diesen mit dem abgebrannten Hause kaufte der Bezirk im Jahre 1908 (richtig wäre 1906!) um 7600 K, ließ ihn im folgenden Jahre nach den Plänen des Ingenieurs Schwarz zu seinen neuen Zwecken umgestalten und nahm am 17. Juni 1910 in Gegenwart des Landeshauptmannes, zweier Landesauschuß = Beisitzer, mehrerer Abgeordneter, sämtlicher Bezirksobmänner der Oststeiermark die Eröffnung vor. Er verursachte an Kosten 67000 K einschließlich der Staatssubvention von 32752 K, so daß also dem Bezirk sein Aufzuchtshof auf 34248 K zu stehen kommt. Er faßt 43 Stück, darunter zwei Ochsen und zwei Kühe für den häuslichen Bedarf. Die Stierkälber werden angekauft, 1 1/2jährig von der Kommission gemustert und an die Landwirtschafts-Gesellschaft verkauft, die sie an die Züchter unter gewissen Bedingungen weitergibt. Die Wirtschaftsführung obliegt seit dem Bestehen des Stierhofes Josef Archan, der hierfür Quartier, Holz, Licht, einen Acker, die Milch von zwei Kühen, 840 K Jahreslöhnung, 10 Prozent von der Mehreinnahme für den verkauften Stier, die Entschädigung an Kost und Lohn für die zwei Knechte erhält.*



*Der Aufzuchtstall (nach 1910)*

Zur Erinnerung an die Errichtung dieses, für die Oststeiermark so bedeutsamen Zuchtstier-Aufzuchtshofes wurden zwei Erinnerungstafeln am Stallgebäude angebracht.

Tafel 1:

*Zur Zeit der Beschlussfassung über diesen Bau u. während des Bauens im Jahre 1907 waren nachstehende Herren Mitglieder der Bezirksvertretung Hartberg. Bezirksobmann: Johann Gerlitz. Landtagsabgeordneter und Gasthofbesitzer in Hartberg; Bezirksobmann - Stellvertreter: Reimund Obendrauf. k. k. Notar und Bürgermeister in Hartberg. Bezirksausschüsse: Jos. Freihsling, Sebersdorf; Johann Fürpass, Hartberg; Johann Heiling, Hartl; Jos. Schantl, Obersafen; Fr. Wagner, Waltersdorf;*

<sup>8</sup> Johannes Simmler, Die Geschichte der Stadt, der Pfarre und des Bezirkes Hartberg. Hartberg 1914, 779.

*Bezirksvertretungsmitglieder: Karl Dornhofer, Kopfing; Karl Falk, Blaindorf; Franz Fink, Grafendorf; Ferd. Gortan, Neudau; Al. Gruber, Schildbach; Fr. Hagenhofer, Kopfing; Jos. Hallamayr, Hartberg; Anton Haas, Hartberg; Franz Hauer, Limbach; Jg. Kernbichler, U.Lungitz; Herm. Knar, Hartberg; Jos. Lechner, Rohrbach; Ernst Mock, Hartberg; Karl Nöhner, Safenau; Fr. Oswald, Flattendorf; Franz Petz, Habersdorf; Konr. Pilch, Grafendorf; Ant. Pirker, Hartberg; Mich. Pörtl, Penzendorf; Jos. Schalk, Wörth; Lw. Schegula, Hartberg; Jos. Schickh, Hartberg; Fritz Stachl, Hartberg; Patr. Stern, Hartberg; Joh. Wallner, Hartberg.*

Tafel 2:

*Erbaut im Jahre 1907 von der Bezirksvertretung Hartberg unter dem Protektorate Sr. Exzellenz des Landes-Hauptmannes von Steiermark Edmund Graf Attems.*

Nach dem „neuen Aufgabenbereiche“ wird der Hof ab diesem Zeitpunkt von der Bevölkerung nicht mehr als „Wolfhof“, sondern als „Stierhof“ bezeichnet. Dieser Vulgarnamen hat sich bis in die heutige Zeit erhalten.

Einen letzten bedeutsamen Einschnitt in die Besitzgeschichte gab es im Jahr 1938 mit dem Erwerb durch das Land Steiermark.

Mit diesem „Ereignis“ wird der „Stierhof“ der Landwirtschaftsschule Kirchberg am Walde angegliedert. Der Erlass der Landesregierung schließt mit der Bemerkung „das Defizit ist von der Schule zu tragen“.

# Der Seibersdorfer Dorfbrunnen

von Johann Huber

Mit der Errichtung eines Dorfbrunnens auf dem alten Anger der ehemaligen Seibersdorfer Bauernkommune wurde eine alte Tradition wieder belebt. In vielen Dörfern und Städten gab es derartige Anlagen, die nicht nur das wichtigste Lebensmittel Wasser spendeten, sondern auch Zentren der Kommunikation waren.

Das „Bründl“, wie die Quelle im Hammerwald stets genannt wurde, ist ein artesischer Brunnen im Bereich des öffentlichen Wassergutes. Die Tiefbohrung wurde um oder vor 1900 ausgeführt, um das Kohlevorkommen im Hammerwald genauer zu untersuchen. Nach der mündlichen Überlieferung begann man das Wasser sehr bald zu nutzen, indem es über Holzrohre weitergeleitet wurde. Das Hochwasser des Stambaches zerstörte jedoch am 17. August 1902 die hölzerne Wasserleitung.

In den 1930er Jahren gab es bereits einen Vorschlag zur Nutzung des Bründlwassers für eine zentrale Seibersdorfer Wasserversorgung. Diese Absicht konnte allerdings nie verwirklicht werden. In den folgenden Jahrzehnten drohte, vor allem wegen des Wegebbaus, das Bründl zu versiegen. Ab dem Jahr 1985 bemühten sich die Seibersdorfer Albert Staudinger und Kurt Brandl um die Instandsetzung und Aufrechterhaltung der Quelle. Eine aufwändige Arbeit war die Erneuerung der Quelfassung im Jahr 1990. Ohne dieses Bemühen wäre der 2004 errichtete Dorfbrunnen wohl nie realisiert worden.

Der erste Antrag auf die Gestaltung eines „Dorfplatzes“ liegt bereits Jahre zurück und wurde vom damaligen Gemeinderat Franz Pichlhöfer eingebracht. Der Entwurf für die konkrete Gestaltung stammt von Baumeister Josef Pichler aus dem Jahre 1997. Nach einem Beschluss des Gemeinderates im Jahre 2004 wurde das Projekt von der Fa. Kager (Seibersdorf) mit geringen Abänderungen des Entwurfes auch ausgeführt. Vom „Bründl“ im Hammerwald wird nun ein Teil des Wassers abgeleitet und dem steinernen Brunnen zugeführt, der inmitten der kleinen Grünanlage auf dem Trieurplatz aufgestellt ist. Der Brunnen wurde nach dem Entwurf der Steinmetzfirma Gersthofer (Grafenbach – St. Valentin) aus einem etwa sieben Tonnen schweren Waldviertler Granitblock vom Seibersdorfer Steinmetz Franz Pichlhöfer herausgearbeitet.

Im Vergleich zu den Analysewerten der Ortswasserversorgung zeichnet sich das Bründlwasser dadurch aus, dass sowohl die Karbonat- als auch die Gesamthärte wesentlich niedriger ist.

Die Anlage wurde am 9. Oktober 2005 im Rahmen des Seibersdorfer Dorffestes von Pfarrer Mag. Alois Puntigam-Juritsch gesegnet und von Vizebürgermeister Karl Ringhofer seiner Bestimmung übergeben.

# Neue Funde im alten Speicher

von Johann Huber

Die Burg Kirchberg wurde bereits um 1130 als Herrschaftszentrum der Grafen von Formbach-Pitten errichtet. Auf dem Berg befand sich der Herrensitz mit der Eigenkirche, während das wirtschaftliche Zentrum mit dem Meierhof, der Mühle und der Taverne nordwestlich des Dorfes Grafendorf angelegt wurde. Der große Meiereibetrieb wurde nach dem Tod des letzten Formbachers (1158) bereits am Ende des 12. Jahrhunderts aufgelöst und an seiner Stelle der Weiler „Oberdrum“ angelegt. Für die Burg wurde ein eigener Wirtschaftshof geschaffen. Die älteste Darstellung der Gesamtanlage findet sich auf einem „Vischer-Stich“ des Jahres 1681.

In dieser Zeichnung ist der noch heute bestehende Speicher an der linken Seite der bergwärts führenden Straße zu erkennen. Über die Errichtung des Gebäudes gibt es zwar keine Aufzeichnungen, die im Folgenden beschriebenen Funde weisen jedoch auf frühere Jahrhunderte hin.

Im Sommer des Jahres 2004 wurde bei der Umgestaltung des Kellers der Schwemmsand einer ehemals künstlich geschaffenen oder erweiterten Kaverne entfernt. Aus dem Bodenbereich wurden zwei Tontöpfe geborgen, deren Inhalt jedoch nur aus Sand bestand. Ein Topf war noch vollständig erhalten, während beim zweiten Topf die oberen Randfragmente fehlten. Da bei der Bergung einige Fragmente ausgebrochen sind, mussten diese geklebt werden.

Nach dem Befund der Universität Graz, Institut für Archäologie (Dr. Lehner), handelt es sich um „Rillentöpfe“ mit spiralig umlaufenden Rillen am Gefäßkörper. Die innen glasierte Irdenware stammt aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts.



*Schloß Kirchberg, Ausschnitt, 1681*

#### Topf 1:

Henkeltopf mit dunkelbrauner Glasur.  
Stark nach außen geneigter Karniesrand und stark unterschmittener, leicht eingezogener Hals.  
Bauchiger Körper, flacher Standboden.  
Randständiger Bandhenkel.  
Abmessungen:  
Höhe: 15,7 cm  
Mitteldurchmesser: 15,3 cm  
Standflächendurchmesser: 8,6 cm



#### Topf 2:

Topf, dunkelbraune Glasur,  
oberer Randumfang nicht erhalten.  
Bauchiger Körper, flacher Standboden.  
Standflächendurchmesser: 16 cm



Eine Grabung im Bereich der Kellerstiege des Speichers brachte das Fragment einer Flasche zutage. Der sehr gut erhaltene Oberteil wurde wegen der eigenartigen Ausführung glücklicherweise nicht „entsorgt“.

Die Untersuchung am Landesmuseum Joanneum in Graz, Abteilung Kunst (Dr. Jäger) brachte ein interessantes Ergebnis: Der Flaschenhals (Länge 13 cm, Durchmesser 3 cm) ist das Fragment einer speziellen Flasche, die allgemein vom 13. bis in das 17. Jahrhundert verwendet und als *Kutterolf* oder *Kuttrolf*, als *Ängster* oder auch als *Zwiebelflasche* bezeichnet wurde.

Die Besonderheit liegt darin, dass der Flaschenhals nicht aus einer, sondern aus insgesamt fünf Röhren besteht, die in sich noch verdreht sind. Daraus ergeben sich mehrere Wirkungen:

1. Bei vorsichtiger Handhabung kann die Flüssigkeit tropfenweise dosiert werden.
2. Beim Entleeren der Flüssigkeit entsteht durch den engen und gedrehten Flaschenhals ein glucksendes Geräusch.
3. Das Trinken – ohne sich anzuschütten – ist aus einer derartigen Flasche nur schwer möglich (Scherzgefäß!).

Die verschiedenen Namen für das Gefäß lassen sich aus der Funktion und der Form erklären: *Kutterolf* oder *Kuttrolf* leitet sich entweder vom lateinischen Wort für den Tropfen, *gutta* oder vom mittelhochdeutschen Wort für glucksen, *guttrel* ab. Die Bezeichnung *Ängster* kommt vom lateinischen Wort für eng, *angustus*. Der Name *Zwiebelflasche* beschreibt die Form des Füllraumes.



Wein, Brantwein und Würzsoßen wurden schon im 13. Jahrhundert in diesen Flaschen aufbewahrt. Nach zeitgenössischen Berichten und Darstellungen wurde der Kuttrolf bei Tisch auch als Scherzgefäß verwendet.

Wegen der unregelmäßigen Form und der Qualität des Waldglases (d. i. ein grünes nicht entfärbtes Glas) kann das Fundstück in den Zeitraum vom Ende des 15. bis Anfang des 16. Jahrhunderts eingeordnet werden.

## Ein altes Geschäftshaus – neu belebt

von Johann Huber

Seit der Eröffnung des „Cafe la Mocca“ am 15. August 2005 wird das renovierte Haus Nr. 44 am Grafendorfer Hauptplatz wieder seiner ursprünglichen Funktion gerecht, ein Geschäftshaus zu sein.

Die Geschichte des Handelshauses begann vor mehr als 200 Jahren. Im Jahr 1801 erwarb ein Krämer aus dem *Unterdrum* (Haus Nr. 14, heute Kogler) das in der Dorfmitte liegende Haus des Simon Haas.<sup>1</sup> Im Grundbuch ist vermerkt: *Johann und Anna Wartegger besitzen ein Kleinhäusl mit 5 Ackerl, 4 Wiesfleckln, dann (eine) hierauf haftende Kramergerichtigkeit.*

Nach dem Tod des Krämers Wartegger im Jahr 1828 erhielt dessen Tochter Christina den Besitz. Sie heiratete 1843 den Färbermeister Anton Blumauer und verkaufte 1850 das *Kleinhäusl* an den Kaufmann Anton Strobl. Für den Färbermeister war das Haus Nr. 25 (heute Harmtodt) – ebenfalls im Besitz der Wartegger – wegen der unmittelbaren Lage am Safenbach wohl wichtiger.

Strobl, dessen *Gewölbe* das größte und wichtigste Handelshaus im Ort war, ließ 1864 die auf dem *Kleinhäusl* haftende Kramergerichtigkeit löschen. In der Folge diente das Haus als Unterkunft für *Inwohner* – Menschen die in einer Mietwohnung leben mussten.



Das alte Kramerhäusl (vor 1905)

Das schmale, mit Stroh gedeckte *Kleinhäusl* wurde 1905 durch einen Neubau ersetzt. Anton Strobl, der Enkel des Käufers, ließ ein einstöckiges Haus mit einer Fassade im Stil der Jahrhundertwende errichten – die alte (neue) Wetterfahne weist auf das Baujahr hin.

Das lebensgroße Merkur-Relief an der Westseite des Hauses erinnert, dass Strobl ein neues Kaufhaus – ein „Eisen-Magazin“ – an der Stelle der alten *Krämerkeusche* errichten ließ.

Merkur<sup>2</sup> – der römische Schutzgott des Handels – 1905 noch mit Hut, Geldbeutel und Heroldsstab dargestellt, wurde in späterer Zeit durch den wesentlich eleganteren, auf den Zehenspitzen leichtfüßig dahineilenden und auf die Erde herabsteigenden Götterboten ersetzt.<sup>3</sup> Letzterer trägt nur mehr den

1 StLA, GBNR BG Hartberg 179, Mönichwald, fol. 437, Urb. Nr. 108.

2 Der Name leitet sich von lat. *merx* (Ware) ab.

3 Im Typus orientiert sich diese Darstellung an Merkurstatuen des seinerzeit in Florenz tätigen Bildhauers Giovanni da Bologna (1524-1608).



*Das Geschäftshaus am Grafendorfer Hauptplatz 1906 und nach der Renovierung 2005*

Heroldsstab in der linken Hand und eine geflügelte Haube auf dem Kopf – der Geldbeutel wurde weggelassen.

In den folgenden Jahren wurde das Haus in vielfältiger Weise genutzt: Franz Hammerl – ein Uhrmacher – bezog bereits in den 1930er Jahren den ostseitigen Teil des Erdgeschosses und übte sein Gewerbe mehrere Jahrzehnte darin aus. Ein Teil des oberen Stockwerkes wurde von 1935 bis 1961 an die Gendarmerie vermietet. Die Tochter von Anton Strobl – Ernestine, verheiratete Gaulhofer – übernahm 1936 den Besitz, und führte im Erdgeschoß eine Schuhhandlung. 1964 mietete die Raiffeisenkasse Grafendorf einen Geschäftsraum und erwarb 1974 schließlich das gesamte Gebäude. Bis 1997 wurden die Räumlichkeiten als Verkaufsraum genutzt. Im Jahre 2001 erwarb die Marktgemeinde Grafendorf das Objekt. Der Prozess, von der Idee für die weitere Verwendung der Immobilie, über die Gestaltung des Baukörpers hinsichtlich der Nutzung und des Ortsbildes, bis zur Restaurierung im Jahr 2005 war für alle Beteiligten in vielerlei Hinsicht eine große Herausforderung.

Mit der einfühlsamen Gestaltung der Fassade wurde der ursprüngliche Charakter des Hauses weitgehend bewahrt und in jenen Bereichen wieder hergestellt, die in den vorangegangenen Jahren baulich umgestaltet wurden.

Durch einen Gastronomiebetrieb im Erdgeschoß und die öffentliche Bücherei im Obergeschoß wird das Haus zukünftig wieder ein mit Leben erfüllter Teil unserer Marktgemeinde sein.

# Von der Zisser- zur St. Hubertus-Kapelle

von Johann Huber

Auf der Anhöhe des alten Weges zwischen Grafendorf und Wagendorf liegt am Waldrand eine kleine Kapelle, die über dem Eingang die Aufschrift *St. Hubertus* trägt.

Diesen Namen hat die dem hl. Franz von Assisi geweihte Meßkapelle erst seit dem Jahre 1969. Nach einer ausführlichen Begutachtung durch Ing. Walter von der Landesbaudirektion, Baumeister DI Neustädter und dem akademischen Maler Prof. Franz Weiss wurde das Objekt *Zisser-Kapelle* als schutz- und erhaltungswürdig befunden und die Restaurierung als dringlich eingestuft. Bei dieser Besprechung äußerte Bürgermeister NRAbg. Anton Weidinger in seiner Funktion als Bezirksjägermeister den Wunsch, dass diese Kapelle zukünftig *St. Hubertus-Kapelle* heißen möge. Mit dem Einverständnis des damaligen Besitzers Manfred Gerngroß über die weitere Nutzung, wurde das Objekt in den folgenden Jahren von der *Steirischen Bergwacht*, dem *Jagdklub Grafendorf und Umgebung* und der *Marktgemeinde Grafendorf* mit erheblichen Mitteln gründlich restauriert. Zahlreichen Spendern ist es zu verdanken, dass die Kapelle mit einem neuen Altarbild ausgestattet werden konnte. Prof. Franz Weiss schuf ein Tafelbild mit St. Hubertus und dem Sonnengesang des hl. Franz von Assisi, dem Schutzpatron der Tiere, und der *St. Hubertus-Kapelle*. Damit sollte zum Ausdruck gebracht werden, dass dem Jäger der Schutz des Wildes anvertraut ist. Frau Herma Nowak stiftete den Dachreiter (Ersatz des alten Turmes, der aus statischen Gründen abgetragen werden musste) als Vermächtnis ihrer Mutter. Mit der feierlichen Segnung durch Pfarrer Gottfried Engelmann wurde die Kapelle am 18. September 1971 ihrer neuen Bestimmung übergeben.

Am 28. Mai 1991 pilgerten viele Menschen zur *Hubertus-Kapelle* um an der Segnung der von sechs Familien gestifteten Marienstatue teilzunehmen.

Die nächsten Jahrzehnte nach der ersten Restaurierung brachten neue Feuchtschäden und Johann Gschiel, der Obmann des *Jagdklubs Grafendorf*, organisierte im Jahr 1992 die nächste „Rettungsaktion“. Dieses Anliegen wurde wiederum mit Spenden und vielen freiwilligen Arbeitsstunden in die Tat umgesetzt. OStR Prof. Franz Tauß restaurierte das Altarbild und die Wandbilder. Bereits am 17. Juli 1994 konnte der Abt des Stiftes Vorau, Propst Rupert Kroisleitner, die Kapelle wieder weihen. Einem glücklichen Umstand ist es zu verdanken, dass Franz Gerngroß bei einem Altwarenhändler im Burgenland, die für den Dachreiter passende Glocke fand. Nach dem durch drei Glockenpatinnen finanzierten Ankauf wurde diese am 31. Mai 1998 gesegnet und der *St. Hubertus-Kapelle* übergeben.

Maiandachten, Christmetten, Hochzeiten, Taufen und Hubertusfeiern führen die Menschen nun schon seit vielen Jahren zu diesem kleinen Gotteshaus. Ein besonderer Dank gilt Frau Gertrude Winkler aus Wagendorf für die langjährige, liebevolle Betreuung der Kapelle. Der „alte“ Name *Zisser-Kapelle* blieb jedoch neben der „neuen“ Benennung bis zum heutigen Tag erhalten.

Wie kam es aber zur Errichtung dieser Kapelle, die am 24. September 1854 vom damaligen Pfarrer von Grafendorf, Josef Lendl, geweiht wurde? Es ist nur einem Zufall zu verdanken, dass wir heute noch von diesem Ereignis Kenntnis haben. Zwei Dokumente im Pfarrarchiv Grafendorf beschreiben diesen „Zufall“: Ursprünglich sollte der Ehrendomherr und Kreisdechant von Hartberg, Michael Schwarzl, die Weihe vornehmen. Wegen einer Erkrankung Schwarzls richtete der Grafendorfer Pfarrer eine schriftliche

Anfrage an das *Hochwürdigste Fürstbischöfliche Ordinariat*. Darin berichtet er: *Josef Zisser, Gastwirth in Grafendorf* (später Gasthof und Fleischhauerei Gerngroß, Haus Nr. 46) *hat auf einer Anhöhe zwischen Grafendorf und dem Filialorte Wagendorf ein schönes neues Kreuz erbauen lassen, zu dessen Einweihung der 24. September d. J. (1854) bestimmt worden ist.*

Pfarrer Lendl bittet darum, dass ihn das *Hochwürdigste Bischöfliche Ordinariat* zur Einweihung delegieren möge. Im Antwortschreiben erteilt das Ordinariat den Auftrag für diesen Vorgang.

Die allgemeinen Gründe für die Errichtung von Flurdenkmälern liegen sicher in der tiefen Religiosität ihrer Stifter. Besondere Gründe waren aber immer wieder Ereignisse, die einzelne Personen aber auch ganze Familien betroffen haben. Unglücksfälle, unerklärbare Vorfälle, aber auch die Rettung aus großer Not waren oft der Anlass, an bestimmten Stellen Wegkreuze zu errichten. Bei einem Großteil dieser „Kreuze“ fehlt heute jeder Bezug zu einem bestimmten Ereignis. Bei einigen Flurdenkmälern wurde der Grund für die Errichtung in einer mündlichen Überlieferung weitergegeben und diese enthält heute oft nur mehr ein „Körnchen Wahrheit“. Für ganz wenige Wegkreuze gibt es schriftliche Hinweise über den historischen Hintergrund. Johannes Simmler hat in seinem Buch „Die Geschichte der Stadt, der Pfarre und des Bezirkes Hartberg“ (1914, 834) ein Ereignis beschrieben, das möglicherweise mit der Errichtung der Kapelle in einem ursächlichen Zusammenhang steht.

Katharina, die Schwester des Gastwirthes Josef Zisser aus Grafendorf hatte den begüterten aber wesentlich älteren Witwer Josef Prettenhofer, einen Fleischhauer in Hartberg, geheiratet. Nach dessen plötzlichem Tod am 15. Juli 1839 ehelichte sie nach kurzer Zeit einen jungen Mühlenbesitzer. Bald danach lastete ein böser Verdacht auf Katharina. Im Jahr 1840 wurde sie wegen Mordverdacht in das Landesgericht Hartberg eingeliefert. Die Untersuchungen wurden allerdings nach einiger Zeit eingestellt, da der Schneider Lechner in der Westentasche des Verstorbenen Arsenik gefunden hatte, was der Möglichkeit Raum gab, dass sich Prettenhofer selber absichtlich oder unabsichtlich vergiftet haben könnte. Trotz des „Freispruches“ blieb der Verdacht an der Frau hängen. Die Kinder aus der ersten Ehe



Zisser-Kapelle, 1902



St. Hubertus-Kapelle, 2004

Prettenhofers beanspruchten sofort ihr Erbteil, der geschäftliche Erfolg blieb in der Folge ebenfalls aus und so musste der gesamte Besitz in Hartberg bald verkauft werden. Für Josef Zisser war das Schicksal seiner Schwester sicher eine schwere seelische Belastung. Dazu kam noch, dass am 20. November 1853 nach 20jähriger kinderloser Ehe die Frau des Gastwirtes verstarb. Bereits im Frühjahr 1854 heiratete Josef Zisser wieder, da ein so großes Haus ohne „Hausfrau“ nur schlecht zu führen war.

Ob diese Ereignisse wirklich der Anlass zum Kapellenbau waren, kann nur vermutet werden. Sicher ist aber, dass Josef Zisser aus einem tiefen Glauben heraus dieses Zeichen des Göttlichen an den Wegrand gesetzt hat. Über die Wahl des Standortes der Kapelle wird in einer mündlichen Überlieferung berichtet, dass ihm an dieser Stelle seine verstorbene Frau und der verstorbene Schwager erschienen seien.

Der junge Lorenz Gerngroß aus Ebersdorf ehelichte im Jahr 1872 die Witwe Josef Zissers. Die Kapelle blieb bis zum Jahre 1982 im Besitz der Familie Gerngroß und ging erst mit dem Verkauf des Waldstückes in den Besitz der Familie Kogler über.

Dass dieses Gotteshaus bis zum heutigen Tag erhalten wurde, ist einigen Generationen zu verdanken. Am besten lässt sich die immerwährende Sorge mit einem Wort von Bischof Weber ausdrücken: „Hier geschah ein Wunder der Liebe zur Kirche“.

# Zur Bau- und Forschungsgeschichte der Hartberger Stadtpfarrkirche

von Markus Jeitler

Die Stadtpfarrkirche St. Martin in Hartberg wirft hinsichtlich ihrer Baugeschichte eine Reihe von Fragen auf, die im Rahmen diverser Grabungen in den Jahren 1960, 1973 und 1981 teilweise beleuchtet werden konnten. Der folgende Aufsatz soll die bisher bekannten Daten und Fakten zusammenfassen und neue Überlegungen zum Thema bringen.<sup>1</sup> Nichtsdestoweniger ist jedoch eine erst durchzuführende fundierte baugeschichtliche Untersuchung, vor allem der am Dachboden der Pfarrkirche sichtbaren Bauelemente, unumgänglich.

Bis 1960 war der Forschung bekannt,<sup>2</sup> dass es an der Kirche um 1751/56 eine große spätbarocke Umbauphase gab, die eine günstigere Variante eines ursprünglich geplanten Neubaus war.<sup>3</sup> Dieser war auf Grund der schweren Schäden, welche die Kirche anlässlich des Stadtbrandes von 1715 erlitten hatte, in Erwägung gezogen worden. Zu dieser Zeit wies sie noch zwei Türme auf, den eigentlichen Kirchturm über der Vierung im Osten und den – wohl an drei Seiten freistehenden – Stadtturm im Westen. Während ersterer abgetragen wurde, gestaltete man den anderen Turm zum heutigen Kirchturm. Dazu wurden die alten Seitenschiffe demoliert und neu errichtet, wobei der neue Kirchturm eingebunden wurde; auch die Fenster wurden verändert. Das äußere Erscheinungsbild des vor 1715/50 bestehenden Kirchenbaues ist mit Hilfe eines Pestvotivbildes in Pöllauberg (1679), des Kupferstiches von Georg Matthäus Vischer (1681) und einer Ansicht von Thomas Lang in der Kirche von Maria Lebing (1713) erschließbar. Die ältesten bekannten Darstellungen nach dem Umbau sind ein Kupferstich von Joseph Sedlatschek und ein Deckenfresko in Maria Lebing von Joseph Adam v. Mölck aus den 1770er Jahren.<sup>4</sup>



*Hartberg um 1679, Votivbild in der Pfarrkirche  
Pöllauberg (Ausschnitt)*

Der spätgotische Chor und das Sternrippengewölbe im Langschiff sowie die Feststellung, dass der Turm bis zur heutigen Glockenstube aus Großquadermauerwerk besteht,<sup>5</sup> zeigten aber, dass sich ältere Bauphasen verbergen bzw. verbergen müssen. Zunächst stand allerdings der Bereich zwischen dem Kerner und der Stadtpfarrkirche im Mittelpunkt des Interesses: vom 18.-21. Juli 1960 fanden Grabungen durch Maria Schaffler und Walter Modrijan (LMJ) statt, die neben einer mächtigen Aufschüttung zwei

1 Für die Einsichtnahme in Akten und Dokumentationen des Landesmuseum Joanneum sei Hon.-Prof. Dr. Diether Kramer herzlich gedankt!

2 Vgl. den Baualterplan von Adalbert Klaar von 1949, publiziert bei Peter Krenn, Die Oststeiermark (= Österreichische Kunstmonographie Band IX). Salzburg 1987, 156.

3 Ein im Steiermärkischen Landesarchiv in Graz (Archivfonds Hartberg) verwahrter Plan der Kirche ist übrigens verschollen.

4 1771/72; eine Jahreszahl „1771“ mit einem vegetabilen Ornament befindet sich jedenfalls an der Nordmauer des spätromantischen Turmes oberhalb des spätbarocken Emporengewölbes.

5 Maria Schaffler, Der Stadtturm von Hartberg. In: ÖZKD 9 (1955), 131-135.

Bestattungen, die Untergeschoßmauer des Karners und eine tiefer liegende Mauer ergaben, die als römisch interpretiert wurde.<sup>6</sup> Im November und Dezember desselben Jahres wurden die Forschungen durch Walter Modrijan fortgesetzt, nachdem Frau Schaffler eigenmächtig ein offenbar



*Hartberg um 1681; Kupferstich von  
Georg Matthäus Vischer*

„barockes“ Fundament an der Südmauer der Kirche freigelegt hatte. In diesem Bereich setzte sich die bereits im Sommer 1960 festgestellte ältere Mauer Richtung Kirche fort. Dabei wurde auch ein Gewölbeziegel eines römischen Hypokaustums dokumentiert. Im folgenden Jahr kam es allerdings zwischen beiden Personen zu Meinungsverschiedenheiten bezüglich Dokumentation, Interpretation und Veröffentlichung der Ergebnisse. Die Südost-Tagespost stellte indes Vermutungen über ein „römisches Kastell in Hart-

berg“ an.<sup>7</sup> Die Ergebnisse selbst wurden im Rahmen des „Exkursionsführers“ von Walter Modrijan im Jahre 1961 der Fachwelt kurz vorgestellt.<sup>8</sup>

Als sich die Stadtpfarre Hartberg im Jahre 1973 entschloss, eine Fußbodenheizung in der Kirche installieren zu lassen, war zwar eine Notgrabung unumgänglich geworden, doch konnten damit auch gewisse Fragen zur Baugeschichte beantwortet werden. Nachdem Maria Schaffler nach der Entfernung des damaligen Fußbodens in Eigenregie einzelne Befunde freigelegt hatte, führte das LMJ von 7. bis 30. April 1973 eine Grabung durch, bei der die Reste zweier romanischer Kirchenbauten und eines römischen Gebäudes festgestellt wurden.<sup>9</sup> Obwohl die wesentlichen Strukturen geklärt schienen, unternahm das BDA Wien unter der Leitung von Johann Offenberger von 7. bis 30. Mai eine weitere Grabung,<sup>10</sup> die ihrerseits die bestehenden Ergebnisse bestätigte, aber auch neue Fragen aufwarf, die bis heute nicht ausreichend beantwortet werden konnten. Diese zum Unwillen der Stadtpfarre durchgeführte neuerliche Untersuchung (Verzögerung und Mehrkosten der Baumaßnahmen) führte überdies zu Differenzen zwischen den Institutionen. Die grundsätzlichen Ergebnisse beider Forschungen waren mehrere Räume eines römischen Gebäudes mit Fußbodenheizung, eine erste Kirche mit annähernd quadratischem Chor und eine dreischiffige Basilika mit Apsis und einer Krypta. Dazu kommt eine Gruft im Inneren des Chorquadrats, die vermutlich im Zuge des Umbaus der Kirche in den 1460er Jahren (Chor, Gewölbe, Langschiffmauern) errichtet wurde. Sie enthielt drei Metallsärge, die laut einer Ritzinschrift 1755 („Apertum 1755“) geöffnet worden waren – das Datum passt somit gut zu den spätbarocken Baumaßnahmen. Offen bleiben hingegen mögliche Um- und Zubauten der Chorquadratkirche,

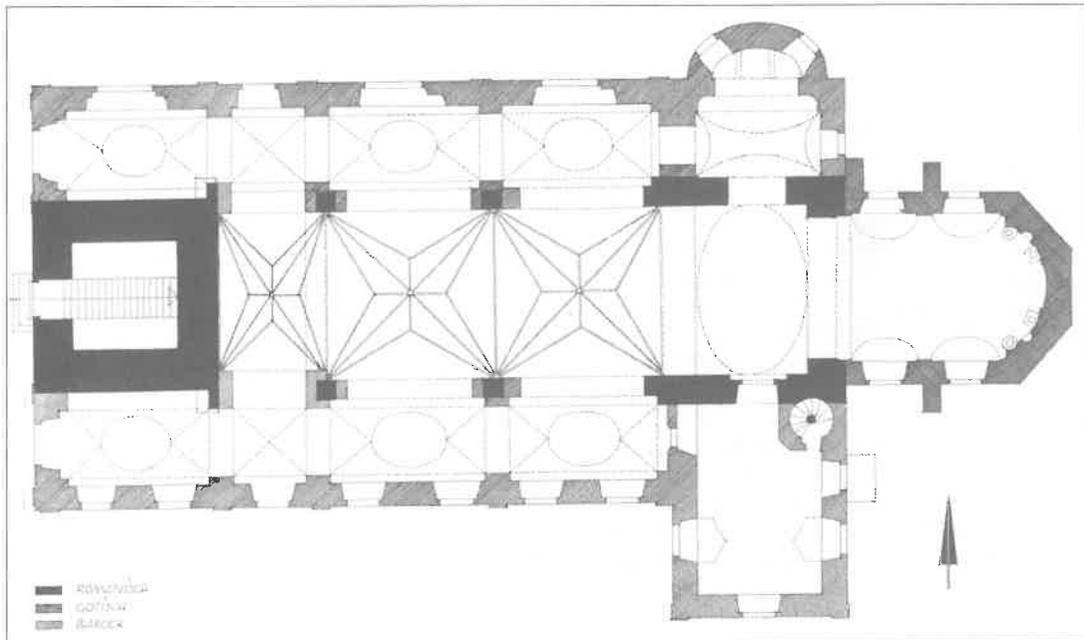
6 Die beiden Bestattungen befanden sich in 2,30 m bzw. 2,50 m Tiefe parallel zur Südmauer der Pfarrkirche ausgerichtet, wobei zur ersteren in den Grabungsnotizen erwähnt wird, dass sie beigabenlos sei. In diesem Bereich konstatierte Modrijan eine Lehmschicht. Die freigelegten Grundmauern des Karners werden von ihm wie folgt beschrieben: „Schildbacher Kalkstein in Bruchstein von unregelmäßiger Größe, meist größere Zwischenräume sind durch kleinere Steinchen ausgefüllt. Im Allgemeinen keine Mörtelung (Spuren davon sind vermutlich verwitterter Konglomerat)“.

7 Süd-Ost-Tagespost, 30. Dezember 1960.

8 Schild von Steier, Kleine Schriften 2 (1961).

9 Walter Modrijan, Die Ausgrabungen in der Stadtpfarr- und Dekanatskirche hl. Martin in Hartberg. In: Schild von Steier. Kleine Schriften 14 (1973), 57f; Odo Burböck, Blick in die Vergangenheit: Ausgrabungen in der Stadtpfarrkirche. In: Unterwegs. Pfarrblatt Hartberg 19/5 (Mai 1973), 1f; Erich Hudeczek, Notgrabung in der Pfarrkirche Hartberg im April 1973. In: PAR 1973, 32f. Sonntagsblatt für Steiermark 28/17 (29. April 1973), 9 und 13; Kleine Zeitung vom 26. April 1973, 14; Süd-Ost-Tagespost vom 7. April 1973, 9.

10 Johann Offenberger. In: FÖ 12, 1973, S. 152-156.



*Baualterplan der Stadtpfarrkirche von Adalbert Klaar (nach Krenn 1987)*

ehe diese wohl im 13. Jahrhundert der größeren Basilika weichen musste. Sie wurden von Johann Offenberger nicht weiter spezifiziert.<sup>11</sup>

Eine dritte archäologische Untersuchung im Bereich der Stadtpfarrkirche fand von 15. bis 24. Juli 1981 anlässlich der Renovierung der Sakristei durch das LMJ (Odo Burböck, Gerald Fuchs) statt. Dabei konnten eine Mauer als Verlängerung der Kirchensüdwand und vier Lagen von Bestattungen festgestellt werden, die auf die Chorquadratkirche Bezug nehmen. Darunter befinden sich schließlich römische Baureste. Im Grabungsbericht von Odo Burböck wird dieser Kirchenbau entgegen historischen Interpretationen dem späten 10. Jahrhundert zugewiesen,<sup>12</sup> die bis zum römischen Bodenniveau reichenden Bestattungen dem 12. Jahrhundert.<sup>13</sup>

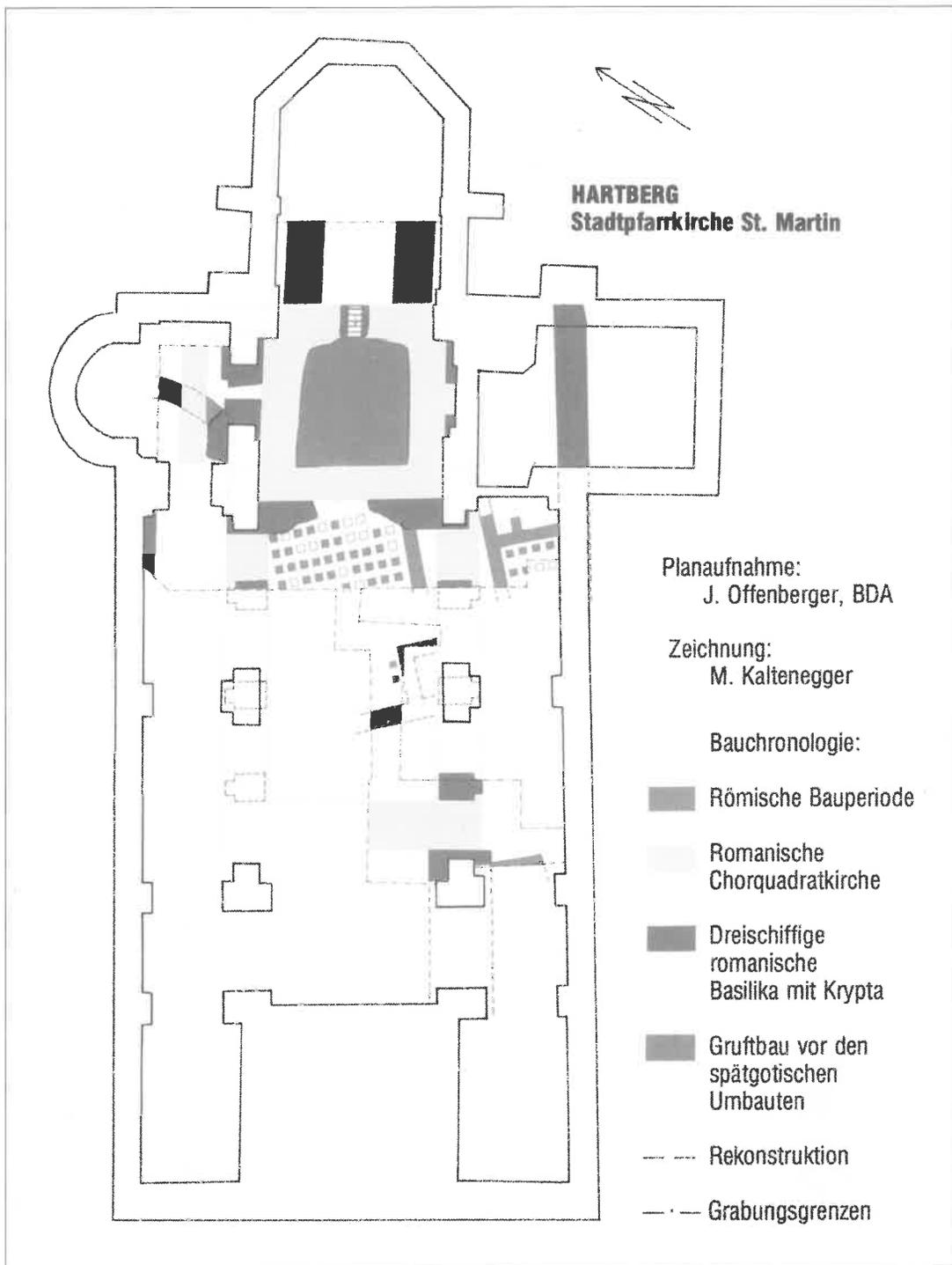
Diese archäologischen Untersuchungen haben nun eine Reihe von überaus interessanten Befunden ergeben, die jedoch bislang nicht kollationiert und im Hinblick auf die Gesamtsituation betrachtet wurden.<sup>14</sup> Hierbei drängen sich nämlich viele Fragen und Unregelmäßigkeiten auf. Die Existenz eines römischen Gebäudes als erste „Bauphase“ ist gesichert, wobei anzumerken ist, dass die späteren Kirchenbauten in ihrer Ausdehnung und Ausrichtung keinen Bezug auf diese Mauern nehmen und man somit natürlich von einer Diskontinuität über einige Jahrhunderte ausgehen kann. Ob sich unter den römischen Bodenniveaus noch ältere, prähistorische Siedlungsschichten befinden, wurde nicht festgestellt, da man bei keiner Grabung (außer eventuell 1960) bis zum gewachsenen Boden vorgegraben war. Die römischen Schichten befinden sich im Kircheninneren in etwa 3,5 m Tiefe unter

<sup>11</sup> Ebenda.

<sup>12</sup> Vgl. Krenn, Oststeiermark, 156 und Posch, Hartberg I/1, 53.

<sup>13</sup> Odo Burböck, Neue Grabungen in der Stadtpfarrkirche Hartberg. In: Unterwegs. Pfarrblatt Hartberg 27/9 (September 1981), 2; Sonntagsblatt für Steiermark, 9. August 1981, 11.

<sup>14</sup> Einen kleinen Überblick bietet der Kirchenführer; Franz Groß, Hartberg. Pfarrkirche und Karner (hg. Stadtpfarramt Hartberg), Hartberg, o. J. Der hier publizierte Grabungsplan Johann Offenbergers in der Umzeichnung von Marina Kaltenegger ist zwar relativchronologisch kommentiert, doch wurden ungeklärte Zusammenhänge vereinfacht und die 1981 im Sakristeibereich aufgedeckte Mauer ohne weitere Angaben der zweiten romanischen Bauphase zugeordnet.



*Bauchronologie der Stadtpfarrkirche von Johann Offenberger/Marina Kaltenecker*

dem heutigen Fußboden, im Bereich der Sakristei wurde „römerzeitlicher Schutt“ in rund 2,3 m Tiefe unter dem Fußboden festgestellt. Die als römerzeitlich interpretierte Mauer zwischen Kirchensüdmauer und Karner liegt in rund 1,5 m Tiefe. Die römerzeitlichen Mauern lassen sich zumindest drei beheizten Räumen (Räume I, II und III bei Offenberger) und einem Präfurnium zuweisen, eine im Bereich der Marienkapelle aufgedeckte apsidenartige Mauer könnte einen Gebäudeabschluss gegen NO bilden (hier

wurde auch ein Architekturfragment dokumentiert). Die Ausdehnung der Anlage nach Osten ist durch die mittelalterlichen Bauten, vor allem des Chorquadrats, der Gruft und der Krypta, zerstört und nicht mehr nachweisbar. Im Süden wird auf die Geländekante zur Michaeligasse hin Bedacht zu nehmen sein, wobei aber diesbezügliche spätere Umgestaltungen ebenfalls zu berücksichtigen sein werden. Wie die Grabungen von 1960 gezeigt haben (Aufschüttungen), ist hier aber auf jeden Fall mit Befunden zu rechnen. Der Abschluss des römerzeitlichen Gebäudes nach Westen und Norden ist hingegen völlig unklar, da weder anlässlich der Umgestaltung des Kirchplatzes 1982 noch jener des Hauptplatzes 1999 entsprechende Beobachtungen gemacht wurden. Die unter der Stadtpfarrkirche dokumentierten Befunde lassen sich demnach einem repräsentativen Wohnbau zuweisen, die Reste der dazugehörigen Nebengebäude werden im gesamten Umfeld der Hartberger Innenstadt zu suchen sein. An Funden kamen zwei Kniefibeln, eine beinerne Nähnadel und Keramik zutage, die eine Datierung in das 3. Jahrhundert n. Chr. ermöglichen.

Der erste Kirchenbau wurde nach Planierung des Geländes errichtet; es handelt sich um ein nach Nordosten orientiertes 14 m x 10 m großes Langhaus mit einem eingezogenen annähernd quadratischen (8 m x 7,3 m) Chor. Die Mauerstärken variieren zwischen 1,6 m (Ostmauer) und 1,3 m (Nord-, West- und Südmauer), die Existenz eines möglichen Chorturmes wurde auf Grund dessen von Johann Offenberger bezweifelt. Auf diese Kirche scheinen sich mehrere Mauern zu beziehen, die im Bereich der Marienkapelle im Norden und der Sakristei im Süden aufgedeckt wurden. Sie haben sich jedoch bislang einer genaueren Datierung und Interpretation entzogen, was für eine Bauchronologie vorteilhaft wäre. Denkbar wären Seitenkapellen, eine Sakristei oder andere Nutzungen, die allerdings wegen des weiteren Verlaufes dieser Mauern vorläufig unklar bleiben müssen. Im Bereich der Sakristei aufgedeckte Bestattungen beziehen sich jedenfalls eindeutig auf diese Kirche.<sup>15</sup>

Der zweite Kirchenbau ist eine dreischiffige romanische Basilika, für deren Errichtung der Vorgängerbau geschleift wurde, wobei die Ausrichtung dieselbe blieb und Teile des Chores eingebunden worden sein dürften. Die Fundamente der Pfeiler des Hauptschiffes setzte man auf die Nord- bzw. Südmauer der älteren Kirche auf, in ähnlicher Weise verfuhr man mit der Vierung, die nun wohl einen Turm trug. An die Ostmauer (eigentlich Nordostmauer) wurde eine Apsis angestellt und mittels Ausbruch einiger Steinlagen mit dieser verzahnt; unterhalb dieser legte man eine Krypta mit einem Stiegenabgang an. Er wurde in der Mitte der (nordöstlichen) Chorquadratmauer situiert. Die genaue chronologische Zuordnung dieses Anbaues ließ Offenberger offen, doch scheint auf Grund des Mauerwerks ein Zusammenhang mit der Basilika zu bestehen. Die Ausdehnung der Apsis bzw. Krypta nach Nordosten konnte nicht weiter verfolgt werden und ist daher ungeklärt, Gewölbeansätze lassen für die Krypta ein Tonnengewölbe vermuten. Ähnliches gilt für den Westabschluss der Kirche und dessen Verhältnis zum Stadtturm.<sup>16</sup>

Eine spätmittelalterliche Bauphase (1460er Jahre) ist zwar im bestehenden aufgehenden Mauerwerk ersichtlich, doch wurde dieser mit Ausnahme der Gruft kein archäologischer Befund zugeordnet. Bei näherer Betrachtung lässt sich dies aber sehr wohl annehmen, denn die Demolierung der Apsis steht in direktem Zusammenhang mit der Errichtung des neuen, erweiterten Presbyteriums (datiert 1467). Dabei stellt sich auch die Frage nach der bauchronologischen Einordnung des Sternrippengewölbes, das

15 Die erste Kirche wird „aus siedlungstechnischen Gründen“ von Peter Krenn in das zweite Viertel des 12. Jahrhunderts datiert, während Offenberger einer Einordnung ausweicht; vgl. Krenn, Oststeiermark, 156 und Posch, Hartberg I/1, 53.

16 Dieser Kirchenbau wird im Kirchenführer Pfarrer Ulrich I. zugeordnet, was hieße, er wäre zwischen 1163 und 1202 errichtet worden; vgl. Groß, Kirchenführer, 1, Posch, Hartberg I/1, 53 und Krenn, Oststeiermark, 156.

bislang „um 1510“ bzw. in das beginnende 16. Jahrhundert datiert wurde.<sup>17</sup> Man hatte hierzu die romanischen Pfeiler und Bögen teilweise entfernt, wie Befunde im Dachboden zeigen. Hier präsentiert sich nämlich das spätgotische Langhaus bis zur Traufhöhe unter dem spätbarocken Dachstuhl. Das unverputzte Mauerwerk des Langhauses weist zudem eine große Zahl romanischer Spolien auf, wodurch ein massiver und tief greifender Umbau zu dieser Zeit erschließbar wird. An der Südmauer befinden sich noch die Reste dreier Fenster in situ, die während des spätbarocken Umbaus an der Unterseite demoliert und oberhalb zugemauert wurden, um die Emporen gestalten zu können. Diese drei Fenster sind auch auf den bekannten Abbildungen aus dem 17. und frühen 18. Jahrhundert erkennbar. An der Nordmauer gibt es bezeichnenderweise keine äquivalenten Fenster in dieser Höhe. Die Gründe für diese Umgestaltungen sind nicht bekannt und könnten mit zeitgenössischen Modernisierungen (Erweiterungen, Belichtung, etc.) und/oder Schäden nach dem Stadtbrand von ca. 1436 in Zusammenhang stehen.<sup>18</sup>

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass die Ergebnisse der Grabungskampagnen in und um die Stadtpfarrkirche Hartberg einer eingehenden Bearbeitung hinsichtlich einer allgemeinen Baugeschichte bedürfen, die ihrerseits wiederum für die Besiedlungsgeschichte der Stadt wichtig ist. Dazu zählen allfällige prähistorische Befunde, die Ausdehnung der römischen Gebäude und des mittelalterlichen Friedhofes, das Verhältnis Kirche – Pfarrhof und Kirche – Hauptplatz.<sup>19</sup> Nach den bisherigen Erkenntnissen lässt sich die Baugeschichte folgendermaßen darstellen: Auf Teilen der Ruine des Herrenhauses einer römischen Villa Rustica wurde nach Adaptierung des Bauplatzes eine Kirche mit annähernd quadratischem Chor errichtet, deren zeitliche Einordnung nach wie vor sehr problematisch ist. Die bisherigen Datierungen erfolgten „aus siedlungstechnischen Gründen“ in die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts.<sup>20</sup> Hier wird eine Analyse des Mauerwerks, soweit dies anhand der Dokumentation noch feststellbar ist, vonnöten sein. Die offensichtlichen An- und Umbauten dieser Kirche müssen ebenfalls dahingehend interpretiert werden. Nach der weitgehenden Demolierung der Chorquadratkirche wurde unter Bezugnahme auf ihre Ausrichtung eine romanische Pfeilerbasilika mit drei Schiffen, einem Vierungsturm und einer Apsis mit Krypta errichtet, im Westen entstand vermutlich gleichzeitig der Stadtturm. Diese Bauphase ist mit Hilfe der Spolien und anderen Baudetails wohl in das 13. Jahrhundert zu datieren, auch der Bau des Karners und von zumindest Teilen des Pfarrhofes scheinen in diesem Zusammenhang zu stehen. In den 1460er Jahren wurde die Kirche radikal umgestaltet, indem die Apsis einer neuen Chorgestaltung (1467) wich, im ehemaligen Chorquadrat eine Gruft eingebaut wurde und das Langhaus selbst teilweise abgebrochen und mit dem vorhandenen Baumaterial neu aufgeführt wurde. Hier ist noch zu klären, ob man das Sternrippengewölbe gleichzeitig oder doch um 1500 eingezogen hat. Nach dem verheerenden Stadtbrand von 1715, bei dem auch die Stadtpfarrkirche Schaden erlitten hatte, wurde zunächst ein Neubau vorgeschlagen, der jedoch aus Kostengründen einer großzügigen Umgestaltung wich: die Seitenschiffe wurden demoliert und unter Einbeziehung des Stadtturmes (als neuen Kirchturm) neu errichtet, der Ostturm abgetragen und über den Seitenschiffen Emporen eingerichtet. Über den drei Schiffen setzte man ein einheitliches, ursprünglich flacheres Dach, das die Höhe des bestehenden spätgotischen Langhauses umschließt, weshalb man sie (und sicher auch aus Kostengründen!) bis zur Traufhöhe beließ.

---

17 Krenn, Oststeiermark, 156.

18 Fritz Posch, Hartberg II, 136.

19 Im Zuge der Errichtung des neuen Rathauses im Jahre 1898 wurde die vor der Kirche bestehende Häuserzeile demoliert.

20 Krenn, Oststeiermark, 156 und Posch, Hartberg I/1, 53.

# Notizen zur Geschichte der Freimaurerei in Graz

von Karl Albrecht Kubinzky

In der vierbändigen Geschichte der Stadt Graz (Hg. Walter Brunner, Graz 2003) fehlt das Stichwort Freimaurer. Auf die lokale Bedeutung von Freimaurern weisen zehn Grazer Straßennamen hin (Brockmann, Hanusch, Dobler, Hartenau, Kalchberg, Kauperz, Schäffersfeld, Schwitzen, Zeiller, Zinzendorf). 21 weitere Straßennamen zitieren Freimaurer überregionaler Bedeutung (Amundsen, Bahr, Brehm, Chrysler, Dunant, Fichte, Goethe, Haydn, Heine, Herder, Ginzky, Klopstock, Lessing, Liszt, Lorzing, Kasimir, Mozart, Pestalozzi, Rückert, Sonnenfels, Wieland, Ziehrer). Es muß aber auch darauf hingewiesen werden, dass die Bedeutung dieser Personen in ihrem Werk und nicht im Umstand begründet ist, daß sie Freimaurer waren. In Ergänzung zur abschließend zitierten Literatur finden sich hier einige neue Erkenntnisse und Interpretationen.

In Marburg erfolgte 1782 die Gründung der Loge „Zu den vereinigten Herzen“. Als Gründer zitiert Ludwig Abafi (recte Ludwig Aigner) im 4. Band seiner nicht fertig gestellten Freimaurergeschichte Österreich-Ungarns den Johann Wenzel Maria Graf Pötting, Mitglied einer rosenkreuzerisch orientierten Loge in Temesvar, und den Major Alexander Edlen von Enders, Bruder einer ebenfalls von maurerischen Zeitströmungen erfassten Loge in Prag. 1783 wurde die Marburger Loge nach Graz übertragen und anlässlich des Johannistages 1783 reaktiviert. In den wenigen Jahren ihres Bestandes hatte die Loge rund 100 Mitglieder. Darunter etliche Angehörige des steirischen Adels, so Karl Graf von Attems (1755-1807). Ein anderer Teil der Mitglieder gehörte zur gehobenen Bürgerschaft, so Franz Kaspar Dobler. Etliche Offiziere des damaligen Grazer Hausregiments Baden-Durlach waren ebenfalls Freimaurer. Zur Loge gehörten auch Geistliche, so der Zisterzienser Josef Scheiger. Der Loge ist ein gewisses Maß aufklärerischen Potentials zuzurechnen. Die herausragende Persönlichkeit war ihr mehrjähriger Meister vom Stuhl Sigmund Freiherr von Schwi(t)zen (1747-1834). Ein Fünftel der Freimaurerbrüder standen im öffentlichen Dienst, der Altersdurchschnitt lag bei 38 Jahren. In den erhaltenen Mitgliedslisten werden auch Bedienstete als Brüder gezählt. Für jene Zeit war dies ein Akt sozialer Toleranz. Der Tagungsort dieser Loge blieb bisher unbekannt. Alle bisher in der Literatur genannten Häuser scheiden aus verschiedenen Gründen aus. Spätestens 1793 beendet diese Loge ihre Aktivität im Vorfeld von Restriktionen durch Kaiser Franz II. Ob diesem offiziellen Teil ein inoffizieller Teil folgte, ist unbekannt. Sowohl in den französischen Armeen, die sich um 1800 in der Steiermark aufhielten, als auch im, 1801 in der Steiermark aufgelassenen, gegenrevolutionären französischen Corps Conde befanden sich Freimaurer.

Zu den in der folgenden Zeit in Graz exilierten ehemaligen Freimaurern gehörten Louis und Jerome Bonaparte. Die von Erzherzog Johann als Großmeister geleitete Wildensteiner Ritterschaft war zwar auf Grund ihrer teilweise sehr prominenten Mitglieder sicherlich nicht nur ein Geselligkeitsverein, wohl aber auch sicher keine Geheimloge. Im Umfeld dieser Organisation von Erzherzog Johann und seiner Joanneumsstiftung finden sich aber etliche ehemalige Freimaurer. Im Sinne der Kontinuität von Eliten und der liberalen Gesinnung des Erzherzogs, war dies kein Wunder. Vom Gründungskurator des Joanneums, Johann Rt. v. Kalchberg, ist beispielsweise ein längeres maurerisches Gedicht erhalten.

Drei Gebäude, die erst nach dem Verbot der Freimaurerei durch Kaiser Franz II. (1795) errichtet wurden, zeigen in Graz, daß ihren Eigentümern freimaurerische Symbolik bekannt war und sie diese auch verwendeten. Da es, in den dem Verbot folgenden Jahren höchst ungeschickt gewesen wäre, eine heimlich tagende Loge durch ihre Symbole schon an der Fassade zu kennzeichnen, ist es auszuschließen, dass sich dort heimlich Freimaurer organisiert trafen.

1826 wurde das monumentale Eckhaus Freiheitsplatz 4 – Hartiggasse 1 errichtet. Als Baumeister sind, die in der Priorität der Arbeit und deren Bedeutung nicht zu unterscheidenden, Georg Lindner und Georg Hauberrisser zu erwähnen (W. Resch: Die Kunstdenkmäler der Stadt Graz – Die Profanbauten des I Bezirks, Altstadt. Wien 1997). Im hier behandelten Zusammenhang erscheint auch der Bauherr Leonhard Schönhofer wichtig. Erst 1847 wurde das im Westen erweiterte Gebäude vom Stift St. Lambrecht erworben, und wird daher meist als Lambrechterhof bezeichnet. Seit 1939 gehört es dem Stift St. Paul. Das auffallende Frontispiz zeigt ein Stuckrelief, das über 160 Jahre falsch interpretiert wurde. So wie es auch im Andorfer-Nachlaß zu lesen ist, hätte hier der Baumeister Hauberrisser den Baumeister Wolf verspottet, der ihm seine berufliche Etablierung in Graz erschwerte. Abgesehen davon, dass die beruflichen Aktivitäten beider Baumeister zeitlich nicht in diesem Sinne interpretiert werden können, ist auf diese Weise auch nicht die Gesamtheit der gezeigten Symbole erklärbar. Warum der Bauherr einem so privaten Streit unter Baumeistern seine Fassadengestaltung opfern sollte, läßt sich so auch nicht erklären. Es handelt sich vielmehr um eine eindeutig freimaurerische Darstellung. Dieser Interpretation stimmte auch die Kunsttopographin Wiltraud Resch (s. Kunsttopographie: Graz Innere Stadt) zu. Das gezeigte Programm läßt sich unter dem Titel „Von der Bestialität zur Idealität“ zusammenfassen. Von links nach rechts dargestellt, verfolgen wilde Tiere einen unschuldigen Knaben. Jenseits des halbrunden Fensters weist ein Genius auf ein allsehendes Auge Gottes im Dreieck als ein Symbol für eine höhere Macht hin. Der geflügelte Genius, so auch in freimaurerischer Symbolik (Genius Borni) dargestellt, sitzt auf einem rauhen Stein, ein typisches Freimaurersymbol für die Unvollkommenheit der



*Frontispiz mit freimaurerischen Symbolen am „Lambrechterhof“, Freiheitsplatz 4*

Menschen. Rechts schließt eine Darstellung an, die sich in der Bildsprache des Freimaurers des 18. Jahrhunderts als Tempel der Weisheit versteht. Die pflanzlichen Symbole (rechts seitlich) entsprechen jenen der Akazie, wie sie als Überwindung des Todes auf alten einschlägigen freimaurerischen Darstellungen zu erkennen ist. Auch die beiden dorischen Säulen, die unter dem Giebelrelief die Fassade schmücken, können in einem Bezug auf die beiden Säulen des salomonischen Tempels (1. Könige, 7), als typisch freimaurerisches Symbol identifiziert werden.

Das Haus Paulustorgasse 1-3 schließt westseitig den Karmeliterplatzes ab und ist den Grazern als Gebäude mit der Durchfahrt auf den Schloßberg bekannt. Vorgängerbauten sind zwar bekannt und auch beispielsweise auf der Graphik „Graz gegen Westen“ (Andreas Trost, 1699) zu erkennen, hatten aber keine urbane Wertigkeit. Baumeister und Bauherr des spätklassizistischen Gebäudes (1830-1832) war Franz Xaver Aichinger. Aichinger ist u. a. auch der Baumeister des nun als Cafe Promenade bekannten ehemaligen statthalterlichen Wachgebäudes (nicht Torwache!). Da Aichinger hier für sich selbst plante, kann auf Grund des Hausschmuckes seine Zugehörigkeit zum Bund der Freimaurer angenommen werden. Nähere biographische Daten dazu sind leider unbekannt. Das Oberlichtgitter des Haustores zeigt die Initialen FXA (Franz Xaver Aichinger). Darüber befindet sich im halbrunden Bogen ein Portalrelief. Der hier gezeigte Symbolgehalt entspricht freimaurerischer Tradition. Zwei Putti arbeiten darauf als planende und praktizierende Maurer. Der Planer sitzt auf dem glatten Stein, der Bauende arbeitet am rauhen Stein, also im übertragenen Sinne an sich selbst. Kennzeichnend sind auch die hier abgebildeten Werkzeuge: Winkel, Zirkel, Hammer, Meisel. Im Stiegenhaus stehen auf Sockeln Portraittöpfe von Freimaurern. Friedrich von Matthison (1761-1831) war Mitglied der Magdeburger Loge „Zu den drei Kleeblättern“. Bekannt wurde er als lyrischer Dichter. Er verfasste u. a. den Text zu Beethovens „Adelaide“. Auch Wolfgang Amadeus Mozart war Freimaurer. Seine Werke wurden durch den Grazer Theaterdirektor Josef Bellomo früh und oft (1791-1797 70 mal) aufgeführt. Der Grazer Musikalienverleger Franz Deyerkauf war mit Mozart in gutem Kontakt und errichtet ihm zu Ehren im Garten seiner Villa in der heutigen Schubertstraße einen Pavillon, das älteste Denkmal (1792) des Meisters. Das Universalgenie Johann Wolfgang von Goethe gehörte der Weimarer Loge „Amalia“ an und verfaßte auch freimaurerische Texte. Maximilian Julius Leopold Herzog von Braunschweig-Lüneburg diente als Generalmajor in preußischen Diensten. Er hatte Kontakte zu den Leitpersonen der Aufklärung und war ebenfalls Freimaurer. Sein Reisebegleiter nach Italien war G. E. Lessing. Zu seinen für jene Zeit und seinen Rang ungewöhnliche Aktivitäten gehörten der Besuch von Armen und der Kontakt zu Juden. Als er 1785 bei der Rettung von Hochwasseropfern in Frankfurt/Oder ums Leben kam, erreichte er posthum unter dem Zitat „Fürstenblut für Bürger vergossen“ hohe Popularität. Weiters befinden sich im Stiegenhaus Paulustorgasse 3 noch zwei Puttiplastiken. Der erste ist eine nach einem Foto rekonstruierte Nachbildung (Naira Haidmayer) des Originals, das einen freimaurerischen Schurz und den typischen Zirkel trug. Der zweite Putto hat als Amor offensichtlich keinen erkennbaren freimaurerischen Bezug. Die hohe Durchfahrt des Hauses auf den Schloßberg wird von einem symbolhaltigen Schlußstein getragen. Dieser zeigt den Kopf eines Toten. Der freimaurerischen Ritualtradition entsprechend handelt es sich hier um Hiram, dem Erbauer des Salomonischen Tempels.

Auf dem Haus Rösselmühlgasse 20 (Dreihackengasse 34) befand sich bis zur Zerstörung durch Bomben ein Portalrelief, dessen Reste nun im Stadtmuseum Graz verwahrt werden. Dieses Relief zeigt eine ruhende Frauenfigur in antik-klassischer Kleidung. Sie ruht auf einem glatten Stein und hält Zirkel und Senkblei in den Händen. Sie blickt auf zwei Putti, die mit einschlägigem Werkzeug steinerne

Baustücke bearbeiten. Das zweigeschoßige Vorstadthaus wurde 1839 von Franz (?) Hauberrisser errichtet und von Georg Lindner 1854 erweitert (siehe Kunsttopographie der Stadt Graz, Lend und Gries, Wien 1984). Laut Hans Pircheggers Häuser- und Gassenbuch der Vorstädte am rechten Murufer gehörte das Haus von 1838 bis 1853 A. Greimel.

Als Abgeordnete des Kronlandes Steiermark 1848-49 an der Frankfurter Nationalversammlung (Paulskirche) teilnahmen, traten einige von ihnen dortigen Logen bei (dokumentiert bei Guido Pattai und Carl Freiherr von Scheuchenstuhl). Auch der Reichsverweser Erzherzog Johann besuchte eine Loge, allerdings nur als Ehrengast.

Den aus Moskau nun in Kopie rückgeführten Akten der Großloge von Wien ist zu entnehmen, dass 1870 drei Grazer an der Aktivität der aus rechtlichen Gründen in Ungarn (Neudörfel) dislozierten Wiener Loge „Humanitas“ teilnahmen. Von diesem Zeitpunkt an, ist auch vorläufig ohne Beweis davon auszugehen, dass Grazer als Freimaurer außerhalb der Stadt aktiv waren. So sind in der Mitgliedsliste der Ödenburger Loge „Zur Verbrüderung“ 1879 vier Grazer zu finden. Dies auch trotz der massiven anti-freimaurerischen Gesinnung in Graz. Diese stellte sich u. a. 1927 (Friedrich Hergeth, recte Paul Heigl, im Stockerverlag) und 1959 (Franz Frank im Wappenverlag) durch Veröffentlichungen dar. So ist auch am 10. 6. 1945 in der „Neuen steirischen Zeitung“ dokumentiert, dass im Keller des beschlagnahmten Hauses Leechgasse 24 der SD (Sicherheitsdienst der SS) einen Freimaurertempel als negatives Demonstrationsbeispiel errichtet hatte. In Richtung auf Disqualifikation von Personen, die sichtlich der Freimaurerei zugerechnet oder angedichtet wurden, zielte auch eine gefälschte Mitgliedsliste einer fiktiven Loge „Styria-Austria“ aus dem Jahr 1976. Es muss aber auch andererseits erwähnt werden, daß die Akademische Druck und Verlagsanstalt mit den Werken von Karl Frick freimaurerische Forschungsarbeit in Graz veröffentlichte. Auch der Verlag Styria veröffentlichte freimaurerische Sachbücher. Ebenso muß der Grazer Universitätshistoriker Dieter Binder mit seinen einschlägigen Publikationen in diesem Zusammenhang hier zitiert werden.

In den 20er Jahren des 20. Jh. gehörten laut Mitgliedsverzeichnis mehrere Grazer zur Wiener Loge „Zum eisernen Anker am rauhen Stein“. Diese Loge bestand nicht im Verband der Großloge von Wien, sondern gehörte zum traditionellen deutsch-protestantischen System der Großen Landesloge von Deutschland.

Aus vorliegenden Dokumentenkopien (Moskauer Akten) kann rekonstruiert werden, dass sich im Süden Österreichs (Graz?) in den 20er Jahren des 20. Jahrhunderts eine Loge des als liberal und irregulär eingestuften Systems des Freimaurerbundes zur aufgehenden Sonne (Nürnberg) befand. Um durch die Unterstützung der regulär qualifizierten Freimaurerei der Großloge von Wien einen Verbündeten im Bemühen um Anerkennung in Deutschland zu bekommen, wurde diese oben erwähnte Loge der Freimaurerei Österreichs angetragen. 1927 erhielt sie unter dem Namen „Wolfgang Amadeus Mozart“ ihre österreichische Regularität. Ein Teil ihrer ehemaligen Mitglieder waren mit diesem Absprachen nicht einverstanden. So gab es kurz auch eine zweite Loge in Graz mit dem Namen „Mozart“. Diese war dem irregulären System einer Reform-Großloge in Ungarn mit Sitz in Steinamanger unterstellt. Aber auch die reguläre Loge „Wolfgang Amadeus Mozart“ unter ihrem Stuhlmeister Heinrich Pfisterer nahm einen recht bescheidenen Verlauf. 1936 löste sie sich auf, ihre Mitglieder affiliierten in Wiener Logen. Nach 1945 gelang trotz einiger Bemühungen keine Wiedergründung dieser Loge. 1926 erwarb die Gemeinde Wien für ihr Historisches Museum um 1.800.- Schilling jenes Ölbild, das meist unter dem Titel „Innenansicht einer Wiener Loge“ zitiert wird, und auf Grund der detailreichen Darstellung aus den



*Freimaurertempel in der Steiner-Villa (Grabengürtel 82), 1964-1980*

80er Jahren des 18. Jh. vermutlich die häufigst abgebildete historisch einschlägige Darstellung ist. Das Bild gehörte zuvor der mit alten Freimaurerei eng verbundenen Familie der Reichsfreiherrn Tinti. Der Verkäufer Rudolf Freiherr Tinti lebte 1926 in Mariagrün (damals Gemeinde Fölling) und übersiedelte dann in die Grazer Schillerstraße.

Laut der Vereinsbehörde Steiermark gibt es gegenwärtig in Graz vier Logen. Die älteste mit dem Traditionsnamen „Zu den vereinigten Herzen“ wurde 1964 gegründet, ihr folgte 1970 „Die Brücke“, 1985 „Erzherzog Johann“ und 2002 die Loge „Symbolon“. Diese Logen sind über ihre Zugehörigkeit zur Großloge von Österreich (Wien) ein Teil der sich unter Anerkennung der Vereinigten Großlogen von England als regulär definierende ausschließlich männliche Freimaurerei. Seit 2002 besteht in Graz auch die Loge „Athena“ des Freimaurerordens „Le Droit Human“, eines Systems, dem Frauen und Männer angehören können, aber meist nur Frauen Mitglieder sind.

#### Literatur

Ludwig Abafi, Geschichte der Freimaurerei in Österreich-Ungarn, 5 Bd. Budapest 1890-1899.

Günter Kotek, Chronik der Freimaurerei in Österreich (Manuskript). Wien 2003.

Gustav Pollak (Hg.), Tempelweihe in Graz 1980. Graz 1980.

Michael Schwaiger, Waren alle Menschen Brüder? – Eine sozialhistorische Untersuchung über die Mitglieder der Freimaurerloge „Zu den vereinigten Herzen im Orient Graz“ in den Jahren 1785 und 1786. Diplomarbeit Graz 1993.

St. Johannis-Loge „Die Brücke“ (Hg.), Privatdruck anlässlich des 25. Jubiläums der Loge „die Brücke“. Graz 1995.

St. Johannis-Loge „Zu den vereinigten Herzen“ (Hg.), Die königliche Kunst – 40 Jahre am rauhen Stein. Graz 2004.

Archiv der Großloge von Österreich, Moskauer Akten, Wien

# Liste der Juden in Radkersburg im Mittelalter

von Hermann Kurahs

Radkersburg war seit den Gründungstagen Grenze in allen Bedeutungen des Wortes. Die Stadt nützte in friedlichen Zeiten Chancen für Handel und Gewerbe und war andererseits Festung und Sperre gegen Ungarn.<sup>1</sup> Vor dem Hintergrund dieses Spannungsfeldes entwickelte sich in Radkersburg eine jüdische Gemeinde, die schließlich zu den wichtigsten der Steiermark zählte. Ohne Zweifel hatte die zentrale Lage der Stadt die Niederlassung von Juden sehr begünstigt. Die Kreuzung wichtiger Verkehrswege spielte eine große Rolle.<sup>2</sup> Denn Radkersburg lag am Schnittpunkt mehrerer Straßen, die den Grazer Raum mit Ungarn und das Wiener Becken mit Oberitalien verbanden. Hier wurde seit Jahrhunderten die Mur überschritten. Hier traf sich die alte „Ungarnstraße“, die im unteren Murtal von „Mautschwarza“ nach Steinabrück/Köhida/Gerderovci lief, mit dem aus Pettau/Ptuj an die Mur ziehenden Handelsweg, auf dem über Hartberg und den Hochwechsel Waren aus Italien in den Wiener Raum gelangten. Von Radkersburg führte eine Straße über Luttenberg/Ljutomer nach Ungarn, wo nahe an der Grenze ein Zoll eingehoben wurde. Größere Bedeutung noch erlangte der Wasserweg auf der Mur.<sup>3</sup> Obwohl es mangels an Belegen nicht beweisbar ist, dürfte der Ort bald nach seiner Erweiterung zur Stadt als zentraler Umschlagplatz für den Warenhandel Juden in seinen Mauern beherbergt haben.<sup>4</sup>

Woher die ersten Radkersburger Juden kamen, liegt mangels an Quellen im Ungewissen. Der erste urkundliche Nachweis über die Ansässigkeit von Juden in Radkersburg datiert aus dem Jahr 1338. Am 8. November 1338 verglichen sich Selda, ihr Mann Isak und deren Sohn Jakob mit den übrigen Juden der Stadt „umb die steir und umb die erung“, die sie den Herren und Bürgern von Radkersburg übergeben hatten. Die Bedeutung dieser Urkunde hat Martha Keil besonders hervorgehoben. Die Steuern waren von Seldas Familie vorgestreckt worden, die ausständigen Beträge wurden ihr nun von den Radkersburger Juden refundiert. Seldas Familie erklärte sich außerdem bereit, alle noch bestehenden Ansprüche durch Juden oder Christen zu übernehmen. Auch im Falle von Forderungen der Landesfürsten, des Herrn von Walsee und der Grazer Juden verpflichteten sich Selda, Isak und Jakob, die Radkersburger Juden zu vertreten. Sollten aber die Herzöge von den steirischen Juden eine allgemeine Judensteuer einfordern, wären Selda und ihre Familie an keine Leistung gebunden. Wenn auch Selda expressis verbis nicht als Steuereinnahmerin in der Urkunde aus 1338 genannt wird, geht eindeutig hervor, dass sie die ausständigen Beträge mit den Radkersburger Juden ausgehandelt hatte, wobei die innerjüdische Aufbringung der von diesen drei Personen im Voraus bezahlten Summe Selda überlassen wurde. Sie ist als Steuereinnahmerin somit die einzige nachgewiesene Trägerin eines jüdischen

1 Vgl. Günter Cerwinka, Radkersburg. In: Menschen & Märkte & Münzen (= Katalog der Steirischen Landesausstellung 1989). Judenburg 1989, 383f.

2 Vgl. Markus J. Wenninger - Klaus Lohrmann, Juden als Händler und Geldgeber im Mittelalter. In: Menschen & Märkte & Münzen (= Katalog der Steirischen Landesausstellung 1989). Judenburg 1989, 245 und Shlomo Spitzer, Bne Chet. Die österreichischen Juden im Mittelalter. Eine Sozial- und Kulturgeschichte. Wien, Köln, Weimar 1997, 102.

3 Vgl. Othmar Pickl, Handel und Verkehr in der Steiermark zur Zeit der Traungauer. In: Das Werden der Steiermark. Die Zeit der Traungauer. Festschrift zur 800. Wiederkehr der Erhebung zum Herzogtum (= VStLA 10). Graz, Wien, Köln 1980, 334f.

4 Das erkannte schon C. Hofrichter, Die Privilegien der Kaiserl. Königl. Landesfürstlichen Stadt Radkersburg in Untersteyer, nebst einer kurzgefaßten Geschichte und Beschreibung dieser Stadt, ihrer Merkwürdigkeiten und Umgebungen. Radkersburg 1842, 77.

Gemeindeamtes im mittelalterlichen Österreich.<sup>5</sup> Die in der Urkunde aus 1338 mit „erung“ bezeichnete Sonderabgabe an die Bürgerschaft kann nicht exakt beschrieben werden. Allenfalls entrichteten die Radkersburger Juden wie die Marburger Juden den städtischen Amtsinhabern und Angestellten einen jährlichen Betrag.<sup>6</sup> Dass „dem von Walsee“ eine Besteuerung verbrieft wurde, ist ebenfalls nicht zu klären. Zwar wiesen die Herzöge Albrecht II. und Otto dem steirischen Landeshauptmann Ulrich II. von Walsee zu Graz am 12. Juli 1331 500 Mark Silber auf die nächste Judensteuer an,<sup>7</sup> zwischen dieser Verpfändung und der Urkunde aus 1338 gibt es aber keinen Zusammenhang. Andererseits standen die Juden in Radkersburg in einer gewissen Abhängigkeit zur Grazer Gemeinde. Vielleicht waren sie dem rabbinischen Gericht in Graz zugeordnet, woraus eine Abgabe erwachsen war.<sup>8</sup>

Die Radkersburger Gemeinde war mit zumindest zwei Bereichen jüdischer Öffentlichkeit, der Synagoge und dem Judenviertel ausgestattet. Heute weisen nur noch wenige Spuren darauf hin. Die zentrale Einrichtung gesellschaftlich-kultureller Art war die Synagoge.<sup>9</sup> Am 15. Jänner 14(30)31 ließ sich Gregor Schurff von Schaul und Mosche „alhie zu Rackespurg in der Sinagog“ einen Berufbrief ausstellen, der ihm bestätigte, dass sich nach Ausrufung und Verstreichung einer Frist von 30 Tagen kein Gläubiger gemeldet hätte.<sup>10</sup> Wenngleich sich eine Synagoge erst ab diesem Zeitpunkt nachweisen lässt,<sup>11</sup> können wir ihren Bestand jedoch wesentlich früher annehmen. Als Synagogenplatz bietet sich

- 
- 5 HHStA, AUR 1338 XI 8. – Eveline Brugger und Birgit Wiedl, Regesten zur Geschichte der Juden in Österreich im Mittelalter. Bd. 1: Von den Anfängen bis 1338. Innsbruck, Wien, Bozen 2005, Nr. 446. – Vgl. Martha Keil, Geschäftserfolg und Schulden. Jüdische Frauen in österreichischen Städten des Spätmittelalters. In: Frauen in der Stadt, hg. von Günther Hödl, Fritz Mayrhofer und Ferdinand Opll. Linz 2003, 61f. – Vgl. Dies., Namhaft im Geschäft – unsichtbar in der Synagoge: Die jüdische Frau im spätmittelalterlichen Aschkenas. In: Christoph Cluse (Hg.), Europas Juden im Mittelalter. Beiträge des internationalen Symposiums in Speyer vom 20.-25. Oktober 2002. Trier 2004, 347. – Vgl. Dies., „Und sie gibt Nahrung ihrem Haus“. Jüdische Geschäftsfrauen im spätmittelalterlichen Aschkenas. In: David. Jüdische Kulturzeitschrift 66/2005, 55. Der vollständige Urkundentext findet sich in Evelyne Brugger, Adel und Juden im mittelalterlichen Niederösterreich. Die Beziehungen niederösterreichischer Adelsfamilien zur jüdischen Führungsschicht von den Anfängen bis zur Pulkauer Verfolgung 1338. St. Pölten 2004, Nr. 22.
- 6 Vgl. in Bezug auf Marburg/Maribor Markus J. Wenninger, Ortschaftsartikel Mährisch-Budwitz/Zwolle. In: Arye Maimon s. A., Mordechai Breuer und Yacov Guggenheim (Hgg.), Germania Judaica, Band III, 1350-1519, 2. Teilband. Tübingen 1995, 634.
- 7 Vgl. zur Judensteuer aus 1331 Klaus Lohrmann, Judenrecht und Judenpolitik im mittelalterlichen Österreich. Wien. Köln 1990, 202. – Nach Brugger, Adel und Juden, wie Anm. 5, dürfte es sich bei dem Herrn von Walsee um Ulrich II. von Walsee-Graz handeln.
- 8 Den Hinweis auf das rabbinische Gericht verdanke ich Herrn ao. Univ.-Prof. Dr. Markus J. Wenninger. Dafür sei nochmals sehr gedankt.
- 9 Spitzer, wie Anm. 2, 117. – Vgl. Martha Keil, Gemeinde und Kultur – Die mittelalterlichen Grundlagen jüdischen Lebens in Österreich. In: Eveline Brugger, Martha Keil, Albert Lichtblau u. a., Geschichte der Juden in Österreich (= Herwig Wolfram (Hg.), Österreichische Geschichte, Bd. 15). Wien 2006, 17, 87f. – Vgl. Dies., Orte der jüdischen Öffentlichkeit: Judenviertel, Synagoge, Friedhof. In: Eveline Brugger und Birgit Wiedl (Hg.), Ein Thema – zwei Perspektiven. Juden und Christen in Mittelalter und Frühneuzeit. Innsbruck, Wien, Bozen 2007, 173ff.
- 10 StLA, AUR Urk. Nr. 5225 k 1431 I 15. – Das Datum der Urkunde Nr. 5225 k lässt sich nicht exakt bestimmen. Die ursprünglich angeführte Jahreszahl 1429 wurde durch 1431 ersetzt. Laut Schurff'schen Berufbriefes aus dem Tiroler Landesarchiv (HS Nr. 246, Schurff'sches Kopialbuch 1328-1476, fol. 22<sup>v</sup>) datiert die Urkunde vom Montag, dem 15. Jänner 5190 jüdischer Weltära, nach christlicher Zeitrechnung 1430. Der 15. Jänner 1430 war aber, worauf mich Markus J. Wenninger freundlicherweise aufmerksam machte, ein Sonntag. Erst 1431 fiel der 15. Jänner auf einen Montag. Da sich Gregors Vater Michel Schurff aber im Februar 1431 in Wiener Neustadt einen Berufbrief ausstellen ließ (Keil, Gemeinde und Kultur, wie Anm. 9, 60), geschah das Berufen von Brief und Siegel in Radkersburg höchstwahrscheinlich ebenfalls 1431.
- 11 Nach Artur Rosenberg (Beiträge zur Geschichte der Juden in der Steiermark. Wien, Leipzig 1914, 14), der keine Quelle angibt, hätte Friedrich Lamberger das Berufen 1446 auch in der Synagoge zu Radkersburg vornehmen lassen. Wilhelm Wadl (Geschichte der Juden in Kärnten im Mittelalter. Mit einem Ausblick bis zum Jahre 1867. Klagenfurt <sup>2</sup>1992, 138) schreibt unter Bezugnahme auf Valvasor, dass Lambacher ein Berufbrief von den Synagogen in Marburg, Judenburg, Radkersburg, Laibach und St. Veit ausgestellt worden wäre. Zwingend lässt sich ein solcher Sachverhalt aus Johann Weichard Freiherrn von Valvasors Buch (Die Ehre des Herzogtums Krain, IV. Band. Laibach-Nürnberg 1689, Nachdruck Rudolfswerth 1877-79, 309f) nicht behaupten, da Valvasor nur das Berufen in Marburg beschreibt, wobei der Berufbrief u. a. auch von „Ismael, deß Isaacs Sohn von Radkcherspurg“ gesiegelt wurde. Offensichtlich wohnte Ismael zu diesem Zeitpunkt in Marburg/Maribor. Auf Grund der Schurff'schen Berufbriefe ist aber anzunehmen, dass das Lambersche Berufen in allen steirischen Synagogen erfolgte, Belege dafür gibt es aber nicht.

im Altstadtbereich nur der heutige Frauenplatz an, da aus der Synagoge nach 1496 mit hoher Wahrscheinlichkeit eine Frauenkapelle entstand, die in einer Liegenschaftsveräußerung am 6. November 1504 erstmals erwähnt wurde. Denn auch in Nürnberg, Bamberg, Würzburg und 13 weiteren Städten im deutschsprachigen Raum und mit einiger Wahrscheinlichkeit auch in Graz wurden die Synagogen im Anschluss an Judenverfolgungen in Marienkirchen umgestaltet.<sup>12</sup>

Die Synagoge lag im Zentrum des Judenviertels, das am heutigen Frauenplatz und den dort verlaufenden kleinen Gassen zu lokalisieren ist. Nach Markus J. Wenninger entsprach das Radkersburger Judenviertel einem im Spätmittelalter aufgekommenen neuen Typus von Judenviertel, nämlich einer Anlage von Häusern, die er als „geschlossenes“ Schema bezeichnet. Dabei zeigte sich eine Tendenz zur räumlichen Geschlossenheit, denn wie die meisten Gruppen der mittelalterlichen Stadtbewohner mit eigenem Gruppenbewusstsein waren auch die Juden bestrebt, in geringer Entfernung voneinander zu leben. Der Platz um ein eigenes Zentrum, die Synagoge, sollte möglichst nahe dem Wirtschafts- und Verkehrsleben der Stadt sein.<sup>13</sup> In Radkersburg lag das Judenviertel mitten in der Stadt in prominenter Lage unmittelbar hinter dem Rathaus<sup>14</sup> und war vom Hauptplatz vielleicht zwei Minuten entfernt. Das Viertel war nach allen Richtungen hin offen, so dass von einem Ghetto nicht gesprochen werden kann. Bei der Frage, welche Parzellen bzw. Häuser am heutigen Frauenplatz dem mittelalterlichen Judenviertel zuzurechnen sind, bestehen kleine Auffassungsunterschiede. Ich konnte im Grundbuch „Neue Reihe“, das aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts stammt, eine parallel zwischen Hauptplatz und Murgasse verlaufende Gasse als „Frauengaßl“ nachweisen. Die Gasse, die es heute nicht mehr gibt, umfasste jene drei Parzellen, auf denen heute die Häuser Frauenplatz 4, 6 und 8 stehen und führte von diesen Häusern zum ehemaligen Kapuzinerplatz. Einen sicheren Beleg für die Existenz der Gasse liefern uns mehrere von Martin Stier um 1657 gezeichnete Festungspläne, aus denen ersichtlich ist, dass sie im 17. Jahrhundert noch vorhanden war. Die Gasse wurde auch in einem vom 12. Juni 1662 aus der Hand Michael Possäners stammenden Bauplan der Festung Radkersburg vermerkt. Die Frauengasse war wohl nur einzeilig verbaut, und zwar neben den schon erwähnten drei Häusern noch auf drei Parzellen der hinteren Seite der heutigen Murgassenhäuser 21, 23 und 25. Dieser östliche Teil der Frauengasse dürfte infolge der großen Stadtbrände von 1690 bis 1750 versunken sein.<sup>15</sup>

Wenngleich dadurch zwar zunächst nur gesagt ist, dass der Name Frauengasse von der zur Marienkirche gewordenen Synagoge auf einen Teil des ehemaligen Judenviertels übertragen wurde, könnte der Nachweis einer heute nicht mehr vorhandenen Frauengasse in Radkersburg einen Beitrag zur Identifikation der mittelalterlichen Judengasse im gegenwärtigen Stadtbild liefern, denn es steht außer Zweifel, dass auch die Grazer Frauengasse im dortigen Judenviertel einmal von Juden bewohnt wurde. Die Frauengasse endete bei einem Frauentor in der mittelalterlichen Stadtmauer. Denn 1549 führte der Radkersburger Schmiedemeister Thoman Schmidt anlässlich des Baues der neuen Renaissance-Stadtmauer

---

12 StLA, AUR Urk. 1504 XI 6. – Vgl. Hermann Kurahs, Zur Geschichte der Juden in Radkersburg. In: Gerald Lamprecht (Hg.), Jüdisches Leben in der Steiermark. Marginalisierung – Auslöschung – Annäherung. Innsbruck, Wien, München, Bozen 2004, 60.

13 Vgl. Markus J. Wenninger, Von der Integration zur Segregation. Die Entwicklung deutscher Judenviertel im Mittelalter. In: Eveline Brugger/Birgit Wiedl (Hgg.), Ein Thema – zwei Perspektiven. Juden und Christen in Mittelalter und Frühneuzeit. Innsbruck, Wien, Bozen 2007, 202f.

14 Ich konnte das heutige Haus Hauptplatz 14 zweifelsfrei als mittelalterliches Rathaus nachweisen (vgl. Hermann Kurahs, Herrenhof, Kirche und Rathaus. Ein Beitrag zur mittelalterlichen Topographie der Stadt Radkersburg. In: ZHVSt 97/2006, 62ff).

15 Vgl. Hermann Kurahs, Geschichte der Radkersburger Juden. 2. Teil. In: 27. Jahresbericht des Bundes-Oberstufenrealgymnasiums Bad Radkersburg mit Gewerbe-BORG 1995/96. Bad Radkersburg 1996, 8ff.

Eisenarbeiten für eine beräderte Trage zum Transport von Steinen durch, die „vor unnsern Frauen thorn“ lagen, und verrechnete für sechs Ringe und zwei Zapfen 24 Pfennige.<sup>16</sup> Man wird nicht fehlgehen, in diesem Frauentor das mittelalterliche „Judentür!“ anzunehmen. Auf Grund des sicheren Nachweises eines Frauentores aus 1549 nehme ich an, dass sich die Bezeichnungen „Frauentor“ und „Frauengasse“ bald nach der Vertreibung der Juden durchgesetzt haben dürften.

Markus J. Wenninger geht von einer Parzellenanalyse des heutigen Frauenplatzes aus. Da die dort befindlichen Parzellen hinsichtlich ihrer Größe, Art und Lage signifikant von den übrigen Parzellen der Stadt abweichen und so klein sind, dass sie nur das darauf stehende Haus umfassen, nimmt Wenninger das Judenviertel „in dem vom Hauptplatz durch das Frauentor und über den Frauenplatz zur Murgasse führenden Gassenzug, inklusive seiner im Frauenplatz erhaltenen Erweiterung“ an und meint, dass diese Parzellenunterschiede bereits bei der Anlage der Stadt geplant worden wären und sich bis zum heutigen Tag erhalten hätten, zumal die Parzelleneinteilung innerhalb der Stadtmauern seit dem ausgehenden 13. Jahrhundert keine wesentliche Änderung erfahren habe. Im Detail zählt Wenninger neben den Häusern Frauenplatz 4, 6, 8 die alte Rathausgasse, heute Frauenplatz 1, 3 und 5, zum Judenviertel und nimmt an, dass der südliche Parzelleinteil der Häuser Hauptplatz 12 und Hauptplatz 14 im Mittelalter eigene Parzellen gebildet haben könnten, die später erst in die größeren Hauptplatzparzellen integriert wurden, da diese beiden Parzelleinteile gleich groß wie die Parzellen Frauenplatz 3 und 5 sind. Außerdem hält er es für möglich, dass zwei bis drei Hausparzellen anlässlich des Ausbaues der Frauenkirche für die Kirche selbst oder für den Platz gebraucht und deshalb umgewidmet wurden. Das im Grundbuch aufscheinende Frauengassel hält Wenninger auf Grund des Fluchtgrabenverlaufes jedoch für einen in seiner ganzen Länge unbebauten Weg und meint, dass das auch im Mittelalter so war.<sup>17</sup>

Wenngleich sich die hintere kleine Parzelle von Hauptplatz 14 im Jahre 1612 zweifelsfrei als Wathütte (= Kleiderkrämerhütte) belegen lässt,<sup>18</sup> stimme ich mit Wenninger überein, dass eine endgültige Klarheit, welche Parzellen einmal zum Judenviertel gehört haben, wohl nur über eine archäologische Prospektion zu erreichen sein wird.

Ein Friedhof lässt sich in Radkersburg nicht nachweisen. Jüdische Friedhöfe lagen zumeist außerhalb der Stadtmauern.<sup>19</sup> Die *Germania Judaica* II schließt aus dem Besteuerungsrecht der Grazer Juden auf eine Bestattung der Radkersburger Gemeindeglieder auf dem Grazer Friedhof.<sup>20</sup> Das halte ich angesichts der Verbundenheit der Juden mit ihrem Wohn- und Sterbeort<sup>21</sup> bei einer Entfernung von über 70 km zwischen Graz und Radkersburg für unwahrscheinlich. Das Judentor könnte zu einem Friedhof, mit Sicherheit zu jüdischen Gärten im Vorfeld der Stadtmauer geführt haben. Allerdings ist zu bedenken, dass dann der Friedhof, wenn auch etwas höher gelegen als der heutige Stadtgraben, an einer vom Hochwasser gefährdeten Stelle gelegen wäre. Am 6. November 1504 erwarb der Radkersburger Bürger Hanns Fuchs von der Stadtgemeinde einen Grund, der am Hauptplatz zwischen dem Haus des Philipp Peckhen „und unser lieben Frawen Capellen freithoff“ lag und hinten an den Fluchtgraben, vorne jedoch

16 StLA, Laa. A. Antiquum XIV, Sch. 859, H. 1543-1550: Rechnung von Thoman Schmidt aus 1549.

17 Vgl. Markus J. Wenninger, Zur Topographie der Judenviertel in den mittelalterlichen deutschen Städten anhand österreichischer Beispiele. In: Fritz Mayrhofer und Ferdinand Opl (Hgg.), *Juden in der Stadt. Linz/Donau* 1999, 92ff.

18 Kurahs, wie Anm. 14, 62.

19 Keil, *Gemeinde und Kultur*, wie Anm. 9, 93. – Dies., ... jüdische Öffentlichkeit, wie Anm. 9, 179.

20 Vgl. Zvi Avneri (Hg.), *Germania Judaica*. Band II. Von 1238 bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts. 2. Halbband. Tübingen 1968, 672.

21 Keil, *Gemeinde und Kultur*, wie Anm. 9, 92f.

an den Hauptplatz grenzte.<sup>22</sup> Dass es sich bei diesem „Frawen Capellen freithoff“ um den jüdischen Friedhof handelte, kann nicht bewiesen werden, ist aber denkbar, obwohl Friedhöfe im Regelfall außerhalb des Wohnbereiches lagen. In Prag und Ulm reichten sich Friedhöfe aber an die Synagoge. Ob das auch in Radkersburg so war, muss offen bleiben. Wenn es zutraf, wurde auch der Friedhof wie die Gasse und das Tor umbenannt und verfiel wie die Kapelle durch Reformation und Stadtbrände. Wahrscheinlicher ist wohl, dass der Stifter der Frauenkapelle die Anlage eines neuen Friedhofs in der Stadt durchgesetzt haben dürfte. Grabplatten an der Frauenkirchenmauer, die aus dem 17. und 18. Jahrhundert stammen, bekunden bloß, dass der Friedhof im Zuge des Kirchenneubaues im 17. Jahrhundert reaktiviert wurde.<sup>23</sup>

Der Ausweisungsbefehl Kaiser Maximilians I. vom 18. März 1496<sup>24</sup> traf auch die Radkersburger Juden, die ihre Häuser verkaufen mussten. Als letzter veräußerte Schaul am 18. November 1499 seine Liegenschaft an Hanns Fuchs, der zum großen Gewinner der Vertreibung wurde, da er drei Häuser aus jüdischem Besitz an sich bringen konnte.<sup>25</sup>

Ich habe nach dem Vorbild Martha Keils und Shlomo Spitzers eine Liste der im Mittelalter nachweisbaren Personen erstellt.<sup>26</sup> Demnach sind von 1338 bis 1499 namentlich sieben Frauen und 49 Männer in und aus Radkersburg bezeugt. Pessachs Witwe ist nur nach ihrem verstorbenen Mann benannt.<sup>27</sup>

Außerdem werden die Ehefrauen von Jeclein,<sup>28</sup> Judel,<sup>29</sup> Judmann,<sup>30</sup> Isak,<sup>31</sup> Mordechai,<sup>32</sup> Handel,<sup>33</sup> Gerschon,<sup>34</sup> Jakob Nahûm,<sup>35</sup> und Wölfel in Marburg/Maribor<sup>36</sup> ohne Namen nach ihren Männern in den Urkunden genannt. Sie sollten im Falle des Todes ihrer Ehemänner das Geldgeschäft übernehmen.

---

22 AUR wie Anm. 10.

23 Kurahs, wie Anm. 15, 13.

24 Zur Ausweisung vgl. Ingeborg Wiesflecker-Friedhuber, Beiträge zur Geschichte der Vertreibung der Juden aus der Steiermark unter Maximilian I. In: Herwig Ebner, Horst Haselsteiner und Ingeborg Wiesflecker-Friedhuber (Hgg.), Geschichtsforschung in Graz. Festschrift zum 125-Jahr-Jubiläum des Instituts für Geschichte der Karl-Franzens-Universität Graz. Graz 1990, 169-179. – Vgl. dies., Die Austreibung der Juden aus der Steiermark unter Maximilian I. In: Rudolf Kropf, Juden im Grenzraum. Geschichte, Kultur und Lebenswelt der Juden im burgenländisch-westungarischen Raum und in den angrenzenden Regionen vom Mittelalter bis zur Gegenwart (= Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland 92). Eisenstadt 1993, 47-64. – Vgl. Elisabeth Schöggel-Ernst, Die Vertreibung der Juden aus Steiermark, Kärnten und Krain am Ende des Mittelalters. Quellen und Geschichte. In: Časopis za Zgodovino in Narodopisje. Letnik 71/2000, 299-314. – Vgl. Stephan Laux, Dem König eine „ergetzlichkeit“. Die Vertreibung der Juden aus der Steiermark (1496/1497). In: Gerald Lamprecht (Hg.), Jüdisches Leben in der Steiermark. Marginalisierung – Auslöschung – Annäherung. Innsbruck, Wien, München, Bozen 2004, 33-57.

25 Kurahs, wie Anm. 15, 34f.

26 Martha Keil, Der Liber Judeorum von Wiener Neustadt 1453-1500. Edition. In: Martha Keil, Klaus Lohrmann (Hgg.), Studien zur Geschichte der Juden in Österreich. Handbuch zur Geschichte der Juden in Österreich. Reihe B, Band 2. Wien-Köln-Weimar 1994, 88ff. – Shlomo J. Spitzer, The Jews in Austria in the Middle Ages till the Reformation (1520) Volume two: lists of persons and places. Ramat-Gan 1974/5734.

27 Quellensammlung ao. Univ. Prof. Dr. Markus J. Wenninger, Klagenfurt. – Vgl. David Herzog, Neuere Arbeiten zur Geschichte der Juden in der Steiermark. Sonderdruck aus den B'nei B'rith Mitteilungen für Österreich, Jg. XXXVI, Heft 5/6. Wien 1936, 4.

28 HHStA, AUR 1347 V 14, 1349 IV 6, 1349 V 18.

29 HHStA, AUR 1377 V 13, 1386 VI 17. – StLA, AUR Urkunde Nr. 3276a 1377 V 13, Nr. 3513c 1385 I 30 und Nr. 3562 1386 V 2.

30 HHStA, AUR 1405 X 27. – StLA, AUR Urkunde Nr. 4285 1406 X 21 und Nr. 4374 a 1409 IV 22.

31 StLA, AUR Urkunde Nr. 5522 1437 I 14.

32 StLA, AUR Urkunde Nr. 5546 1437 V 13.

33 StASTL, Urkunde Nr. I/958 1444 XII 7 und Nr. I/980 1447 VIII 16.

34 StASTL, Urkunde Nr. I/979 1447 VIII 16(?).

35 StLA, Urkunde Nr. 9006, 1492 X 19. – David Herzog, Urkunden und Regesten zur Geschichte der Juden in der Steiermark (1475-1585). Quellen und Forschungen zur Geschichte der Juden in der Steiermark. 1. Band. Graz 1934, Nr. 144.

36 StLA, AUR Urkunde Nr. 5388 c 1433 VI 12.

Liste der von 1338 bis 1499 namentlich genannten Personen

*Frauen*

Nr.	Name	von	Nennung	Quelle	Verwandtschafts- verhältnisse
1	Aramin	Radkersburg	1421 XII 13	StLA, AUR 4855	
2	Hadass	Radkersburg	1474 IV 27	K LJ, Nr. 63, S. 65	Tochter von Isak (Nr. 13), Ehefrau von Aram (Nr. 4), Schwiegertochter von N. Mosche (Nr. 35)
			1474 IV 27	K LJ, Nr. 64, S. 66	
			1474 IV 27	K LJ, Nr. 66, S. 66	
3	Lea	Radkersburg in Voitsberg	1496 XI 28	StLA, AUR 9541/H UuR, S. 13	Tochter von Mordechai (Nr. 31), Ehefrau von Abraham (Nr. 2), Schwiegermutter (?) von Mortha (Nr. 33), Schwester von Schlemml (Nr. 44)
			1499 V 29	StLA, AUR 9900/H UuR, S. 13 f	
			1499 V 31	StLA, AUR 9901/H UuR, S. 14	
4	Maeltl		1496 XI 28	StLA, AUR 9541/H UuR, S. 13	Ehefrau von Lazarus in Graz <sup>1</sup>
			1497 XII 22	StLA, AUR 9664/H UuR, Nr. 170	
			1499 V 31	StLA, AUR 9901/H UuR, S. 14	
5	Mammicz	Radkersburg	1386 V 2	StLA, AUR 3562	Schwägerin von Judel (Nr. 24)
6	Selda	Radkersburg	1338 XI 8	HHStA, AUR/ B Nr. 22/ B W Nr. 446	Ehefrau von Isak (Nr. 15), Mutter von Jeclein (Nr. 21)
7	Süsslein	Radkersburg	1496 XI 28	StLA, AUR 9541/H UuR, S. 13	Ehefrau von Schlemml (Nr. 44)

## Männer

Nr.	Name	von	Nennung	Quelle	Verwandtschafts- verhältnisse
1	Abraham	Radkersburg	1386 V 2	StLA, AUR 3562	Schwiegervater von Judel (Nr. 24)
2	Abraham	Radkersburg in Graz	1468 VI 21	H JP, S. 110	Schwiegersohn von Mordechai (Nr. 31), Schwager von Schalom (Nr. 40), Ehemann von Lea (Nr. 3)
			1469 IV 25	H JP, S. 110	
			1473 V 30	StLA, AUR 7474	
			1489 I 21	StLA, AUR 8414/H UuR, Nr. 105	
			1489 XI 16	StLA, AUR 8511/H UuR, Nr. 117	
			1496 V 15	Wenninger	
			1496 XI 28	StLA, AUR 9541/H UuR, S. 13	
			1499 V 29	StLA, AUR 9900/H UuR, S. 13 f	
			1499 V 31	StLA, AUR 9901/H UuR, S. 14	
3	Aram	Radkersburg	1448 IX 2	StLA, AUR 6141	Vater von Meister Mosche (Nr. 35)
4	Aram	Radkersburg	1474 IV 27	K LJ, Nr. 64, S. 66	Sohn von M. Mosche (Nr. 35), Ehemann von Hadass (Nr. 2),
			1474 IV 27	K LJ, Nr. 66, S. 66	
			1478 I 16	Ch U, Nr. 127	
5	Aron	Radkersburg	1437 V 13	StLA, AUR 5546	Vater von Jacob (Nr. 17)
			1438 III 23	StLA, AUR 5583 c	
6	Aron	Radkersburg	1464 V 21	StLA, AUR 7026	Sohn von Mosche (Nr. 34)
			1468 IX 9	StLA, AUR 7261	
7	David	Radkersburg in Wien	1390 VI 24	GS Nr. 379, S. 125 f	Sohn von Mayrlein (Nr. 30)
			1391 V 4	GS Nr. 469, S. 153	
			1395 I 17	StLA, AUR 3835	
8	David	Radkersburg	1475 II 28	StLA, AUR 7538	Schwiegervater des Lazarus von Graz <sup>1</sup>
			1487 XI 2	StLA, AUR 8238/H UuR, Nr. 91	
			1487 XI 29	StLA, AUR 8246/H UuR, Nr. 92	
			1488 III 7	StLA, AUR 8293/H UuR, Nr. 98	
9	Elias	Marburg in Radkersburg	1497 XII 22	StLA, AUR 9664/H UuR, Nr. 170	Sohn des Gedel von Marburg <sup>2</sup>

Nr.	Name	von	Nennung	Quelle	Verwandtschafts- verhältnisse
10	Gerschon	Graz in Radkersburg und wieder in Graz	1441 X 5	StLA, AUR 5746	Schwiegersohn von Mandlein (Nr. 27), Großvater der Sälde von Graz <sup>3</sup> , Schwiegervater des Joseph von Graz <sup>4</sup>
			1443 VI 27	StAStL Urk. I/937 a	
			1443 VII 11	StAStL Urk. I/939	
			1444 II 6	StAStL Urk. I/951	
			1444 II 19	StLA, AUR 5902	
			1444 X 10	StAStL Urk. I/958 a	
			1447 VIII 16(?)	StAStL Urk. I/979	
			1456 VI 3	HHStA, AUR	
			1459 XI 7	StLA, AUR 6769	
			1460 X 10	H JP, S. 114	
			1462 V 31	HHStA, AUR	
			1462 XI 3	StLA, AUR 6929	
			1465 III 21	StLA, AUR 7062 a	
			1465 III 24	HHStA, AUR	
			1466 VIII 26	Ch RF Nr. 4622	
			1466 XII 10	HHStA, AUR	
			1470 V 16	HHStA, N B K. 30-33	
			1476 V 21	HHStA, AUR	
			1477 VIII 6	HHStA, HS bl 528	
			1477 IX 5	H JP, S. 114	
			1478 III	Ch MH I/2 Nr. 699	
			1478 IV 2	Ch MH I/2 Nr. 756	
			1479 VI 3	StAStL Urk. II/240	
1479 XI 22	StAStL Urk. II/247				
1482 V 13	H JP, S. 113				
1482 V 20	H JP, S. 112				
1483 V 12	StLA, AUR 7952/H UuR, Nr. 83				
11	Handel	Radkersburg in Graz	1437 V 2	StLA, AUR 5542	Sohn von Manes (Nr. 28), Vater von Josepp (Nr. 23), Schwiegervater des Selmann von Graz bzw. Judenburg <sup>5</sup>
			1439 III 19	StLA, AUR 5633	
			1444 XII 7	StAStL Urk. I/958	
			1446 VI 23	StAStL Urk. I/973	
			1447 VIII 16	StAStL Urk. I/ 980	
			1449 III 6	StLA, AUR 6168	
			1449 IV 10	H KIB Nr. 8	
			1450 X 9	StLA, AUR 6254	
			1451 X 15	H UuR, Nr. 173	
			1452 IX 1	U T Nr. 286	
			1460 X 14	H JP, S. 106	
			1460 X 14	H JP, S. 126	
			1478 IV 20	StLA, AUR 7701/H UuR, Nr. 31	
			1478 IV 23	StLA, AUR 7702 e/ H UuR, Nr. 36	

Nr.	Name	von	Nennung	Quelle	Verwandtschafts- verhältnisse
12	Helyas	Radkersburg in Köln	1388	K GKJ, S. 70	
13	Isak	Radkersburg	1437 I 14	StLA, AUR 5522	Sohn des Salmann von Marburg <sup>6</sup> , Vater von Ismael (Nr. 14), Vater von Hadass (Nr. 2), Schwiegervater von Aram (Nr. 4) und Schaul (Nr. 42)
			1446 I 20	Valvasor, S. 310 / Wenninger	
			1468 I 14	StLA, AUR 7226 b	
			1468 I 29	StLA, AUR 7228	
			1474 IV 27	K LJ, Nr. 63, S. 65	
			1474 IV 27	K LJ, Nr. 64, S. 66	
14	Ismael	Radkersburg in Marburg	1446 I 20	Valvasor, S. 310 / Wenninger	Sohn von Isak (Nr. 13)
15	Isak (Ytzhak)	Radkersburg	1338 XI 8	HHStA, AUR/B Nr. 22/B W Nr. 446	Ehemann von Selda (Nr. 6), Vater von Jeclein (Nr. 21)
16	Isserlein	Radkersburg in Wien	1390 XII 23	G JB, Nr. 14	
17	Jacob	Radkersburg	14(30)31 I 15	StLA, AUR 5225 k	Sohn von Aron (Nr. 5), Vater von Mosche (Nr. 34)
			1437 V 13	StLA, AUR 5546	
			1438 III 23	StLA, AUR 5583 c	
18	Jacob Pauer	Radkers- burg in Wiener Neustadt	1441 XI 26	H NA, S. 4 / Wenninger	
			1464 XII 7	K LJ Nr. 46, S. 59	
			1464 XII 7	K LJ Nr. 47, S. 59	
19	Jacob Nachûm	Radkersburg	1492 IX 13	StLA, AUR 8991/H UuR, Nr. 141	Sohn von Smoel (Nr. 45)
			1492 X 19	StLA, AUR 9006/H UuR, Nr. 144	
20	Jakob	Radkersburg	1478 V 10	Ruzicka, S. 22	Sohn von Mandlein (Nr. 27)
21	Jeclein	Radkersburg	1338 XI 8	HHStA, AUR/B Nr. 22/B W Nr. 446	Sohn von Selda (Nr. 6) und Isak (15)
			1347 V 14	HHStA, AUR	
			1347 VI 25	HHStA, AUR	
			1349 IV 6	HHStA, AUR	
			1349 V 18	HHStA, AUR	

Nr.	Name	von	Nennung	Quelle	Verwandtschafts- verhältnisse
22	Josep	Radkersburg	1433 VI 12	StLA, AUR 5388 c/ Weiss	Vater von Wölfel (Nr. 48)
23	Josepp	in Graz	1478 IV 20	StLA, AUR 7701/ H UuR, Nr. 31	Sohn von Handel (Nr. 11)
			1478 IV 23	StLA, AUR 7702 e/ H UuR, Nr. 36	
24	Judel	Radkersburg	1377 V 13	HHStA, AUR/StLA AUR 3276 a	Schwiegersohn von Abraham (Nr. 1), Vater von Wölflein (Nr. 49), Schwiegervater von Judman (Nr. 26), Schwager von Mammicz (Nr. 5)
			1378 XI 5	UBLE IX Nr. 416	
			1385 I 30	StLA, AUR 3513 c	
			1385 IX 12	StLA, AUR 3532 b	
			1386 V 2	StLA, AUR 3562	
			1386 VI 17	HHStA, AUR	
			1405 X 27	HHStA, AUR	
			1406 X 21	StLA, AUR 4285	
			1408	StLA, Regesten/ Weiss	
			1409 IV 22	StLA, AUR 4374 a	
25	Judel	Radkersburg	1448 IV 15	StLA, AUR 6135	Sohn von M. Mosche (Nr. 35)
			1449 VII 17	StLA, AUR 6195	
			1453 X 13	HHStA, AUR	
			1478 I	StLA, AUR 7688 e/5 /H UuR, Nr. 24	
			1478 I	StLA, AUR 7688 e/14/H UuR, Nr. 26	
			1478 I	StLA, AUR 7688 d/11	
			1478 IV 7	Ch MH I/2 Nr. 48	
26	Judman	Graz in Radkersburg	1405 X 27	HHStA, AUR	Schwiegersohn von Judel (Nr. 24)
			1406 X 21	StLA, AUR 4285	
			1409 IV 22	StLA, AUR 4374 a	

Nr.	Name	von	Nennung	Quelle	Verwandtschafts- verhältnisse
27	Mandlein	Radkersburg	1437 V 13	StLA, AUR 5546	Vater von Mordechai (Nr. 31), Vater von Jakob (Nr. 20), Vater von Schaul (Nr. 42), Schwiegervater von Gerschon (Nr. 10)
			1441 X 5	StLA, AUR 5746	
			1442 IV 12	StLA, AUR 5787	
			1442 IV 19	StLA, AUR 5805	
			1442 VIII 29	StLA, AUR 5808	
			1442 IX 2	StLA, AUR 5809	
			1443 VI 27	StAstL Urk. I/937 a	
			1443 VII 11	StAstL Urk. I/939	
			1444 II 6	StAstL Urk. I/951	
			1444 II 19	StLA, AUR 5902	
			1444 VIII 20	StLA, AUR 5935	
			1444 IX 10	StLA, AUR 5938	
			1444 X 10	StAstL Urk. I/958 a	
			1447 VIII 16(?)	StAstL Urk. I/979	
			1456 VI 3	HHStA, AUR	
			1459 XI 7	StLA, AUR 6769	
			1462 XI 3	StLA, AUR 6929	
			1465 III 21	StLA, AUR 7062 a	
			1465 III 24	HHStA, AUR	
			1466 XII 10	HHStA, AUR	
			1476 V 21	HHStA, AUR	
1478 V 10	Ruziscka, S. 22				
1479 VI 3	StAstL, Urk. II/240				
1479 XI 22	StAstL, Urk II/247				
1499 XI 18	StLA, AUR 9947/H UuR, Nr. 171				
28	Manes	Radkersburg	1437 V 2	StLA, AUR 5542	Vater von Handel (Nr. 11)
			1439 III 19	StLA, AUR 5633	
			1444 XII 7	StAstL Urk. I/958	
			1446 VI 23	StAstL Urk. I/973	
			1447 VIII 16	StAstL Urk. I/980	
			1449 III 6	StLA, AUR 6168	
			1449 IV 10	H KIB Nr. 8	
			1450 X 9	StLA, AUR 6254	
29	Mordechai (Marduchay)	Radkersburg	14(30)31 I 15	StLA, AUR 5225 k	Vater von Schaul (Nr. 41)
30	Mayrlein	Radkersburg in Wiener Neustadt (?)	1385	BzKstG, S.104/ Eigner	Vater von David (Nr. 7)
			1395 I 17	StLA, AUR 3835	

Nr.	Name	von	Nennung	Quelle	Verwandtschafts- verhältnisse
31	Mordechai	Radkersburg	1437 V 13	StLA, AUR 5546	Sohn von Mandlein (Nr. 27), Vater von Schlemml (Nr. 44), Vater von Schalom (Nr. 40), Vater von Lea (Nr. 3), Schwiegervater von Abraham (Nr. 2)
			1444 II 19	StLA, AUR 5902	
			1444 VIII 20	StLA, AUR 5935	
			1444 IX 10	StLA, AUR 5938	
			1468 VI 21	H JP, S. 110	
			1469 IV 25	H JP, S. 110	
			1473 V 30	StLA, AUR 7474	
			1489 I 21	StLA, AUR 8414/H UuR, Nr. 105	
			1489 XI 16	StLA, AUR 8511/H UuR, Nr. 117	
			1499 V 29	StLA, AUR 9901/H UuR, S. 14	
32	Mordechai	Graz in Radkersburg	1478 III	Ch MH I/2 Nr. 711	Schwiegersohn des Teuntter (Nr. 47), Sohn des Smoyel von Graz <sup>7</sup>
			1478 IX 2	StLA, AUR 7729 b/ H UuR, Nr. 4	
33	Mortha	Radkersburg	1496 XI 28	StLA, AUR 9541/H UuR, S. 13	Schwiegersohn (?) von Lea (Nr. 3)
			1499 V 29	StLA, AUR 9900/H UuR, S. 13 f	
			1499 V 31	StLA, AUR 9901/H UuR, S. 14	
34	Mosche	Radkersburg	1428 vor V 23	K A, Nr. 356	Sohn von Jacob (Nr. 17), Vater von Aron (Nr. 6)
			14(30)31 I 15	StLA, AUR 5225 k	
			1464 V 21	StLA, AUR 7026	
			1468 IX 9	StLA, AUR 7261	
35	M. Mosche	Radkersburg	1441 XI 26	H NA, S. 4 / Wenninger	Enkel von Pessach (Nr. 39), Sohn von Aram (Nr. 3), Vater von Judel (Nr. 25), Vater von Aram (Nr. 4), Schwiegervater von Hadass (Nr. 2)
			1448 IV 15	StLA, AUR 6135	
			1448 IX 2	StLA, AUR 6141	
			1449 VII 17	StLA, AUR 6195	
			1453 X 13	HHStA, AUR	
			1477 VIII 14	W RGJ Nr. 106/H UuR, Nr. 18 c	
			1478 I 16	Ch U, Nr. 127	
			1478 III	Ch MH I/2 Nr. 711	
			1496 V 15	Wenninger	
36	Musch	Radkersburg in Preßburg	1445 I 25	MHJ IV, Nr. 34/186	
			1445 I 25	MHJ IV, Nr. 34/187	
			1445 II 1	MHJ IV, Nr. 34/189	
			1447 XI 20	MHJ VIII, Nr. 45	
			1449 IX 17	MJH IV, Nr. 34/318	
			1451 VI 7	MHJ IV, Nr. 34/339	
			1452 IV 17	MHJ IV, Nr. 34/344	
			1452 IV 21	MHJ V/1, Nr. 118	
			1452 VII 3	MHJ IV, Nr. 50/350	
			1452 XII 4	MHJ IV, Nr. 34/355	

Nr.	Name	von	Nennung	Quelle	Verwandtschafts- verhältnisse
37	Nachmann	Radkersburg in Wiener Neustadt	1441 XI 26	H NA, S. 4 / Wenninger	
38	Näglein	Radkersburg	1346 III 20	HHStA, AUR	
39	Pessach	Radkersburg	1441 XI 26	H NA, S. 4 / Wenninger	Großvater von M. Mosche (Nr. 35)
40	Schalom	Radkersburg in Graz	1489 I 21	StLA, AUR 8414/H UuR, Nr. 105	Sohn von Mordechai (Nr. 31), Schwager von Abraham (Nr. 2)
			1489 XI 16	StLA, AUR 8511/H UuR, Nr. 117	
41	Schaul	Radkersburg	14(30)31 I 15	StLA, AUR 5225 k	Sohn von Mordechai (Nr. 29)
			1444 V 26	StLA, AUR 5921 c	
			1444 XI 19	StLA, AUR 5946 a	
			1444 XI 28	StLA, AUR 5756 b	
42	Schaul	Radkersburg	1468 I 14	StLA, AUR 7226 b	Sohn von Mandlein (Nr. 27), Schwiegersohn von Isak (Nr. 13)
			1468 I 29	StLA, AUR 7228	
			1478 III 11	Ch MH I/2 Nr. 638	
			1499 XI 18	StLA, AUR 9947/H UuR, Nr. 171	
43	Schimscham	Radkersburg	1428 vor V 23	K A, Nr. 356	
44		Radkersburg	1490 XII 18	StLA, LaA g 11	Sohn von Mordechai (Nr. 31), Ehemann von Süßlein (Nr. 7), Bruder von Lea (Nr. 3)
			1496 XI 28	StLA, AUR 9541/H UuR, S. 13	
			1499 V 29	StLA, AUR 9900/H UuR, S. 13 f	
			1499 V 31	StLA, AUR 9901/H UuR, S. 14	
45	Smoel	Radkersburg	1492 IX 13	StLA, AUR 8991/ H UuR, Nr. 141	Vater von Jacob Nahûm (Nr. 19)
			1496 V 15	Wenninger	
46	Sundel	Radkersburg in Wiener Neustadt	1441 XI 26	H NA, S. 4 / Wenninger	Sohn des Salmann von Marburg
47	Teuntter	Radkersburg	1478 III	Ch MH I/2 Nr. 711	Schwiegervater von Mordechai (Nr. 32)
48	Wölfel	Radkersburg in Marburg	1433 VI 12	StLA, AUR 5388 c/ Weiss	Sohn von Josep (Nr. 22)
49	Wölflein	Radkersburg	1408	StLA, Regesten/ Weiss	Sohn von Judel (Nr. 24)

Appendix:<sup>1</sup> Spitzer Nr. 569 oder Nr. 570; <sup>2</sup> Spitzer Nr. 246; <sup>3</sup> Spitzer Nr. 890; <sup>4</sup> Spitzer Nr. 501 a; <sup>5</sup> Spitzer Nr. 893; <sup>6</sup> K LJ S. 89; <sup>7</sup> Spitzer Nr. 954

Es wurden nur jene Verwandtschaftsverhältnisse aufgelistet, die aus den zitierten Quellen ersichtlich waren. Darüber hinausgehende Familienbande wurden nur in einigen Fällen aus Gründen der Übersicht angeführt.

Die Frau oder Witwe von Aram wird in der Stubenberger Güterteilung aus 1421 (StLA, AUR Urkunde Nr. 4855) als „Aramynn“ bezeichnet. Ich habe sie trotzdem in die Liste der namentlich überlieferten Personen aufgenommen. Mit welchem Aram sie verheiratet war, ist nicht klar. Es könnte ein Aram aus Marburg (Spitzer Nr. 37ff) gewesen sein. Ob sie Radkersburgerin war, bleibt offen.

Da Abraham (Nr. 2) immer nach seinem Schwiegervater Mordechai von Radkersburg genannt wird, dürfte er aus Radkersburg stammen. Die Familie zog nach Voitsberg, wo seine Witwe ab 1496 bezeugt ist. Sie nennt sich Lea, „Abrahams juden weylent gessessen zw Voytschperig gelassen witib“. Mortha halte ich für den Schwiegersohn Leas, da diese nach Morthas Tod die Vormundschaft über seine Kinder, die ihre Enkel waren, übernahm. Wäre er ihr Sohn gewesen, hätte man ihn so bezeichnet.

Hirschel von Graz, dem ein Haus in Radkersburg zugefallen war (HKA, HS 44, fol. 232: 1491 II 23 und Wenninger, 1491 II 23) hat nicht in Radkersburg gewohnt (Mitteilung von Herrn ao. Univ.-Prof. Dr. Markus J. Wenninger an den Verfasser am 12. 4. 2002). Bei Josepp (HKA, HS 44, fol. 232: 1491 II 23 und Wenninger, 1491 II 23), den Spitzer als Radkersburger festlegt (Josef in Radkersburg Nr. 491) und der ein Sohn Arams von Marburg war, dürfte es sich ebenso verhalten haben. Ich habe beide nicht in die Liste aufgenommen.

Elias (Nr. 9), der Sohn Gedls aus Marburg/Maribor, der sich um die betagte Maeltl angenommen hatte (StLA, AUR 9664, 1497 XII 22), könnte hingegen in Radkersburg gewohnt haben, sicher ist es aber nicht. Ebenso unsicher ist es, ob Mayrlein (Nr. 30) mit Mayrlein, dem Sohn Slüembleins, der 1385 als Kreditor in Wiener Neustadt (BzKstG Nr. 112) nachweisbar ist, identisch ist.

Das von D. Herzog mit 25. November 1441 bestimmte Datum der Quittung der Bezahlung der Schatzsteuer wurde von M. J. Wenninger richtig gestellt. Es war der 26. November 1441. Der in diesem Beleg aufscheinende „Nachman, Peczachs ayden“, könnte auch aus Marburg stammen. Er wäre dann der Sohn von Isak Jana aus Marburg (vgl. Spitzer Nr. 739). Wenninger hingegen hält es für wahrscheinlich, dass alle vor „Item von Marchpurg“ genannten Juden aus Radkersburg kamen (Mitteilung von Herrn ao. Univ.-Prof. Dr. Markus J. Wenninger an den Verfasser am 12. 4. 2002).

## Abkürzungen

- B Eveline Brugger, Adel und Juden im mittelalterlichen Niederösterreich. Die Beziehungen niederösterreichischer Adelsfamilien zur jüdischen Führungsschicht von den Anfängen bis zur Pulkauer Verfolgung 1338. St. Pölten 2004.
- B W Eveline Brugger/Birgit Wiedl, Regesten zur Geschichte der Juden in Österreich im Mittelalter. Bd. 1: Von den Anfängen bis 1338. Innsbruck, Wien, Bozen 2005.
- BzKstG Beiträge zur Kunde steiermärkischer Geschichtsquellen. 4. Jg., Graz 1867.
- Ch MH Joseph Chmel, Monumenta Habsburgica. Sammlung von Aktenstücken und Briefen zur Geschichte des Hauses Habsburg in dem Zeitraume von 1473 bis 1576. Erste Abteilung: Das Zeitalter Maximilian's I., 2. Bd. Wien 1855.
- Ch RF Joseph Chmel, Regesta chronologico-diplomatica Friderici III. Romanorum imperatoris (Regis IV). Auszug aus den im k. k. geheimen Haus-, Hof- und Staats-Archive zu Wien sich befindenden Reichsregistraturbüchern vom Jahre 1440-1493. Zweite Abtheilung. Vom Jahre 1452 (März) bis 1493. Wien 1840.
- Ch U Joseph Chmel, Urkundliches zur Geschichte K. Friedrichs IV. 1849.

- Eigner August Eigner, Jüdische Spuren im Vorauer Stiftsarchive. In: Jüdisches Archiv. Jg. 1. Heft 2. November 1927/5688, S. 18 f.
- G JB Artur Goldmann, Das Judenbuch der Scheffstrasse zu Wien (1389-1420). Quellen und Forschungen zur Geschichte der Juden in Deutsch-Österreich, I. Band. Wien, Leipzig 1908.
- GS Urkunden aus Wiener Grundbüchern zur Geschichte der Wiener Juden im Mittelalter. Herausgegeben von Rudolf Geyer und Leopold Sailer. Quellen und Forschungen zur Geschichte der Juden in Deutschösterreich, X. Band. Wien 1931.
- HHStA Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien
- HKA Finanz- und Hofkammerarchiv Wien
- H KIB David Herzog, Kleine Beiträge zur Geschichte der Juden in der Steiermark. In: Zeitschrift für die Geschichte der Juden in der Tschechoslowakei, Jg. 5/Heft 1. Prag 1938.
- H JP David Herzog, Das „Juden-Puech“ des Stiftes Rein. In: ZHVSt 28/1934, 79-146.
- H NA David Herzog, Neuere Arbeiten zur Geschichte der Juden in der Steiermark. Sonderdruck aus den B'nai B'rith Mitteilungen für Österreich, Jg. XXXVI, Heft 5/6, Wien 1936.
- HS bl Handschrift blau
- H UuR David Herzog, Urkunden und Regesten zur Geschichte der Juden in der Steiermark (1475-1585). Quellen und Forschungen zur Geschichte der Juden in der Steiermark, 1. Band. Graz 1934.
- K A Fr. Komatar, Das Schloßarchiv in Auersperg. Mitteilungen des Musealvereines für Krain, 20. 1907.
- K GKJ Adolf Kober, Grundbuch des Kölner Judenviertels 1135-1425. Ein Beitrag zur mittelalterlichen Topographie, Rechtsgeschichte und Statistik der Stadt Köln. Publikationen der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde XXXIV. Bonn 1920.
- K LJ Martha Keil, Der Liber Judeorum von Wiener Neustadt 1453-1500. Edition. In: Martha Keil, Klaus Lohrmann (Hg.), Studien zur Geschichte der Juden in Österreich. Handbuch zur Geschichte der Juden in Österreich, Reihe B, Band 2. Wien-Köln-Weimar 1994, 41-99.
- LaA Landschaftliches Archiv im Steiermärkischen Landesarchiv Graz
- MHJ Monumenta Hungariae Judaica, IV, 1371-1564. Budapest 1938. – Monumenta Hungariae Judaica V/1, 1096-1700. Budapest 1959. – Monumenta Hungariae Judaica VIII, 1264-1760. Budapest 1965.
- N B Nachlaß Birk im Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien
- Ruzicka Leon Ruzicka, Nachträge zur Geschichte der steierm. Juden. In: Jüdisches Archiv, Jg. 2, Heft 1-2. Oktober-Dezember 1928/5689, 20-23.
- Spitzer Shlomo J. Spitzer, The Jews in Austria in the Middle Ages till the Reformation (1520). Volume two: lists of persons and places. Ramat-Gan 1974/5734.
- StLA Steiermärkisches Landesarchiv Graz
- StAStL Stiftsarchiv St. Lambrecht
- Valvasor Johann Weichard Valvasor, Die Ehre des Herzogthums Krain, Bd. IV. Laybach 1689.
- Weiss Norbert Weiss, Das Städtewesen der ehemaligen Untersteiermark im Mittelalter. Vergleichende Analyse von Quellen zur Rechts-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte (= FGLKSt 46). Graz 2002, Quellen.
- Wenninger Quellensammlung ao. Univ.-Prof. Dr. Markus J. Wenninger, Klagenfurt.
- UBLE Urkundenbuch des Landes ob der Enns, IX. Band. Linz 1906.
- U T Vincenz Brandl (Hg.), Urkunden-Buch der Familie Teufenbach. Brünn 1867.
- W RGJ Meir Wiener, Regesten zur Geschichte der Juden in Deutschland während des Mittelalters, Erster Theil. Hannover 1862.

# Sensen aus Kainach

von Ernst Lasnik

Bis zum heutigen Tag ist in der Weststeiermark das Sensenwerk Krenhof ein Begriff. Obwohl in diesem in Gradenberg hinter Köflach liegenden Hammerwerk bereits seit 1938 keine Sensen und seit mehr als 20 Jahren auch keine Sichel mehr erzeugt werden, sind die Erzeugnisse ob ihrer guten Qualität bei der heimischen Bevölkerung nach wie vor ein Begriff.

Bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts wurden an vielen Orten der Steiermark Sensen, Sichel und Strohmesser produziert. Ein Verzeichnis aus der Zeit um 1780/90 nennt 35 „Sensenschmid-Werkstätten“<sup>1</sup> und in einem Verzeichnis aus der Zeit um 1820/30 finden wir 40 Produktionsstätten.<sup>2</sup>

In der nördlichen Weststeiermark bestand im 18. und 19. Jahrhundert neben dem weit über die Landesgrenzen hinaus bekanntgewordenen Sensenwerk in Krenhof eine weitere Produktionsstätte in Kainach.

Als Einleitung zu dem Bericht soll – in Kurzform und mit den jeweiligen Fachausdrücken – der Ablauf der sehr arbeitsaufwändigen Sensenerzeugung beschrieben werden. Die verschiedenen Arbeitsvorgänge verlangten nicht nur handwerkliche Fähigkeiten, sie erforderten auch eine lange Praxis und ein gewisses Fingerspitzengefühl für die Tätigkeit.

## Zur Sensenproduktion

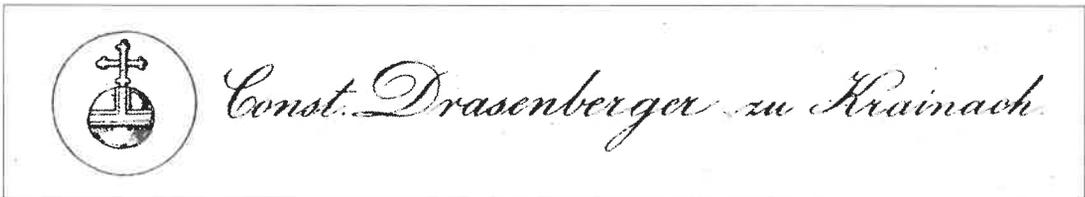
Zuerst musste das, je nach der gewünschten Sense, verschieden schwere „Bröckl“ (Stahlstück) vorbereitet (zum Glühen gebracht) werden. Danach erfolgte die „Zain“ (das Strecken), das „Hammachen“, das Schlagen der „Warze“ und das „Spitzen“ (Ausspitzen). Nach diesen Arbeitsvorgängen hatte die Sense ihre Grundform erhalten. Danach erfolgte das „Breiten“ (Formen des Sensenblattes), das „Rückformen“, das „Zuschneiden“ (nach dem gewünschten Muster), das „Kleinhämmern“ (Spannen der Sense im kalten Zustand), das „Hamrichten“ (Einschlagen der Marke und des Musterzeichens). Die nächsten Arbeitsgänge waren das „Härten“ (im Öl-Bad), das „Ablassen“ (im heißen Sand blau anlaufen lassen), das „Sandpolieren“ (Entschlacken bzw. Glätten der Oberfläche). Danach folgte nun das „Schleifen“. Dieser Arbeitsgang gliederte sich in das „Spannen“ (durch den „Hammer“), „Grobrichten“ und „Gramen“ (Feinrichten), dabei erhielt die Sense nun ihre endgültige Form. Danach folgte das Polieren mit folgenden Arbeitsgängen: „Anreißen“ (Gropolieren mittels Schleifstein), „Feinpolieren“ (mittels Schmirgel) und „Fettpolieren“. Sodann konnte die Sense zum „Ausstatten“ gebracht werden. Da gab es Lackierungen in verschiedenen Farben, Versilbern, Magnetisieren und das Versehen mit Firmen-, Marken- und Typenzeichen. Nun war die Sense versandfertig, brauchte nur mehr verpackt und verschickt

1 Zum Judenburger Handwerk gehörten 13 Werkstätten (darunter auch der „Riedel in der Kainach“), zum Rottenmanner Handwerk 12 Werkstätten und zum Kindberger Handwerk 10 Werkstätten. (Das Verzeichnis befindet sich im Archiv von Dr. Ernst Lasnik.)

2 Dieses Verzeichnis verfügt über eine andere Zuordnung der Werkstätten. Die Rottenmanner Comp. zählte 8 Werkstätten, zu Judenburg wurden 12 Werkstätten, zu Übelbach 7 Werkstätten (darunter auch „Const. Drasenberger zu Krainach“ (sic) und zu Kindberg 13 Werkstätten gezählt. (Dieses Verzeichnis wurde mir in einer Xeroxkopie von Prof. Gert Christian zur Verfügung gestellt.)



*Eintragung der Schlagmarke und des Besitzers in einem Verzeichnis aus der Zeit um 1780/90*



*Eintragung der Schlagmarke und des Besitzers in einem Verzeichnis aus der Zeit um 1820/30.*

werden. Bei der Sensenerzeugung gab es ungefähr 900 (!) Grundformen (Modelle). Die Maße der verschiedenen „Inlandssensen“ wurden in „Hand“ (Handbreite) angegeben. So hatte die „Landsense“ 7 bis 9 Hand und die „Österreicher“ eine Länge von 7 bis 12 Hand. Diese Sense wurde für den Export nach Russland (Umgehung des für Österreich verbotenen Stahlexportes nach dem Ersten Weltkrieg) angefertigt und im Rohzustand verschickt. Bei den Auslandssensen gab es Franzosen-, Italiener-, Spanier-, Belgier-, Polen-Sensen, und jede Sorte hatte unzählige verschiedene Modelle. Die Maße für diese Sensen wurden in Zentimetern angegeben. Es gab Sensen mit einer Länge von nur 60 bis 120 cm und einer Bartbreite von 5 bis 21 cm. Weiters wurden noch die so genannten „Sondersensen“ hergestellt, z. B. „Streusensen“ mit einer Länge von nur 40 bis 60 cm, „Sichten“ (Reismäher bzw. Sumpfsense) mit einer eigenartigen krummsäbelähnlichen Form. Die Sichelherzeugung verläuft ähnlich. Die Produktionsleitung der verschiedenen Durchgänge erfolgte nach der so genannten „Tagwerk“-Einteilung. Je nach Sorte und Art der Sense war eine bestimmte Stückzahl vorgeschrieben. Ein tüchtiger „Sensenschmied“ konnte also früher nach Hause gehen als ein nicht so geübter.<sup>3</sup>

### Ein blühendes Handwerk – Sensen aus Kainach

Nur mehr wenigen Leuten dürfte bekannt sein, dass sich um Kainach einst eisenverarbeitende Betriebe angesiedelt hatten (wohl wegen des Holzreichtums der Gegend bzw. der vorhandenen, nutzbaren Wasserkraft). Die ersten Nachweise haben wir aus dem Beginn des 18. Jahrhunderts, denn wir finden für das Jahr 1735 einen Eintrag, dass in Kainach dem aus Obdach stammenden Sensenschmiedemeister Wolfgang Riedl ein Sohn Erhard geboren wurde.<sup>4</sup> Aus den Eintragungen im Sterberegister wissen wir, dass Wolfgang Riedl durch zehn Jahre Kirchenpropst in Kainach sowie ein großer Wohltäter der Pfarrkirche und auch der Filialkirche „Zum Heiligen Wasser“ war.<sup>5</sup>

<sup>3</sup> Die Informationen stammen von meinem Vater. Er war so wie sein Vater Alois und seine Brüder Friedrich und August einige Zeit bei der Sensenwerk Krenhof AG beschäftigt.

<sup>4</sup> Matrikenbücher der Pfarre Kainach.

<sup>5</sup> Ebenda.

Dass die Sensenschmiede bereits damals einige Bedeutung besaßen, beweist eine Besonderheit in der Kainacher Pfarrkirche. Unterhalb der Orgelempore wurden nach 1750 eigene Sitzplätze für die Sensenschmiede eingebaut, der so genannte „Schmiedenchor“, der mit reizenden vergoldeten Holzreliefs geschmückt ist.

Um 1780 war nachweisbar ein Sensenhammer in Betrieb. Aus dem Jahr 1783 ist uns eine Streiturkunde zwischen dem Gamillschegg'schen Hammerwerk in Ligist und dem Kainacher Sensenschmied Riedl wegen „Abredung“ (Abwerbung) des Ligister Hammerschmiedes Moisi erhalten geblieben. (Die Abwerbung von Hammerschmieden war nach der Hammerordnung des Jahres 1748 genau geregelt. Die „Anredezeit“ war auf „um Michaeli“ (29. September) festgelegt.) Aus dieser Urkunde kennen wir auch die damalige Produktionsmenge des Kainacher Sensenwerkes. Sie betrug ca. 800 Zentner (zum Vergleich Ligist mit ca. 1.100 bis 1.200 Zentnern).

Herrn Oberförster Ing. Peter Weißnar von der Forstverwaltung Maria Lankowitz der Österreichischen Bundesforste verdanke ich mehrere Hinweise auf „Holzabstockungsverträge“ mit den Kainacher Sensengewerken. Am 30. September 1743 erfolgte die Unterzeichnung eines Vertrages zwischen der „Probstei und Herrschaft Piber“ und dem „ehrengedachten Wolfgang Riedl, Sensenschmidtmeister in der Kainach“ betreffend die „gänzliche Abkohlung des großen Schlöglwaldes in der Kainach“, am 23. November 1784 wurde der als „Urwald“ bezeichnete „Grohs und Kleine Tahsenwald“ dem Sensenschmiedmeister Erhart Riedl in der Kainach, und am 30. September 1785 die „Grohse und Kleine Schlögl auf unbestimmte Zeit der Sensenfabrique in der Kainach zur einmaligen Abstockung verpachtet.“

1817 ist uns Josef von Aschauer als Verweser des Kainacher Eisenwerkes bekannt. Dieser verfasste damals im Auftrag Erzherzog Johanns einen ausführlichen Bericht über die unerklärlichen Vorgänge (Spuk) im Södingberger „Münichhof“.

In dem im Jahr 1835 erschienenen Werk „Montanhistorischer Wegweiser durch Steyermark“ befinden sich über die Kainacher Betriebe folgende Eintragungen: Im Kapitel „Eisen-Hammerwerke“: „Kainach“-Besitzer: Krenn, Dobler, Drassenberger. Im „Verzeichnis der Sensenhammer“: „Kainach“-Besitzer Krenn, Dobler, Drassenberger, mit 4 Feuer, 3 Sensenhammer und 1 Polierhammer.

Im „Schematismus des Herzogthumes Steiermark für das Jahr 1841“ befindet sich im Kapitel „Fabriken und beträchtlichere Gewerbe im Grätzer Kreise“ folgende Eintragung betreffend Kainach: Eisenwerke mit einem Stahlhammer (benannt Spitzhammer), mit einer Sensen- und Strohmesserfabrik,

## Der Sensenschmidt.



**Bil Sensen durch mich gschmiedet sind/  
Mit Hämmer schlagen/ schnell vñ schwind/  
Die Dengel ich scharff ober dmaß/  
Damit man Meht das grüne Gras/  
Darauf denn wirt Grumacht vnd Heut/  
Auch mach ich Sichel mancherley/  
Darmit man einschneid das Getreid/  
Durch alte Weiber vnd Bauern Meid.**

*Aus: Jost Amman. Das Ständebuch,  
Frankfurt am Main 1558 (Nachdruck)*



„Am Schmiedehammer“. Zeichnung von Franz Josef Unterholzer, Köflach (1908)

dann einer Huf- und Hackenschmiede (genannt die Bohrschmiede) der Constantin Drasenbergs sel. Erben im Orte Kainach, Bezirk Piber; unter der Leitung des Herrn Drs. (Doktor) Marko und Essmeisters Johann Kothgasser. (Die Erzeugnisse der Sensenfabrik haben das Zeichen einer Weltkugel mit einem Kreuze.)

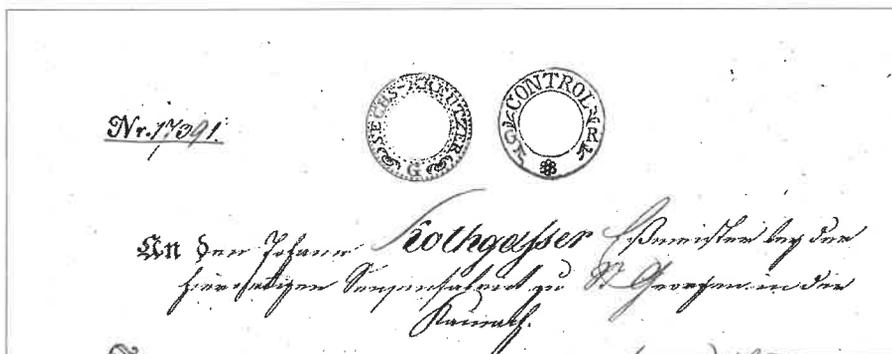
Um 1870 betrieb Wilhelm Szalay in Kainach-Gallmannsegg ein Sensenhammerwerk. An diese Vergangenheit erinnern heute nur noch einige Hausnamen wie „Spitzthoma“, „Pörschmid“, „Schopfschmid“ bzw. eine Katastereintragung „Sensenschmiede“.

Nach der Einstellung der Sensenerzeugung gelangten die Betriebsgebäude in die Hand des Zuckerindustriellen Robert, und nach dessen Bankrott ging der Gutsbesitz durch viele Hände

bis er schließlich in den 1920er Jahren von Dr. Heinrich Beaufort-Spontin, einem im Egerland (nächst Marienbad und Karlsbad um das Schloss Petschau) begüterten Adeligen, erworben wurde.

Sind auch viele Zeugen des ehemaligen Kainacher Sensen- bzw. Eisenhammerwerkes längst verschwunden, so überliefern uns doch einige Grabsteine an der Kainacher Pfarrkirche Namen und Daten von einst hier in einem blühenden Gewerbe tätig gewesenen Menschen.

Den ältesten Hinweis liefert uns folgende Inschrift: Allhier Ruhet in Gott der ehrngeachtete Herr Wolfgang Riedl, gewester Sengsschmidtmaister in der Kainach gestorben den 4. Marty 1754 seines Alters 47 Jahr. Weitere Grabdenkmäler finden wir von: Johann Löw, Nagelschmiedmeister, geboren 2. Juni 1815 – gestorben 31. Dezember 1867. Ferdinand Schachner, Sensengewerk zu Hopfgarten<sup>6</sup> gestorben 11. März 1879, 52 Jahre alt. Jakob Rautner, vulgo Bachbauer, gewesener Sensenschmied durch 25 Jahre, geboren 5. Juli 1812 – gestorben 12. Jänner 1882.



Schreiben vom 27. August 1825 an den Essmeister Johann Kothgasser in Kainach.

<sup>6</sup> Dieses genannte Werk zu Hopfgarten lag in der Obersteiermark, bestand 1835 aus „4 Feuer und 3 Sensenhammer“ und gehörte Frau Klara Schachner.

# Zum Ende des Kohlenbergbaues im Köflach-Voitsberger Kohlenrevier

von Ernst Lasnik

Der Kohlenbergbau wirkte im Revier Köflach-Voitsberg landschaftsverändernd – Berge wurden abgetragen und anderswo wieder aufgeschüttet – und durch die verschiedenen Werksanlagen sowie die vielen Personelhäuser auch ortsbildprägend. Länger als 200 Jahre gab der Kohlenbergbau auch tausenden Menschen Arbeit und tausenden Familien ihr Brot. In den 1950er und 1960er Jahren waren in den weststeirischen Kohlengruben – Rosental-Karlschacht, Hödlgrube-Marienschacht, Piberstein-Franzschacht, Oberdorf-Bärnbach und Voitsberg-Zangtal – bis zu 6.000 Menschen beschäftigt und die Kohle fand Abnehmer weit über die Steiermark hinaus. Pro Tag wurden aus den Gruben bis zu 10.000 t Kohle zu Tage gefördert. Der Großteil dieser Kohle wurde in der in Bärnbach-Mitterdorf in den 1950er Jahren errichteten „Zentralsortierungsanlage“ aufbereitet und versandfertig gemacht.

Aus den primitiven „Kohlegräbereien“ der Anfangszeit entwickelten sich moderne Montanindustriebetriebe. Durch die „unermeßlichen Lager trefflicher Braunkohlen“ angeregt, siedelten sich verschiedene andere Fabriken im Revier Köflach-Voitsberg an und schließlich wurde auch eine Eisenbahnverbindung nach Graz, mit Anschluss an die wichtige „Südbahn“, geschaffen. Das Gebiet um Voitsberg und Köflach erlebte einen beachtlichen wirtschaftlichen Aufschwung sowie großen Zuwachs an Bevölkerung und wandelte sich zur Industriezone.

Der Braunkohle führende Bereich von Köflach-Voitsberg liegt am Nordwestrand des weststeirischen Tertiärbeckens, etwa 20 km westlich von Graz, und umfasst bei einer Ausdehnung von ca. 9 km Länge und 4 km Breite eine Fläche von über 33 km<sup>2</sup>. In den einzelnen Mulden sind bis zu drei Kohlenflöze mit sehr wechselnder Mächtigkeit vorhanden, die sich verschiedentlich aneinanderlegen, weshalb die Gesamtmächtigkeit bis 70 Meter und noch darüber anwächst. Generell ist die Kohle des Köflach-Voitsberger Reviers als stückige Weichbraunkohle mit Übergängen zur Mattbraunkohle zu bezeichnen. Der Heizwert liegt zwischen 3.212 Kcal/kg (= Zangtaler Stückkohle) und 4.903 Kcal/kg (= Pibersteiner Stückkohle).

Der erste schriftliche Hinweis auf die weststeirischen Kohlenlager stammt aus dem Jahr 1606. Jonas Camworth meldet der Regierung damals den Fund von „Steinkohlen“, wie die mineralische Kohle bis weit ins 19. Jahrhundert hinein bezeichnet wurde, bei Maria Lankowitz. Zu ersten Abbautätigkeiten kam es aber erst in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts unter den „Steinkohlenverlegern“ Anton Weydinger und Johann Nepomuk von Heipl. Doch die Bevormundung der Gewerken durch den Staat, verbunden mit der Starrheit nicht kostendeckende Kohlenpreise vorzuschreiben, verhinderte einen Aufschwung des steirischen Kohlenbergbaues.

Die Anfänge des steirischen Kohlenbergbaues im 18. Jahrhundert hatten wirtschaftlich gesehen zwar nur wenig Erfolg gehabt, jedoch hatte man gelernt, die mineralische Kohle in verschiedenen Bereichen einzusetzen und die Menschen verloren immer mehr ihre Abneigung gegenüber der

---

Ich widme diesen Beitrag in herzlicher Verbundenheit und mit einem kräftigen weststeirischen „Glück auf!“ Herrn em. Univ.-Prof. Dr. Othmar Pickl, der kurz nach dem 2. Weltkrieg, mit anderen Studenten der Universität Graz, im Rosentaler „Karlschacht“ als Bergmann gearbeitet hat!

„Steinkohle“. In der Folge verlangte dann die aufstrebende Industrie immer stärker nach dem „neuen Brennstoff, der die immer seltener und immer teurer werdende Holzkohle ablösen könnte“. Daher setzte nach 1820 eine lebhafte Suche nach neuen, abbauwürdigen Kohlelagerstätten ein.

### Die Entwicklung des Bergbaues Oberdorf-Bärnbach

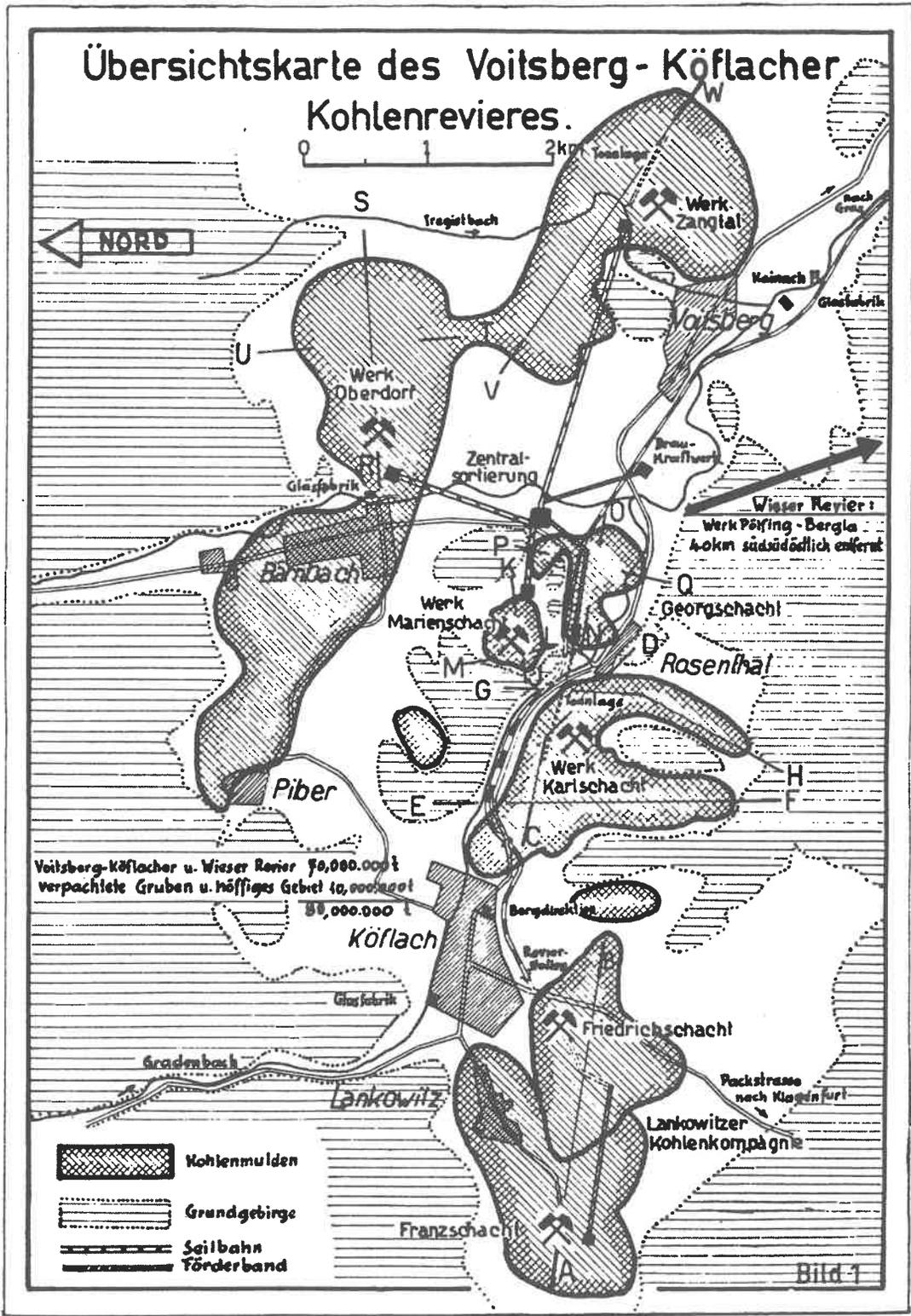
Entdeckt wurde die Lagerstätte „Oberdorf“ ab dem Jahr 1764 (P. W. Roth nennt 1761) durch Abbè Nicolaus Poda, der im Auftrag der „Agricultur-Societät“ nach Kohle suchte. Im Jahr 1768 kam es zu einer ersten Aufschließung durch Anton Weydinger. Doch bereits 1770 wurde die Grube wieder stillgelegt.

Um 1800 schürften im Bereich der Lagerstätte Oberdorf (also dem Tregist- und Kainachtal) die Gewerken Johann Michael Geyer, Dr. Fortunat Spöck und Anton Sülzbeck & Co. In dieser Zeit begann man langsam die große Ausdehnung der Lagerstätte zu erfassen und versuchte sich durch den Erwerb von Grubenmaßen Anteile daran zu sichern. Gewerke Geyer verwendete die Kohle zum Alaun-, Pottasche- und Salpetersieden sowie zum Kalk- und Ziegelbrennen. In der Folge wurde die 1805 gegründete und 1806 in Betrieb genommene „Glashütte Oberdorf“ zu einem wichtigen Abnehmer.

Eine beachtliche Aufwärtsentwicklung im Kohlenbergbau des Voitsberg-Köflacher Revieres wurde durch die Inbetriebnahme der Graz-Köflacher Eisenbahn im Jahr 1859/60 eingeleitet. Um den Abtransport der Kohle (und auch des Glases) zu vereinfachen und zu verbilligen, wurde eine eigene Flügelbahn mit der Bahnstation „Oberdorf II-Grube“ (später dann „Oberdorf-Schacht“) errichtet.



*Die historische Aufnahme aus dem 19. Jahrhundert zeigt in besonders schöner Weise die damals gebräuchliche Methode der Kohlegewinnung in einem Tagbau. Im Vordergrund rechts Frauen und daneben einen Jugendlichen (Foto aus dem GKB-Werksarchiv)*



Die Übersichtskarte zeigt die um 1960 „in Würde gestandenen“ Kohlenruben im Voitsberg-Köflacher Kohlenrvier

A. Miller von Hauenfels berichtete 1859: „Die Geyer’schen Massen reichen bis nach Oberdorf. Die Mächtigkeit der Kohle kann hier durchschnittlich mit etwa sechs Klafter (= über elf Meter) angenommen werden, sie ist aber vielfach noch bedeutend stärker.“

Ab 1870 kam es zu einer Neuausrichtung des Grubenbetriebes. Entlang dem „Liegenden“ – das ist die unterste Begrenzung der Lagerstätte – wurde der „Moritz-Stollen“ aufgeföhren. Dieser neue Haupteinbau hatte schließlich eine Länge von 500 Meter und war 150 Meter weit in den Berg hinein mit Ziegeln ausgemauert. Die Förderung aus der Grube erfolgte mit Pferden. Insgesamt gab es knapp drei Kilometer Eisenbahnen in der Grube. Beschäftigt waren damals in Oberdorf 136 Männer und 11 Frauen.

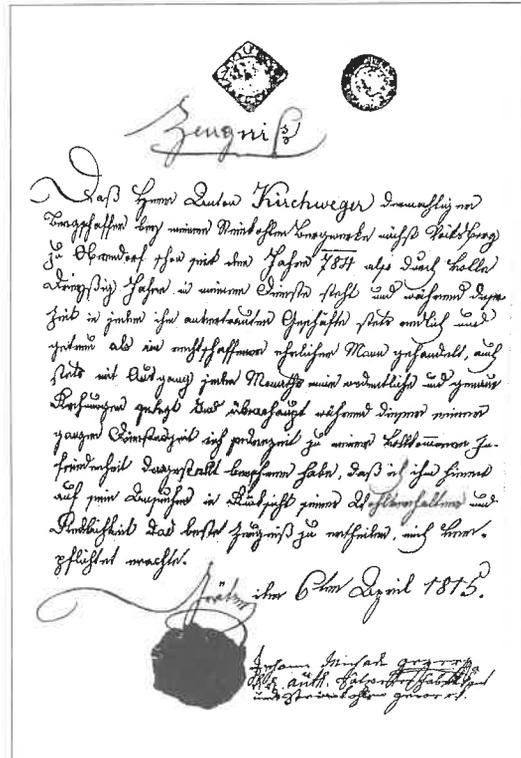
Um 1900 bestand der Bergbau Oberdorf nach dem Berggesetz aus 127 einfachen Grubenmaßen und 40 Überscharen. Aufgeschlossen war die Lagerstätte durch den bereits genannten „Moritz-Stollen“ und den „Ignazi-Stollen“. In Verhieb (Abbau) standen nur das Ober- und Unterflöz. Das Liegendflöz war aus Qualitätsgründen nur im Nordfeld und einem Teil des Westfeldes zum Abbau vorgerichtet (aufgeschlossen). Als Abbauverfahren stand vor allem der Firstulmbau in Anwendung. Die Bewetterung (Belüftung) erfolgte über mehrere Wetterschächte auf natürlichem Wege.

Obertags wurde die auf Seitenkipperhuntswagen mittels Pferdezug aus der Grube gebrachte Kohle in einer Sortieranlage (Pendelrätter-System „Karlik“) nach Größe klassiert und auch ausgekläubt (taubes Material händisch entfernt). Zum Betrieb der Sortieranlage wurde eine zwölf PS starke, liegende, einzylindrige Dampfmaschine verwendet. Im Jahr 1904 wurden aus der Grube Oberdorf 41.636 t Kohle gefördert, im Jahr 1914 waren es 50.130 Tonnen.

In der Zeit vor und nach dem 1. Weltkrieg gab es wegen der minderen Qualität der Kohle auch außerordentliche Schwankungen in den Fördermengen. Außerdem waren sowohl die Gruben- als auch die Obertagsanlagen recht einfach und veraltet. Dazu kam, dass größere Teile der Lagerstätte wegen immer wieder auftretender Grubenbrände und Brühungen (starke Erhitzung) für eine Gewinnung nicht in Frage kamen, sondern abgemauert oder verschlemmt werden mussten.

1924-25 errichtete man nächst der Bahnstation „Oberdorf-Schacht“ eine Anlage zur „Verkokung“ von Braunkohle. Leider war dieses Projekt eine Fehlplanung.

Der angespannten Energiesituation während des 2. Weltkrieges versuchte man in Oberdorf durch eine starke Steigerung der Kohlegewinnung zu begegnen. Die Belegschaft wurde von 150 Mann auf über 300 erhöht. 1944 förderten 346 Mann 217.000 t Kohle, und der Abbau wurde ohne Rücksicht auf



Zeugnis, ausgestellt am 6. April 1815 vom Gewerken Johann Michael Geyer für den „Bergschaffer“ Anton Kirchweyer, der seit 1784 im Dienste der Gewerken Geyer stand

bergwirtschaftliche Erwägungen vorgenommen. Bis zum Jahr 1945 wurden die Kohlenzüge von Pferden aus der Grube gezogen, ab 1945 wurde dafür eine Elektrolok verwendet.

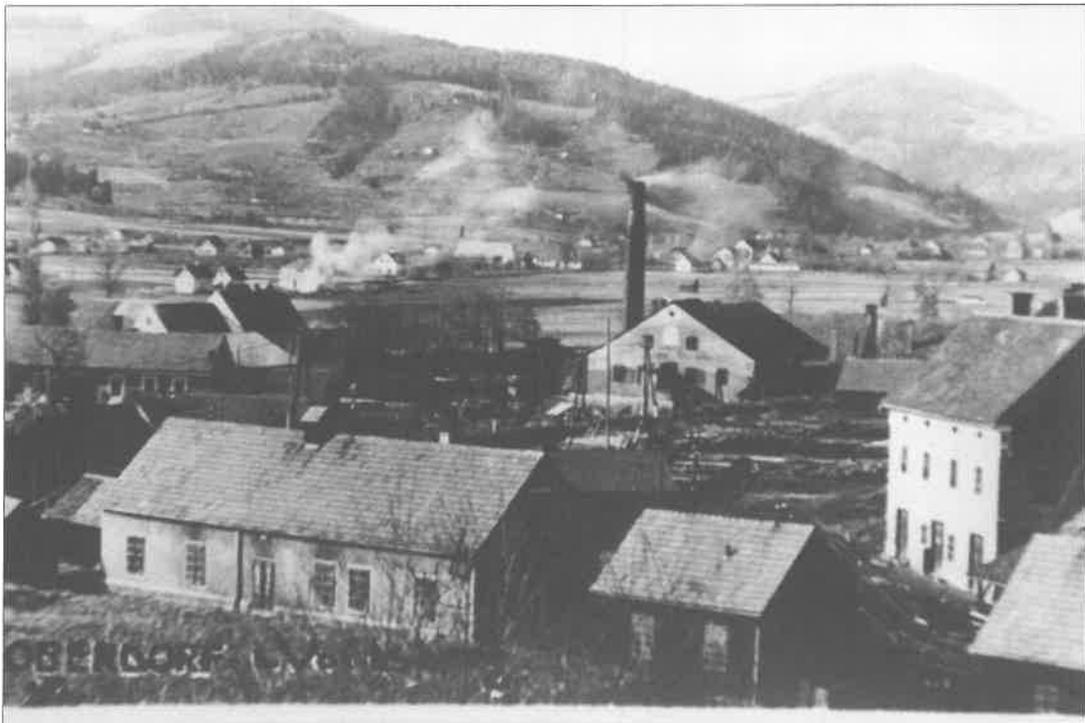
1967 wurde Oberdorf zur modernsten Grube der Steiermark ausgebaut. Die Streckenauffahrung erfolgte mittels Vortriebsmaschine F6A und die Kohlegewinnung nunmehr ohne Sprengungen im Strebabbau durch Walzenschrämlader. Den Ausbau im Streb bildeten Zeltweger Schlepprahmen mit Hydraulikstempeln.

Insgesamt wurden aus dem 1870 errichteten „Moritz-Stollen“ bis zur Einstellung des Grubenbetriebes etwa elf Millionen Tonnen Kohle zutage gefördert.

### Vom Grubenbetrieb zum Großtagbau

Die Erdölkrise des Jahres 1973 stellte die Energieversorgung vor große Probleme und verhalf der Kohle wieder zu mehr Beachtung. Bereits seit längerer Zeit hatten Fachleute vermutet, dass die Kohlenvorräte im Köflach-Voitsberger Kohlenrevier größer seien als bisher angenommen wurde. Auf Grund dieser Vermutungen führte die Firma „Austromineral“ (eine Tochterfirma der VOEST-Alpine) mit Unterstützung der Montanuniversität Leoben und polnischen Tiefbohrspezialisten in den Jahren 1974/75 umfangreiche Untersuchungen durch. Es wurden Tiefbohrungen mit einer Gesamttiefe von fast 8.000 Meter „abgeteuft“ und 27 km Profile seismisch (Ausbreitung der Schallwellen) vermessen.

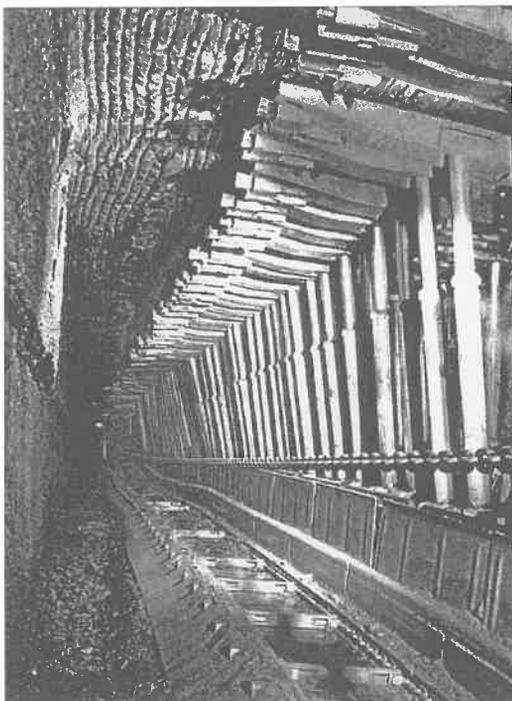
Diese Untersuchungen führten schließlich zum Ergebnis, dass im Bereich Oberdorf-Muttkogl mehr als 31 Millionen Tonnen Braunkohle mit einem durchschnittlichen Heizwert von knapp 2.500 Kilokalorien lagern. Weiters wurde festgestellt, dass die Kohle nach dem Abraum von etwa 140 Millionen m<sup>3</sup>



*Oberdorf-Bärnbach um 1930. Im Vordergrund die Werksgebäude der Kohlengrube, dahinter die Glashütte Oberdorf*



*Schichtwechsel im Bergbau Oberdorf in den frühen 1970er Jahren. Bergleute kommen aus dem Mundloch des Moritzstollen*



*Im Maschinen-Streb-H3 der Grube Oberdorf. Deutlich sichtbar sind das massive Kohlenflöz (mit den Spuren des Schrämkopfes des Eickhoff-Walzenschrämladers EW 130L) sowie der massive Ausbau mit selbstschreitenden Hydraulikstempeln und im Vordergrund der Kettenförderer (GKB-Werksfoto 1967)*

Material – das ist ein ganzer Berg! – im Tagbauverfahren rationell gewonnen werden könnte. Diese gigantischen Erdbewegungen wurden in der Folge mit modernsten Großgeräten – zwei extra in der DDR angekauften Schaufelradbaggern – durchgeführt. Sie waren die größten jemals in Österreich eingesetzten Geräte dieser Art. Jeder dieser Bagger ist 41 m lang, 12 m hoch und 12 m breit und wiegt 424 Tonnen. Mit der Montage der beiden Schaufelradbagger „Lauchhammer SRs 400“ wurde im August bzw. November 1978 auf dem Werksplatz in Oberdorf begonnen. Ab 24. Jänner bzw. 18. Juni 1979 standen die Bagger dann im Arbeitseinsatz. Ausgestattet mit einem 7,5 m im Durchmesser messenden Schaufelrad betrug ihre Durchschnittsleistung 1.000 m<sup>3</sup> Abraum oder 1.000 t Kohle pro Stunde! (Im Sommer 2004 wurde einer dieser Bagger auf einem Platz zwischen der „Glasfabrik Oberdorf“ und dem „Werksplatz Oberdorf“ abgestellt und kann dort – als „Erinnerungsstück“ an den über 200 Jahre hier „in Würde“ gestandenen Bergbau – besichtigt werden.)

Am 5. Mai 1986 wurde ein noch größeres Gerät, der von der VOEST-Alpine gebaute Schaufelradbagger VABE 700 mit einer Leistung von 630 KW am Schaufelrad und einem Dienstgewicht von 560 Tonnen in Betrieb genommen. (Dieser, nach dem Vornamen des damaligen Bergdirektors Leopold Schön, auf den Namen „Leopold“ getaufte Bagger trat am 14. April 2004 seine „letzte Fahrt“ zum ehemaligen Werksplatz der Grube „Zangtal“ an und kann dort nun ebenfalls – gemeinsam mit anderen Maschinen und Geräten – als Erinnerungsstück an die große Zeit des „Braunen Goldes“ besichtigt werden.)

Auf Grund dieser großen Braunkohlenlagerstätte entschlossen sich die Österreichischen Draukraftwerke zum Bau eines neuen großen kalorischen Kraftwerkes „Voitsberg III“. Der Spatenstich zu diesem Großbauvorhaben erfolgte am 12. Oktober 1977 durch Bundeskanzler Dr. Bruno Kreisky. Die Kosten für die Aufschließung des Großtagebaues betragen zirka 700 Millionen Schilling, für den Bau des neuen Kraftwerkes drei Milliarden Schilling. Diese beiden Projekte sollten die Arbeitsplätze der Bergarbeiter des Werkes Oberdorf sowie der Belegschaft des Dampfkraftwerkes für dreißig Jahre sichern.



*Schaufelradbagger im „Großtagebau Oberdorf“ der GKB*

Die Entwicklung und Bedeutung der Grube „Oberdorf“ zeigen sehr anschaulich die Fördermengen:

1884	42.870 Tonnen
1904	41.636 Tonnen
1914	50.130 Tonnen
1924	85.825 Tonnen
1944	217.590 Tonnen
1958	340.245 Tonnen
1969	435.000 Tonnen (davon 372.000 t aus der Grube)
1977	235.000 Tonnen

1980 wurden bereits mehr als 8 Millionen m<sup>3</sup> „Abraum“ bewältigt. So nebenbei konnten aus einem „Restpfeiler“ auch bereits 68.000 t Kohle gewonnen werden. Die 25jährige Lieferverpflichtung von Kohle an das 330-MW-Kraftwerk „ÖKD-Voitsberg III“ begann am 1. Jänner 1983. Bis dahin hatte der Tagebau bereits 49,6 Millionen m<sup>3</sup> Abraum und 4,9 Millionen t Kohle produziert. Die größte Kohlenförderung gab es im Jahr 1990, als eine Belegschaft von 256 Mann über 1,290.000 t Kohle lieferte. Die Länge der Bandtrassen betrug damals mehr als 13 Kilometer.

Ein großer Teil des Abraumes wurde mittels Förderbandes nach Rosental befördert und in die große, über 100 m tiefe Tagbaumulde des „Karl-Schachtes“ verkippt. Damit wurde eine tiefe Wunde in der Landschaft geschlossen und das Gelände wieder „rekultiviert“.

Von 1977 bis zum 31. Dezember 2003 wurden aus Oberdorf rund 131 Millionen m<sup>3</sup> Abraum und etwas mehr als 24 Millionen t Kohle gefördert. Leider konnte der „Tagebau Oberdorf“ nicht bis an sein laut Betriebsplan vorgesehenes Ende im Jahr 2008 betrieben werden. Stark veränderte Rahmen-

bedingungen auf Grund der europaweiten Liberalisierung des Strommarktes führten zuerst zu einem Streit der Juristen und Gerichte um die „Einhaltung des Kohleliefervertrages zwischen ÖDK und GKB“ (beide Unternehmen in Staatsbesitz) und schließlich zur Aufkündigung des Kohleliefervertrages per 30. Juni 2004.

Dies führte zum vorzeitigen Ende der Kohlegewinnung in Oberdorf-Bärnbach und somit auch zum Ende des Kohlenbergbaues in der Steiermark und in Österreich!

Im September 2004 wurde im Tagbau Oberdorf-Bärnbach die letzte Braunkohle gefördert und somit ist in der Steiermark eine länger als 300 Jahre dauernde wichtige Bergbautätigkeit zu Ende gegangen.

Der Kohlenbergbau stand im Köflach-Voitsberger Bergrevier durch rund 250 Jahre „in Würde“. Er gab tausenden Menschen Arbeit und Brot – 1956/57 zählte die GKB im Bereich Bergbau 6.150 Beschäftigte – prägte die Landschaft, die Bevölkerung und deren Kultur, und hatte entscheidenden Anteil an der industriellen Revolution des 19. Jahrhunderts sowie an der Bewältigung der Krisenjahre nach den beiden großen Weltkriegen des 20. Jahrhunderts. In Summe wurden im Köflach-Voitsberger Bergrevier mehr als 165 Millionen t Braunkohle abgebaut. Damit könnte man einen Eisenbahnzug, der mehr als zweimal rund um den Erdball reicht, füllen!

#### Literatur

Ernst Lasnik. Das braune Gold. Die Geschichte der weststeirischen Kohlenreviere. Graz-Wien-Köln 1997.

Ernst Lasnik. Glück auf! Glück ab! Die Ära des braunen Goldes – Kohlebergbau in der Weststeiermark. Hart-Purgstall 2004.

Ernst Lasnik. Zur Entwicklung des Kohlebergbaues im Raum Oberdorf-Bärnbach. In: Bärnbach – Vom Dorf zur Stadt. Bärnbach 2007, 181-221.

# Dachstein-Almen für das bronzezeitliche Hallstatt

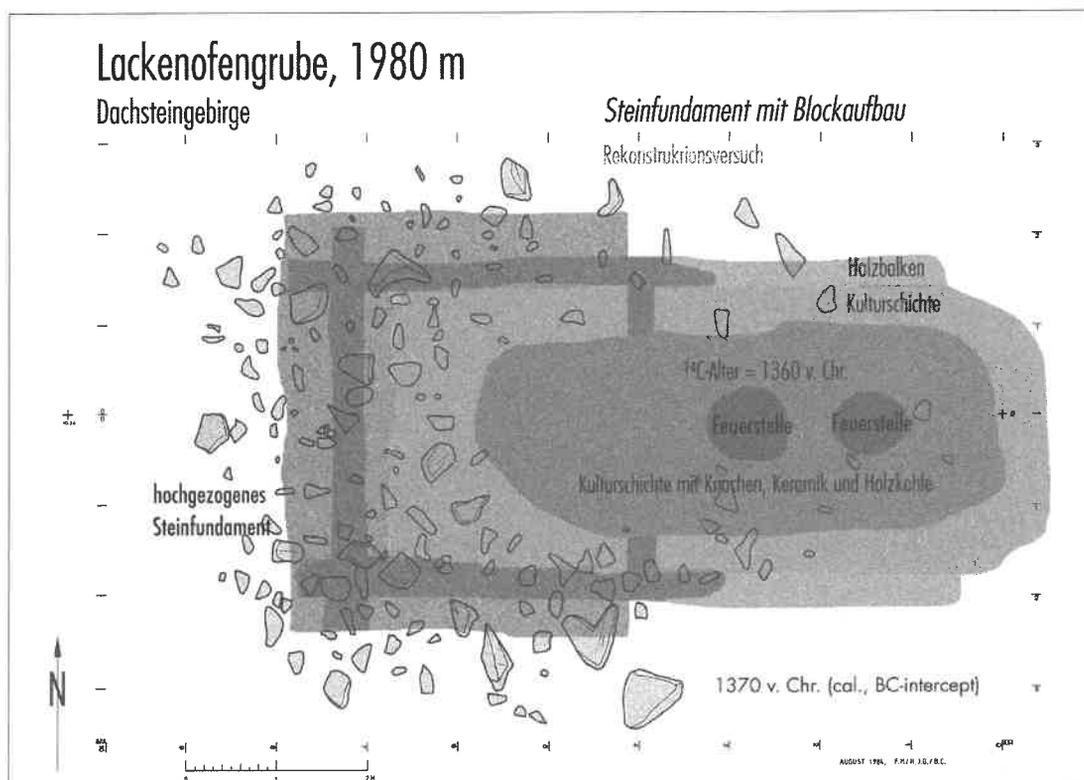
von Franz Mandl

## Die Almwirtschaft ermöglichte die Dauerbesiedlung des inneralpiner Raumes

Die hochalpine Grünlandbewirtschaftung wird seit ihrer Einführung im Neolithikum von Innovationen begleitet. Diese Änderungen der Wirtschaftsform kann hier grob in eine Beweidung zur Fleischzucht, in eine Mischform von Beweidung und Milchverarbeitung und in eine Bewirtschaftung ohne Vieh unterteilt werden. Die am längsten verwendete Form der Grünlandbewirtschaftung ist die Mischform aus Fleischzucht und Erzeugung von Milchprodukten, wie wir sie aus den schriftlichen Quellen der Römerzeit, des Mittelalters und der Neuzeit kennen. Diese Wirtschaftsform, die von einem tiefer gelegenen Heimhof aus betrieben wird, darf als traditionelle Almwirtschaft bezeichnet werden.

## Die bronzezeitliche Almwirtschaft

Der Mangel an Weideland für das Vieh im Tal förderte die Einbeziehung der hochalpinen Grünflächen, der sogenannten „Urweiden“, in den landwirtschaftlichen Betrieb. Diese Urweiden fand man vor allem im lichten Wald und oberhalb der Baumgrenze. Eine weitere Besonderheit auf dem Dachsteingebirge sind die mit einem eigenen Kleinklima ausgestatteten Karstgruben. In diesen bereits ab 1.200 m hoch liegenden Gruben bilden sich Kälteseen. Schnee bleibt dort lange liegen und Reif bildet



Hüttenreste in der Lackenofengrube, Dachsteingebirge (F. Mandl)

sich bereits im Spätsommer. Strauch- und Baumbewuchs wird behindert, sodass natürliches Grünland mit Gräsern und Kräutern entsteht.

Ausreichendes Weideland wurde vor allem in dichter besiedelten Dauersiedlungen zur Existenzfrage. Der Ausbau der hochalpinen Grünlandwirtschaft leistete einen wichtigen Beitrag zur Deckung des Nahrungsmittelbedarfs.

Als Prototyp einer prähistorischen Talsiedlung ohne ausreichende landwirtschaftlich nutzbare Flächen ist die bronzezeitliche Salzmetropole Hallstatt zu nennen. Sie liegt im Norden des Dachsteingebirges unterhalb der Salzlagerstätten im Salzbergtal am Plassen. Das Dachsteingebirge mit seinen vielfältigen und großflächigen Urweiden ermöglichte es, dort einen Teil der Nahrungsmittel zu produzieren. Die bronzezeitlichen Hüttenreste der hochalpinen Weideplätze bezeugen eine urgeschichtliche Almwirtschaft von 1700 bis 1100 v. Chr. In der frühen und mittleren Bronzezeit ist diese Almwirtschaft eine überlebensnotwendige Ergänzung der Versorgung und ermöglicht eine Vorratswirtschaft für den Winter. Ich möchte sogar behaupten, dass Hallstatt die herausragende wirtschaftliche Leistung im Salzbergbau ohne Almwirtschaft und Zulieferungen aus der weiteren Umgebung nicht hätte erreichen können.

### Viehbesatz

Bisher wurden zwei bronzezeitliche Almhüttenreste archäologisch untersucht, nämlich in der Königreichalm (2005) und in der Lackenofengrube (1984). Nur in letzterer konnte Knochenmaterial von Rind, Schwein, Ziege oder Schaf und Pferd aufgesammelt werden. Für die Bestimmung des Knochenmaterials möchte ich mich bei Herrn Dr. Erich Pucher vom Naturhistorischen Museum in Wien bedanken. Dabei handelt es sich ausschließlich um Knochen von Jungtieren. Aus diesem Befund erhärtet sich die These, dass die Tierhaltung temporär erfolgte. Diese Vermutung gründet auf der Annahme, dass im Falle einer ganzjährigen Tierhaltung auch Knochen von alten Tieren vorhanden sein müssten.

Das geringe, aber breit gestreute Fundmaterial lässt keine klaren Aussagen über die bevorzugte Tierart zu. Es ist aber anzunehmen, dass eher genügsame Kleintiere wie Schaf oder Ziege gehalten wurden. Diese konnten sich dem gebirgigen und verkarsteten Gelände am besten anpassen. Der Mensch konnte aus ihnen überdies vielfältigen Nutzen ziehen. Liefern sie doch Milch, Fleisch, Leder und Felle bzw. Wolle.

### Almsiedlungen der Bronzezeit auf dem Dachstein

Die Fläche des östlichen Dachsteinplateaus beträgt beinahe 300 km<sup>2</sup>. Diese Fläche teilt sich in Wald, Weide und Karst auf. Die Weidefläche im lichten Wald, in den Gruben und über der Waldgrenze beträgt dagegen nur noch 180 km<sup>2</sup>. Eine Fläche, die sich für eine stationäre temporäre Bewirtschaftung jedoch bestens eignet.

In der ausgehenden frühen und vor allem in der mittleren Bronzezeit wurden die Weiden bis hin zum Südabfall des Dachsteingebirges genutzt. Wegen der großen Entfernungen von den Heimsiedlungen mussten Almsiedlungen gegründet werden.

Die bronzezeitlichen Almsiedlungen liegen in Karstgruben und bestanden nach den bisherigen Forschungsergebnissen zumeist aus einer einzigen Hütte. Dennoch haben sich in einigen großen Gruben

Indizien dafür finden lassen, dass mehrere Gebäude existiert haben könnten. In einer Grube könnte die Besiedlung länger oder sogar ganzjährig erfolgt sein. Dafür spricht die mit Pollen und Holzkohle besonders stark kontaminierte Erde dieser Grube. In einigen der Karstgruben befinden sich heute noch Wasserlacken für das Weidevieh.

### Die bronzezeitlichen Almhütten auf dem Dachsteinplateau

Die temporäre Weidewirtschaft auf den immer wieder genutzten Weideplätzen erforderte stabile Behausungen, die den extremen hochalpinen Wetterbedingungen trotzen und auch Schutz vor Raubtieren bieten konnten. Das bedeutete, dass nicht nur die Wände stabil, sondern auch die Dächer dicht sein und den Schneelasten Stand halten mussten. Das Ergebnis war zweifellos eine Hütte, die den Almleuten mehrere Jahre als Behausung dienen sollte. Die drei AMS-Datierungen von Holzkohle aus der Königreich-Tiefkar-Hütte zeigen uns eine Verwendung der Hüttstätte von 1360 bis 1170 v. Chr. (cal. BC-intercept), sie wurde demnach beinahe 200 Jahre genutzt! Natürlich muss auch das Alter des datierten Holzes berücksichtigt werden, was die Toleranz erhöhen kann.

Als Baumaterial verwendete man, was die Natur bot, nämlich Steine und Holz. Einige der Almhütten waren, wie die bisherigen Befunde belegen, auf hochgezogenen Steinkränzen bzw. Fundamenten (Trockenmauern) aufgebaute Blockbauten, also Hütten, die teils Stein- und teils Blockbauten waren. Andere Siedlungsplätze zeigen uns nur vage Fundament- und Ecksteine. Dies könnte auf reine Blockbauten hinweisen. Alle diese Hütten waren einräumig. Der Grundriss entspricht dem Megaron-Typus. Im Eingangsbereich befand sich die Feuerstelle mit einem fortgesetzten Vorplatz bzw. offenen Vorraum. Wahrscheinlich waren die intensiv genutzten Feuerstellen überdacht. Trotz der einfachen Bauweise waren die Behausungen in Bezug auf die Witterung durchdacht angelegt worden. Die Rückwand, die sich auf der Wetterseite befand, war verstärkt. Der Eingang richtet sich nach Süden oder zumindest in die Richtung, die eine günstige Sonneneinstrahlung ermöglichte.

#### Gemittelte Radiokohlenstoffdatierungen (cal. BC-intercept) von Holzkohleproben der Hüttenreste auf dem Dachsteingebirge:

1685 v. Chr.	<i>Handgrube</i>	2.074 m
1620 v. Chr.	<i>Tiefkar</i>	1.827 m
1620 v. Chr.	<i>Hirschgrube</i>	1.680 m
1515 v. Chr.	<i>Kehr-Roßfeld</i>	1.830 m
1500 v. Chr.	<i>Rotböden</i>	1.642 m
1440 v. Chr.	<i>Königreich A.</i>	1.598 m
1415 v. Chr.	<i>Gruberkar</i>	2.005 m
1385 v. Chr.	<i>Taubenkar</i>	1.827 m
1385 v. Chr.	<i>Brunngrube</i>	2.040 m
1385 v. Chr.	<i>Königreich T.</i>	1.720 m
1385 v. Chr.	<i>Königreich S.</i>	1.695 m
1370 v. Chr.	<i>Lackenofen</i>	1.980 m
1360 v. Chr.	<i>Königreich T 1.</i>	1.635 m

1360 v. Chr.	Speikberg	1.860 m
1305 v. Chr.	Maisenberg	1.845 m
1295 v. Chr.	Kreidgraben	1.808 m
1290 v. Chr.	Königreich T 2	1.630 m
1260 v. Chr.	Miesberg 1	2.072 m
1215 v. Chr.	Grubach 1	1.930 m
1170 v. Chr.	Königreich T 3	1.635 m
1030 v. Chr.	Grubach 2	1.915 m

Bisher konnten 19 Siedlungen mit Hilfe von 21 Proben datiert werden. Weitere Hüttenreste warten noch auf eine Datierung. Die Höhenlage der Siedlungen hängt nicht erkennbar mit deren Alter zusammen. Die Dichte der Siedlungen nimmt gegen Hallstatt zu.

Die obige Liste belegt die Blütezeit der bronzezeitlichen Almwirtschaft zwischen 1440 und 1260 v. Chr. Das ist auch die Blütezeit des bronzezeitlichen Salzbergbaues im Hallstätter Christian-Tuschwerk, in dem die berühmte Holzstiege (1344 v. Chr.) gefunden wurde. Dort sind mithilfe der Jahrringchronologie bis 3460 Jahre alte Hölzer nachgewiesen worden. Der Salzbergbau der mittleren Bronzezeit korreliert mit der Almbewirtschaftung auf dem Dachsteingebirge überraschend stark. Erst um 1100 v. Chr. nimmt die Intensität der Almwirtschaft stark ab und endet um 1000 v. Chr. Gleichzeitig ist ein Rückgang des Hallstätter Salzbergbaus zu erkennen.

Die Almwirtschaft wurde, soweit wir dies heute mit den uns zur Verfügung stehenden Forschungsergebnissen beurteilen können, weder in der von einem Klimaeinbruch geschüttelten Hallstattzeit (750-450 v. Chr.) noch in der Keltenezeit, in der sich das Klima erholte (450-15 v. Chr.), wieder aufgenommen. Gernot Patzelt, ein renommierter Glaziologe und Alpenforscher, hat nachgewiesen, dass um 800 v. Chr. das Eis des Hallstätter Gletschers den Taubenriedl erreichte. Das bedeutet nichts anderes, als dass dieser Gletschervorstoß eine Folge der beginnenden holozänen (nacheiszeitlichen) Klimaverschlechterung war.

### Die Klimaverschlechterung beeinträchtigte die Nahrungsversorgung der inneralpinen Dauerbesiedlungen

Bis jetzt galt die Hypothese, dass die Intensität der bronzezeitlichen Almwirtschaft stets mit Klimaoptima korrelierte. Diese Annahme muss insofern korrigiert werden, als neue und genauere Klimadaten zum Teil das Gegenteil vermuten lassen.

*Die Intensität der Almwirtschaft wurde direkt vom Nahrungsbedarf der Dauersiedlung beeinflusst.*

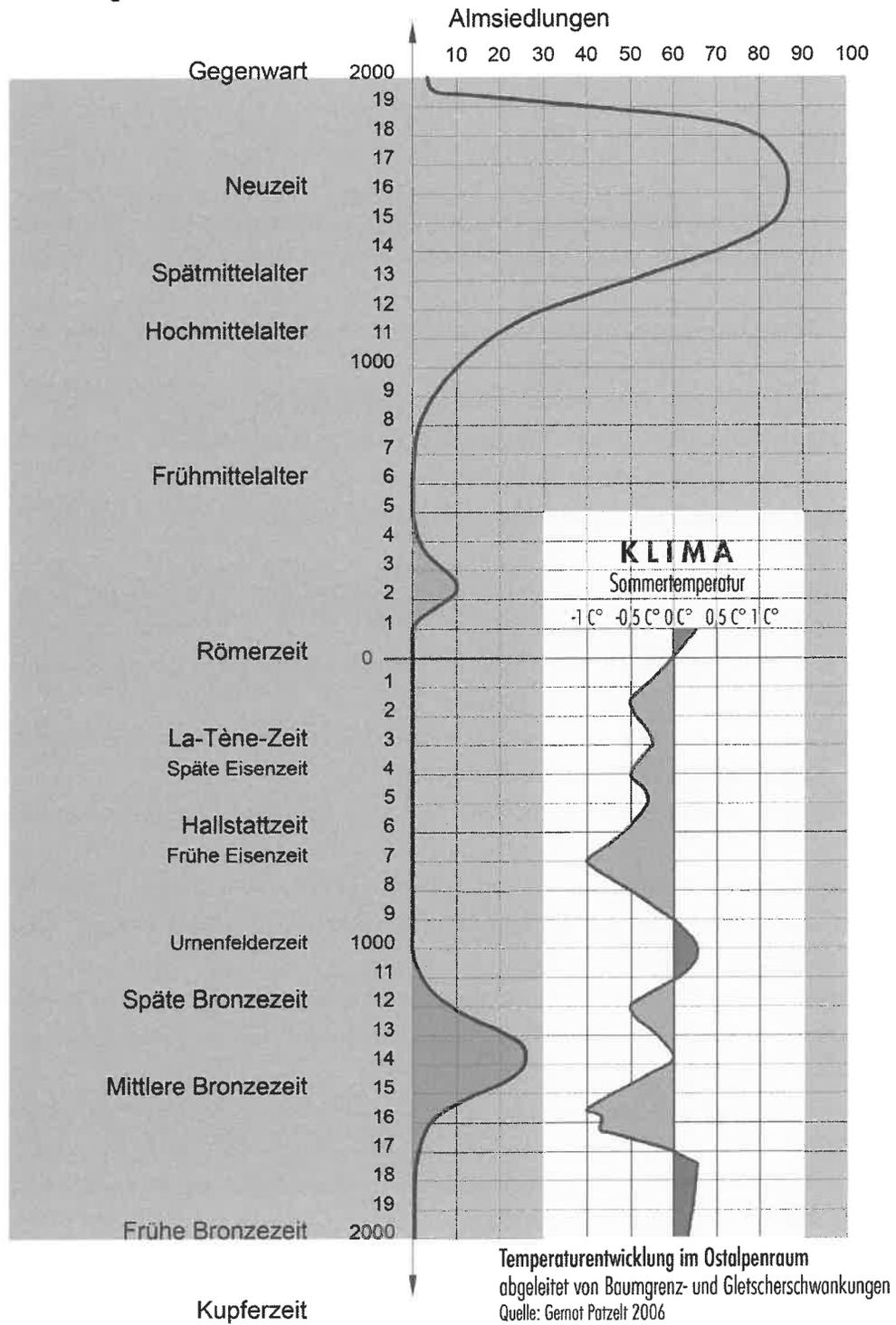
Ein günstiges Klima ermöglichte im Tal gute Ernten, was zu einer Entlastung des hochalpinen Grünlandes führen konnte. Ein schlechtes Klima führte zu Ernteeinbußen und zwang zur Intensivierung der Almwirtschaft, um das Nahrungsmitteldefizit zu kompensieren.

Das Klima der mittleren Bronzezeit war nicht besonders günstig. Der Salzbergbau expandierte und die Zunahme der Bevölkerung führte zu verstärkter Nachfrage nach Nahrungsmitteln. Dies bewirkte einerseits die Blüte der bronzezeitlichen Almwirtschaft, andererseits importierte man Nahrungsmittel aus der weiteren Umgebung. Im bronzezeitlichen Hallstatt ist das Klima erst wieder um 1000 v. Chr. als gut zu bezeichnen. Danach kommt es zu einer Kältephase in der Hallstattzeit. Diese Phase ist von einer

# Zeittafel

## Almwirtschaft auf dem östlichen Dachsteingebirge

Forschungsstand 2006



© Franz Mandl, ANISA

rezessiven Almwirtschaft geprägt. Die Ursache für dieses Phänomen ist unbekannt. Es könnte vielleicht auf einen grundlegenden politischen und wirtschaftlichen Wandel beruhen.

#### Weiterführende Literatur

- Barth Fritz Eckart und Wolfgang Lobisser, Das EU-Projekt Archaeolive und das archäologische Erbe von Hallstatt (= Veröffentlichungen aus dem Naturhistorischen Museum in Wien, NF 29). Wien 2002.
- Barth Fritz Eckart und Hans Reschreiter, Fundbericht. In: Fundberichte aus Österreich 44 (2005), 482.
- Bencke Norbert, Der Mensch und seine Haustiere. Die Geschichte einer jahrtausendealten Beziehung. Stuttgart 1994.
- Modl Daniel, Aktuelle Ausgrabungen an einem mehrphasigen Siedlungsplatz im Koppental zwischen Bad Aussee und Hallstatt – ein Zwischenbericht. Online im Internet: [www.anisa.at/index-2.htm](http://www.anisa.at/index-2.htm) [20. 4. 2007]
- Grabner Michael, Hans Reschreiter und Fritz Eckart Barth, Dendrochronologie in Hallstatt. In: Archäologie Österreichs 17/1 (2006), 49ff.
- Hebert Bernhard, Ergrabung einer römischerzeitlichen Almhütte in den Rotböden. In: Günter Cerwinka und Franz Mandl (Hgg.), Dachstein. Vier Jahrtausende Almen im Hochgebirge. Bd. 2 (= Mitt. der ANISA 18/1997, H. 1/2). Haus i. E. 1998, 200-231.
- Ders., Zum neuentdeckten hochalpinen Brandopferplatz am Sölkpass. In: Mitt. d. ANISA 21/2000, H. 1/2, 69-71.
- Lehner Susanne, Eine prähistorische Almhütte auf der Königreichalm (Vorbericht). In: Da schau her 26/2005, H. 4, 10.
- Mandl Franz, Almen im Herzen Österreichs. Dachsteingebirge, Niedere Tauern, Salzkammergut (= Mitt. d. ANISA 22/2002, H. 1 u. 2). Haus i. E. 2002.
- Ders., 4000 Jahre Almen im Herzen Österreichs. In: Bodo Hell, Eva Kreissl und Franz Mandl, Auf der Alm ... Ausstellungskatalog. Trautenfels 2004, 31-54.
- Ders., Königreich, spätbronzezeitliche Siedlung. Gemeinde Gröbming. Steiermark. Vorbericht. In: ALPEN. Archäologie, Geschichte, Gletscherforschung (= Mitt. d. ANISA 25/26/2006), 149ff.
- Ders., Urgeschichtliche Almwirtschaft auf dem Dachsteingebirge – Neue Ergebnisse, neue Betrachtungen. Überarbeiteter Text des Vortrages beim Weltseminar Bad Goisern 2006. In: Schild von Steier 19/2006, 131ff.
- Pollak Marianne, Funde entlang der Traun zwischen Hallstätter See und Traunsee. Kombiniertes römisches Land-Wasser-Verkehr im Salzkammergut, Oberösterreich. In: Fundberichte aus Österreich 42/2003, 331ff.
- Stadler Franz A., Saumwege und Salzsteige an der Dachstein-Ostseite. In: Da schau her 3 (1982), H. 5, 7-10.
- Urstöger H. J., Hallstatt-Chronik. Von den Anfängen bis zum Jahr 2000. Dokumentation des Musealvereins Hallstatt. Neuauflage. Hallstatt 2000.
- Windholz-Konrad Maria, Funde entlang der Traun zwischen Ödensee und Hallstätter See (= Fundberichte aus Österreich. Materialheft A 13). Wien 2003.
- Dies., Ein frühzeitlicher Handelsweg vom Ennstal bis zum Hallstättersee. Resümee zum Weltseminar am 21./22. April 2006 in Bad Goisern. In: Schild von Steier 19/2006, 141ff.

# Das Diözesanarchiv der Diözese Graz-Seckau

von Norbert Müller

## Das Archiv im geschichtlichen Wandel bis 1945

Die Anfänge des Archivs reichen wohl in die Zeit der Gründung des Bistums Seckau im Jahr 1218 zurück. Das älteste Archivregister stammt aus der Zeit des Seckauer Bischofs Augustin Münzmeister (1372-1380). Die darin befindlichen Urkunden und Schriftstücke in Regestform dokumentieren im Wesentlichen den Besitzstand der Realitäten und Rechte des Bistums; so beinhaltet der erste Abschnitt beispielsweise ein *Registrum omnium litterarum Ecclesiae Seccoviensis*, das ist heute die Urkundenreihe I, Bistumsurkunden. Bischof Matthias Scheit (1481-1502) ging es sehr darum, die Bistumsgüter zu erhalten und zu vermehren bzw. sie, wenn sie in fremde Hände gelangt waren, zurück zu gewinnen. Deshalb ließ er auch die vorhandenen Urkunden auszugsweise abschreiben und diese Exzerpte in Buchform bringen, um sie bei den Verhandlungen, die sich übrigens auch auf die Erweiterung der Diözese bezogen, leichter zur Hand zu haben.

Im Jahr 1785 erfährt man durch die Anfrage des Salzburger Erzbischofs beim Seckauer Bischof Josef Adam Graf Arco, ob dieser Akten über die Nuntiatur in Graz besitze, die Existenz von zwei Archiven: eines in Graz im Bischofshof das andere auf Schloss Seggau bei Leibnitz. Denn im Antwortschreiben heißt es, der Bischof habe im Archiv in Graz darnach suchen lassen, jedoch ohne Erfolg; er werde aber im Archiv in Seggau nachsehen lassen.

Das Archiv in Graz kann man als Ordinariatsarchiv bezeichnen, jenes auf Schloss Seggau als Bistumsarchiv, obwohl hier auch keine klare Trennung festzustellen ist.

1786 kam es zur *ersten Diözesanregulierung* unter Kaiser Joseph II.; die Diözese Seckau umfasste demnach das Gebiet des Grazer- und Marburger Kreises; die Diözese Leoben, die auf Verfügung Kaiser Josephs II. mit Genehmigung von Papst Pius VI. am 17. März 1786 mittels Instrumentes des Erzbischofs von Salzburg vom 19. April 1786 errichtet worden war, umfasste den Brucker- und Judenburger Kreis.

Vom 24. Juli 1789 datiert ein Verzeichnis jener Aktenbestände (12 Faszikel), die das Konsistorialarchiv in Salzburg der Diözese Leoben abgetreten hatte und zwar: Bruck an der Mur, Vikariat und Pfarre Pöls, Pfarre Stadl an der Mur, St. Georgen ob Murau, St. Peter am Kammersberg und die Pfarren Schöder und Ranten.

Erst 1841 bot das Konsistorium in Salzburg der Diözese Seckau die „Extradierung“ (Herausgabe) jener Akten aus dem Konsistorialarchiv an, die sich auf Klöster und Pfarren des ehemaligen Generalvikariates des Erzbistums Salzburg in der Steiermark bezogen hatten. Das Gewicht diese Akten wurde mit 7 Zentner angegeben.

Diese Akten langten am 26. Februar 1842 in Graz ein und umfassten Bestände über die Männer- und Frauenklöster in Graz, ferner die Stadtpfarre Graz, die Pfarren Mariatrost und Heiligenkreuz am Waaßen, die Dekanate Rein, Straßgang, Radkersburg, St. Veit am Vogau, Straden, Riegersburg, Waltersdorf, Voralpe, Pöllau, Passail, Birkfeld, Pischelsdorf, St. Ruprecht an der Raab, Schwanberg, Leutschach, Leibnitz und die Kreisdekanate Hartberg und Weiz, ferner die Dekanate und Kreisdekanate des Marburger Kreises.

1859 erfolgte die *zweite Diözesanregulierung* auf Grund der päpstlichen Bulle vom 26. November 1857; der Bischof von Lavant in St. Andrä i. L. übersiedelte am 1. September 1859 nach Marburg. Am 25. Oktober 1859 erfolgte nun die Übergabe der Akten der dem Bistum Lavant in Marburg neu einverleibten Dekanate vom Seckauer Ordinariat, nämlich: Marburg, Mahrenberg, St. Leonhard in den W. B., Jaring, Kötsch, Frauheim, St. Georgen an der Stainz, Pettau, Sauritsch und Großsonntag. Ebenfalls übergeben wurden die Matrikenzeitschriften der Pfarren in diesen Dekanaten von 1835 bis 1857.

1870 übersandte das Seckauer Ordinariat auch die von Salzburg im Jahre 1869 erhaltenen Aktenstücke betreffend Maria Schnee in Wölling (Velka) und im Februar 1874 wurden noch die Schulakten der Jahre 1788 bis 1859 in einer Kiste dem Ordinariat Marburg von Seckau übergeben.

Im Zuge dieser zweiten Diözesanregulierung wurde die Diözese Leoben aufgehoben, nachdem der erste und einzige Bischof Alexander Graf Engel zu Wagrain im Jahre 1800 verstorben war und es dann vom Domkapitel zu Leoben bis 1808 verwaltet und darnach vom jeweiligen Seckauer Bischof mitadministriert worden war.

Erst im Oktober 1869 erfolgte von Salzburg die Übergabe der älteren sich auf die Diözese Seckau beziehenden Akten und Urkunden. Da 1842 über das Schicksal der Diözese Leoben noch nicht entschieden wurde, behielt man diese Akten damals noch zurück (3 Kisten); die diesbezüglichen Verzeichnisse weisen Akten betreffend die Klöster Admont, Göß, Kapuzinerkloster Irnding und die Pfarren in der Obersteiermark aus.

1932 kamen in zwei Etappen insgesamt 28 Kisten mit Archivalien vom Schloss Seggau nach Graz; es handelte sich dabei um 1.034 archivalische Bücher, 126 Faszikel und 20 Urkunden; es waren dies Archivalien der Bistumsherrschaft Seggau wie Urbare, Stiftsregister, Veränderungsprotokolle, Rentakten, Zehentakten, Patronatsakten, ferner Weiheprotokolle und alte Kirchenrechnungen. Die mit der Einordnung dieser abgelieferten Aktenbestände zusammenhängenden notwendigen Umgruppierungen in den drei Räumen des sogenannten Archivtraktes im Bischofshof, führte der damalige Archivar Dr. Walter Müller durch. Demnach befanden sich im 1. Raum: die Pfarrakten, im 2. Raum: Ehegerichtsakten und im 3. Raum: Bistumsarchiv, Gestionsprotokolle, Konsistorialprotokolle, Stiftungsakten etc. In den zwei Räumen des Nordtraktes im Bischofshof befand sich das Matrikenarchiv (Matrikenzeitschriften ab 1835). Die Registratur war in der Kanzlei der zwei Hofkapläne und des Kanzlers untergebracht.

Während der Zeit des Zweiten Weltkrieges wurden 1942 einige Teile des Archivgutes nach St. Johann bei Herberstein ausgesiedelt, welche Bestände dann 1945 zunächst im Dompfarrhof und bis 1947 im Mausoleum zwischengelagert wurden, weil der Bischofshof durch Bombentreffer am 1. November 1944 stark beschädigt worden war.

Der bekannte Ordinariats- und Stiftsarchivar P. Dr. Othmar Wonisch, OSB St. Lambrecht, erkannte die Probleme des damaligen Diözesanarchivs und unterbreitete dem Fürstbischof Ferdinand Pawlikowski schon 1943 folgende Vorschläge für die Friedenszeit:

1. Räumliche Trennung zwischen Bistumsarchiv und dem Diözesan- bzw. Ordinariatsarchiv; „*ein Archiv darf nicht zu einer Rumpelkammer herabgewürdigt werden*“, sagte Wonisch.
2. Anschaffung von Archivschächeln zur Sicherung der Akten und dadurch Herabminderung der Verstaubung.
3. Anstellung eines wissenschaftlich geschulten Archivars.

## Adaptierung im Zubau an den Bischofshof (1962/63)

Am 28. Dezember 1951 erfolgte die Bestellung von Msgr. Dr. Karl Klamminger zum Diözesanarchivar. In seine 30-jährige Amtszeit fällt der in den Jahren 1962/63 erfolgte Archivneubau im Bischöfl. Ordinariat unter Bischof Josef Schoiswohl und die dadurch bedingte Neuaufstellung und Katalogisierung der Aktenbestände.

In drei Archivdepots (Kellergeschoß und Halbstock) waren auf 334 m<sup>2</sup> auf Standregalen und – für die damalige Zeit sehr fortschrittlich – in einer Compactusanlage (Mobilregale) Archivalien und Akten mit einer Gesamtlänge von 1.745 Laufmeter untergebracht. In den zwei Büroräumen mit insgesamt 140 m<sup>2</sup> waren auf Wandregalen gebundene Archivalien aufgestellt (Ordinariatsprotokolle etc.). Dem Archiv angeschlossen war auch die Ordinariatsbibliothek, in der sich auch die Bibliothek des Bischofs Martin Brenner (20.000 Bände) befand, die in drei Räumen des Erdgeschosses auf insgesamt 67 m<sup>2</sup> mit einer Gesamtlänge von 773 Laufmetern untergebracht war.

Ursprünglich besorgte die Ordinariatskanzlei mit dem Kanzler alle Agenden der kirchlichen Verwaltung mit zwei Hofkaplänen und mit den Konsistorialräten als Fachreferenten. Der daraus resultierende Aktenfluss speiste das Ordinariats- bzw. Diözesanarchiv, d. h. es gelangten die Akten von einer einzigen Dienststelle mit genauem Aktenplan in das Archiv.

Im Laufe des 20. Jahrhunderts erfolgte eine Herauslösung der Aufgabenbereiche infolge spezieller Anforderungen aus der Ordinariatskanzlei. Es kam zur Bildung neuer Ämter: Rechtsabteilung (seit 1956); Pastoralamt (seit 1940), das ursprünglich Seelsorgeamt hieß; Amt für Schule und Bildung (seit 1956); Finanzkammer (errichtet am 1. Nov. 1939), bedingt durch das am 28. April 1939 erlassene Gesetz über die Erhebung von Kirchenbeiträgen im Land Österreich (in der Folge musste die Kirche einen eigenen Apparat aufbauen); Abteilung Forst und Agrarwesen; Bauamt (seit 1958), Katholische Aktion: sie wurde von Papst Pius IX. 1922 als Reaktion auf die damalige Kirchenaustrittswelle gegründet und in unserer Diözese 1928 eingeführt.

Für den auf Dr. Klamminger nachfolgenden Diözesanarchivar kam im Jahre 1981 noch ein spezieller Aufgabenbereich hinzu: Zentralisierung und Katalogisierung der Pfarrarchive im Diözesanarchiv; ebenso die Übernahme der Aktenbestände der Bischöflichen Ämter und Abteilungen des Ordinariates (Kurie); es bestand dort schon ein Überhang von 30 Jahren.

## Adaptierung im Priesterseminargebäude (1990-1999)

Es war absehbar, dass die Raumkapazitäten des Diözesanarchivs bei Übernahme der Pfarrarchive und Akten der Ämter der bischöflichen Kurie bald erschöpft sein werden und da eine Erweiterung von Depoträumen im Bischofshof nicht möglich war, wurden mehrere Projekte diskutiert: von Adaptierungen im Franziskanerkloster in Graz über das Caritas-Haus in der Grabenstraße bis zur Anmietung von Räumlichkeiten als Depot in Pfarrhöfen. Im Zuge der Generalsanierung des Priesterseminars in der Bürgergasse 2 wurde im Jahre 1990 dort auch begonnen, Räume für das Diözesanarchiv zu adaptieren.

Im November 1990 erstellte das Diözesanarchiv unter wertvoller Mithilfe von Dr. Alois Ruhri, der seit April 1990 im Archiv angestellt ist, ein Raumbedarfskonzept für das künftige neue Diözesanarchiv: ausgehend vom damaligen Raumangebot der 540 m<sup>2</sup> und der Regallängen von 2.518 lfm. (davon

1.750 lfm Archivalien), musste der zukünftige Raumbedarf im neuen Diözesanarchiv eine Verdoppelung dieser Maße aufweisen, damit das Archiv nicht zu „einer ewigen Baustelle“ werde.

Folgende Planung wurde nach vielen Sitzungen realisiert:

Archivdepots im 2. UG mit einer Fläche von 600 m<sup>2</sup> (es befindet sich ca. 5 m unter der Erde) in Teilen des West- und Nordtraktes mit Klimaanlage.

4. OG im Westtrakt: Verwaltungsräume (3 Büros und das Sekretariat im Ausmaß von insgesamt 70 m<sup>2</sup>, Handbibliothek (10 m<sup>2</sup>) und Benützersaal (80 m<sup>2</sup>) sowie ein Archivdepot (177 m<sup>2</sup>, Mobilregale); dazu musste eine Zwischendecke eingezogen werden (im November 1998, Tragkraft: 1000 kg/m<sup>2</sup>, da dieser Trakt oberhalb der Priesterseminarkapelle seit den 1950er Jahren als Depotraum – zweigeschossig – vom Steiermärkischen Landesarchiv benützt wurde und diese Decke damals abgebrochen wurde. Darunter (3. OG) befindet sich nun die historische Bibliothek des Priesterseminars mit ca. 60.000 Bänden, die ebenfalls öffentlich zugänglich ist.

4. OG im Nordtrakt: Sitzungszimmer bzw. Sozialraum (mit Teeküche), Manipulationsraum (für Ordnungsarbeiten an Archivbeständen), Vorraum mit Garderobe; ferner ein Archivdepot im Ausmaß von 146 m<sup>2</sup>.

Die Positionierung des Liftes (Tragkraft 1.000 kg) wurde so angelegt, dass er das 2. UG mit dem 4. OG verbindet. Die Anlieferung von Archivgut erfolgt im 1. UG. (Hofniveau) zum Lift.

Es gab zwei Bauphasen:

1. Im Jahr 1993 Fertigstellung der Archivdepots im 2. UG und Dachbodenausbau im 4. OG Nordtrakt (Abtragung des Dachstuhles und Bau einer Trümmerdecke; Belüftung: Luftaustausch und Heiz-



*Blick in den Benützerraum (Foto: N. Müller, 2003)*

körper), ferner Vorraum, Manipulations- und Sozialraum und Bestückung sämtlicher Archivdepoträume meist mit Mobilregalen.

2. Baubeginn im November 1998 im 4. OG: Einziehung der Zwischendecke auf einer Fläche von 334 m<sup>2</sup>: Verwaltungsräume, Handbibliothek, Benutzerraum und ein Archivdepot im Ausmaß von 177 m<sup>2</sup>. Abschluss dieser Arbeiten war im Juni 1999.

1993 wurde die dem Diözesanarchiv angeschlossene Ordinariatsbibliothek mit 20.000 Bänden vom Bischofshof in den 200 m<sup>2</sup> großen Depotraum unter dem Refektorium des Priesterseminars ausgelagert; ferner wurde die historische Bibliothek des Knabenseminars (Bischöfliches Gymnasium) mit ca. 12.000 Bänden, die das Diözesanarchiv 1995 übernommen hatte, auch dort aufgestellt. 1997 kaufte das Bischöfliche Ordinariat die historische Bibliothek der Lazaristen in Graz (1.500 Bände), in der sich viele wertvolle Inkunabeln befinden; diese wurde auch im genannten Depotraum untergebracht.

Ebenfalls wurden in dieser Zeit die geborgenen (ca. 60) Pfarrarchive im 2. UG (Nordtrakt) eingebracht, da in den Depots des sogenannten alten Diözesanarchivs im Bischöflichen Ordinariat kein Platz mehr vorhanden war.

Die Übersiedelung der Bestände des Diözesanarchivs erfolgte in der Zeit vom 12. Juli bis zum 13. September 1999 unter Mithilfe von sechs Alumnen des Priesterseminars. Die Eröffnung des nunmehr neuen Diözesanarchivs war am 14. September 1999.

Der feierliche Festakt zum Abschluss der Renovierungsarbeiten am Gebäude des Priesterseminars durch Diözesanbischof Johann Weber erfolgte am 16. Dezember 1999, verbunden damit war die Segnung der neuen Räume des Diözesanarchivs.

Dem neuen Diözesanarchiv stehen Räumlichkeiten im Ausmaß von 1.168 m<sup>2</sup> und eine Regallänge von 6.000 lfm auf rund 300 Regalen (zum größten Teil Mobilregale) zur Verfügung. Damit ist die Kapazität für die nächsten 40 bis 50 Jahre (bei Skartierung der Akten und Skelettierung der Aktenbestände) erreicht.

Qualitative Aufstockung des Archivpersonals und bauliche Erweiterungen des Diözesanarchivs sind Zeichen dafür, dass sich die steirische Kirche der Verantwortung in dem oft wenig spektakulären Bereich der historischen Schriftgutverwaltung stellt und damit auch einen wichtigen Beitrag für die Forschung leistet.

In den letzten Jahrzehnten sind die Anforderungen an das Diözesanarchiv stark gestiegen: durch die Sicherung zahlreicher gefährdeter Pfarrarchive und durch die große Zunahme von Benutzerzahlen, bedingt durch das wachsende Interesse an der Geschichte, vor allem auch an der eigenen Familiengeschichte.



*Archivdepot (Foto: N. Müller, 2003)*

Das Diözesanarchiv ist auch eine Serviceeinrichtung geworden: Das Bemühen um einen frictionsfreien Zugang zur Geschichte der Kirche durch Vorträge, Ausstellungen und Publikationen; fachliche Beratung der Archivbenützer bei ihren Forschungen (jährlich rund 2.300 Benützer) und Beantwortung der jährlich ca. 400 schriftlichen Anfragen.

### Reihenfolge der Ordinariats- bzw. Diözesanarchivare

Ursprünglich waren in der Ordinariatskanzlei neben dem Kanzler und den zwei Hofkaplänen (Sekretäre) und einem „Kursor“ (Bote) auch ein bis drei Kanzlisten angestellt.

Matthias Schaffler, geb. 6. 2. 1872 in Weiz, Pr. 21. 7. 1895, zeitlicher Defizient; er wurde als „Ordinariatsarchivar“ bezeichnet. Er kommt im Diözesanschematismus als solcher von 1911 bis 1938 vor. Schaffler starb am 9. 1. 1947 in Leibnitz als „emeritierter Ordinariatsarchivar“. Im Jahre 1933 wurde ihm im Archiv zur Seite gestellt

Dr. theol. Walter Müller, ein krankheitshalber beurlaubter Kaplan von Ehrenhausen mit Dienstzuweisung in der Ordinariatskanzlei; geb. 7. 7. 1901 in Fehring, Pr. 26. 12. 1923; am 1. 1. 1945 wurde er als Ordinariatsarchivar in den Ruhestand versetzt und wohnte später in der Pfarre Gams bei Stainz (Bad Gams), wo er am 30. 8. 1965 starb.

Dr. theol. Johann Pock, geb. 24. 6. 1891 in St. Anna am Aigen, Pr. 19. 7. 1914, war emeritierter Religionsprofessor, als er am 16. 5. 1939 Ordinariatsarchivar wurde; er kommt noch 1942 als solcher im Schematismus vor. Er starb am 10. 5. 1964 in Kapfenstein.

P. Dr. phil. Othmar Wonisch OSB St. Lambrecht war Stiftsarchivar und ab 1943 auch im Ordinariatsarchiv tätig; er war auch Dozent an der theologischen Fakultät der Universität Graz; geb. 3. 3. 1884 in St. Anna am Aigen, Pr. 19. 7. 1908; offiziell wurde er am 1. 3. 1946 als Ordinariatsarchivar angestellt und blieb es bis 31. 12. 1951; er starb am 9. 9. 1961 im LKH Graz.

Dr. phil. Karl Klamminger; seine Bestellung zum Diözesanarchivar (erstmalig diese Bezeichnung) erfolgte am 28. 12. 1951; geb. 29. 4. 1912 in St. Ruprecht an der Raab, Pr. 19. 7. 1936, war er von 16. 4. 1946 bis Juli 1948 Pfarrer in Soboth. Anschließend Religionslehrer im Pensionat der Kreuzschwestern in Bruck an der Mur; 1950 Promotion zum Dr. phil. (Volkskunde und Geschichte). Mit 31. August 1981 wurde er in den Ruhestand versetzt. Er verstarb am 23. 11. 1988 in Feldkirchen bei Graz, wo er gewohnt hatte.

Dr. phil. Norbert Müller, seit 1. September 1981, seit Juni 1976 auch Stiftsarchivar des Zisterzienserstiftes Rein.

# Ein Überblick über den antiken Münzumsatz in der Steiermark

von Ursula Schachinger

Dieses Jahr ist ein ganz besonderes Jahr für die Historische Landeskommission, da Othmar Pickl seine 50-jährige Amtszeit als geschäftsführender Sekretär beendet hat und auch einen runden Geburtstag feiert – beides denkwürdige Jubiläen. Letzteres war nicht einmal dem 1924 eingeführten österreichischen Schilling – einst als harte Währung hoch geschätzt – beschieden, der nach 78 Jahren im Jahr 2002 durch den Euro abgelöst wurde. Inzwischen können wir auf eine fünfjährige Erfahrung mit der Europawährung zurückblicken – auch dies in gewissem Sinne ein kleines Jubiläum. Vom Euro als europäische Einheitswährung spannt sich der Bogen zunächst zu den sog. Conventionsmünzen, die 1753 durch Maria Theresia im Zuge der Gründung einer Münzkonvention mit Bayern, der sich allmählich fast alle deutschen Länder angeschlossen haben, eingeführt wurden. Man mag dabei schon in gewissem Sinne von einer Europa-Währung sprechen, die zumindest den heutigen mitteleuropäischen Zentralraum verband. Der Bogen kann allerdings bis in die Römerzeit weiter gespannt werden, da die römische Münze quasi als Weltwährung im gesamten Imperium Romanum verbreitet war – und dieses reichte von Britannien bis Afrika und von Spanien bis Arabien. Hier ergibt sich fast ein unmittelbarer Konnex zum Europa unserer Zeit, welches sich im Vertrag von Maastricht 1992 zu einer Währungsunion zusammengeschlossen hat.

Die Steiermark bildete also einen Teil des römischen Währungsgebietes, in dem ganz regelmäßig römische Münzen zirkulierten, die die Grundlage für die Geldwirtschaft im Lande bildeten.

Im Zuge meines vom FWF finanzierten und von 2000 bis 2004 laufenden Forschungsprojektes „Die Fundmünzen der römischen Zeit in Österreich: Steiermark“ konnten durch eine flächendeckende Erfassung sowie die digitale Aufnahme und Kartierung aller in der Steiermark gefundenen antiken Münzen fundierte Einblicke in den Münzumsatz, die Währungspolitik sowie in weiterer Folge in die Wirtschafts-, Sozial- und Siedlungsgeschichte der Steiermark gewonnen werden. Somit ist also nach moderner Auffassung nicht die Aufnahme und Publikation von Fundmünzen in Katalog- bzw. Corpus-Form das Ziel der Bearbeitung, sondern die Basis für eine methodische Auswertung nach historischen und geldgeschichtlichen Aspekten. Die Methode der Auswertung wurde an dem vorliegenden Material vorrangig auf statistischen Berechnungen der gesammelten Materialmassen begründet. Im Großen und Ganzen handelt es sich in erster Linie um Münzen, die in der Antike zufällig verloren worden sind; diese werden als „Einzelfunde“ – auch Streufunde – angesprochen. Daneben gibt es auch einige sog. „Schatzfunde“, die eine in vergangenen Zeiten absichtlich verborgene Geldmenge darstellen. Diese konnte durch den Besitzer selbst nicht mehr gehoben und weiter verwendet werden, sondern gelangte durch besondere Umstände oder einen späteren glücklichen Finder wieder ans Tageslicht. Eine dritte Gruppe stellen die „Grabfunde“ dar, Münzen, welche den Toten als Wegzehrung, als letzte Barschaft oder als Fährgeld mit ins Jenseits gegeben wurden.

---

Ich möchte dem Jubilar, Herrn em.Univ.-Prof. Dr. Othmar Pickl, hiermit nicht nur diesen Artikel widmen, sondern meine Forschungen der letzten Jahre, die er – insbesondere durch seine persönliche Unterstützung bei der Drucklegung – sehr gefördert hat.

Faktoren, die zum Verlust einer Münze führten, gibt es viele. So wird auch in vergangenen Zeiten hin und wieder beim Bezahlen einer Ware eine Münze aus der Geldbörse unbemerkt auf den Boden oder in eine Ritze gefallen sein. Besonders in Zeiten rapider Geldentwertung, als die Münzen immer minderwertiger wurden, wird man sich nach einem wertlosen Kupferstück vielleicht nicht immer gebückt haben. Man denke beispielsweise an die Kronen-Inflation in Österreich, als der Wert des Geldes selbst fast geringer war als das Papier, auf dem es gedruckt wurde. Zudem ist zu bedenken, dass es in der Antike keine systematische Geldeinziehung wertlos gewordener oder aus dem Kurs geratener Münzen gegeben hat. Das ist der Grund dafür, dass Geld so lange zirkulierte, als es angenommen wurde. Das konnten mitunter sogar Jahrhunderte sein. Wenn man den Inhalt einer antiken Geldbörse auf heutige Verhältnisse umlegt, hätten wir heute ca. 50 Prozent Euro-Währung in unserer Tasche, 30 Prozent würden auf Schillinge inklusive Reichsmark und -pfennige entfallen. Hinzu kämen ca. zehn Prozent Kronen und sieben Prozent würde Geld aus der Regierungszeit Kaisers Franz Josephs I. (1848-1916) ausmachen. Eine kleine Menge von Münzen hätten wir sogar noch aus der Zeit von Ferdinand I. (1835-1848), Franz II. (1792-1835), Joseph II. (1780-1790), Maria Theresia (1740-1780) und Karl VI. (1711-1749) in unserer Geldbörse. Wenn man also eine einzelne Münze, welche in einer bestimmten Zeit geprägt worden ist – denn der Zeitpunkt der Produktion ist zumindest anhand des auf den Münzen abgebildeten Kaiserporträts bekannt – findet, kann man nicht automatisch davon ausgehen, dass dieselbe auch in dieser Zeit verloren worden ist. Der Zeitpunkt des Verlustes kann stark von dem der Produktion abweichen. Somit kennen wir zwar die Prägezeit fast aller Münzen, nicht aber ihren Verlustzeitpunkt. Verloren wurden wohl in der Regel eher kleinere, geringerwertige Stücke, in selteneren Fällen Silber- oder Goldmünzen; nach letzteren wird man im Falle von Verlust sicher gründlicher gesucht haben. Das wertvolle Silbergeld wurde in der Praxis eher für Großzahlungen verwendet sowie als Soldatensold. Im lokalen Geldverkehr deckten Buntmetallmünzen den täglichen Bedarf. Der Unterschied zwischen tatsächlichem Verlust und weggeworfenen bzw. infolge von Entwertung wertlos gewordenen Münzen kann man heute nicht mehr feststellen. Auch die Frage, wann das jeweilige Stück ins Umlaufgebiet kam bzw. ob der Verlust überhaupt im Umlaufgebiet stattgefunden hat, bleibt unbeantwortet. So kann durchaus beispielsweise im Zuge eines Wohnortwechsels im dritten Jahrhundert eine Silbermünze Trajans (98-117), welche quasi als Familiensilber über lange Zeit bewahrt wurde, verloren worden sein.

Einzelfunde allein können den Geldumlauf eines Gebietes nicht repräsentieren. Daher sind auch die wenigen steirischen Schatz- oder Hortfunde aussagekräftige Zeugnisse. Horte sind geschlossene Komplexe, wobei unter Anwendung gewisser Selektionsprinzipien Münzen absichtlich aus dem Umlauf genommen wurden. Andererseits gehören auch verlorene oder versteckte Geldbeutel, die ein gutes Abbild von der Zusammensetzung des Umlaufgeldes zu einem bestimmten Zeitpunkt wiedergeben, zu den Hort- oder Schatzfunden.

Im Vergleich der (Einzelfund-)Münzreihen verschiedener Orte, die sich sowohl aufgrund ihres regionalen Charakters als auch ihres Siedlungstyps unterscheiden, ergeben sich bestimmte geographische, chronologische sowie siedlungstypische Charakteristika in den Fundzusammensetzungen. So weist ein regelmäßiges Vorhandensein von Münzen des ersten Jahrhunderts in allen Metallen auf eine relativ früh entwickelte römische Geldwirtschaft vor Ort hin.

Einen weiteren Aspekt im Fundmaterial der Steiermark machen zeitgenössische antike Fälschungen, die allerdings nur sehr sporadisch auftreten, aus. Zwar können Unterschiede zwischen einzeln auftretenden Fälschungen und zahlenmäßig stärker – wenn auch nicht „epidemieartig“ – verbreiteten fest-

gestellt werden, Produktionsstätten vor Ort können allerdings aufgrund der spärlichen Falsa-Präsenz nicht nachgewiesen werden.

Der Großteil des numismatischen Fundmaterials der Steiermark stammt aus Flavia Solva (Wagna, Bezirk Leibnitz). Doch auch andernorts wurden in den letzten Jahrzehnten durch verstärkten archäologischen Einsatz größere Mengen an Fundmünzen ans Licht gebracht (z. B. Kalsdorf/Bezirk Graz-Umgebung, Gleisdorf/Bezirk Weiz, Lassenberg/Bezirk Deutschlandsberg). Ein kleiner Teil des Gesamtmaterials konnte noch aus alten Fundpublikationen und Katalogen rekonstruiert und identifiziert werden. Hier erwiesen sich besonders die Altpublikationen von Friedrich Pichler, dem langjährigen Kustos am Landesmuseum Joanneum, als Fundgrube für Informationen. Die numismatische Forschungstätigkeit in der Steiermark war von Anfang an an das Landesmuseum Joanneum und an das Epigraphische Seminar der Universität Graz (heute Institut für Alte Geschichte und Altertumskunde) gekoppelt. Somit kamen auch unter Friedrich Pichler und seinem Nachfolger Arnold von Luschin-Ebengreuth die aus steirischem Boden stammenden Münzfunde zum Teil an das Landesmuseum, zu einem kleineren Teil in die Sammlung der Universität. Beide Gelehrte waren idealiter sowohl als Kustoden als auch als Universitätslehrer tätig.

## Historischer Rahmen

Das Gebiet der heutigen Steiermark bildete in römischer Zeit einen Bestandteil der Provinz Noricum mit Ausnahme des nordöstlichen Teiles des Landes, der zu Pannonia Superior gerechnet wird. Zu den antiken Stadtterritorien von Noricum – auf dem Gebiet der heutigen Steiermark – gehören folgende: Flavia Solva und Virunum in Noricum mediterraneum, Iuvavum, Ovilava, Lauriacum und Cetium in Noricum ripense sowie Savaria in Pannonia Superior. Das Territorium der Stadt Flavia Solva macht dabei den größten Teil aus.

Die antike Münzgeschichte beginnt in der Steiermark in der Spätlatènezeit (1. Jh. v. Chr.) mit dem Geld der Kelten. Wie und wann die keltische Stammeswerdung in der Steiermark vor sich ging, soll an dieser Stelle nicht behandelt werden. Bekannt ist, dass das spätere *regnum Noricum* (das sog. norische Königreich, ein Stammesgefüge unter der Führung der Noriker) um 170 v. Chr. einen Vertrag mit den Römern geschlossen hatte. Dadurch kam es zum Erstarken der wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Rom und Noricum. Zu nennen ist hier die Siedlung auf dem Magdalensberg/Kärnten als Umschlagplatz für das in den Quellen vielfach gerühmte norische Eisen, oder Nauportus als Hauptort des keltischen Stammes der Taurischer. Bekannt ist auch, dass der römische Konsul Cn. Papirius Carbo im Jahr 113 v. Chr. den Kimbern, Teutonen und Ambronon auf ihrem Weg nach Süden bei Noreia unterlag. In ungefähr derselben Zeit begannen die Noriker und die Taurischer eigene Münzen zu prägen. Auf dem Höhepunkt seiner Macht um ca. 44 v. Chr. dehnte sich das norische Königreich bis zum Wiener Becken und in die ungarische Tiefebene aus. Gegen Ende des ersten Jahrhunderts v. Chr. wurde es von den Römern im Zuge der Eroberung des Alpenvorlandes – zur Sicherung des Reiches gegen die Germanen – besetzt. Die Okkupation verlief höchstwahrscheinlich friedlich.

Unter dem römischen Kaiser Claudius (41-54) wurden die ersten römischen Städte als Zentren der Romanisierung in Österreich etabliert, wie Virunum in Kärnten, Aguntum in Osttirol, Iuvavum/Salzburg. Flavia Solva erhielt unter Kaiser Vespasian (69-79) sein Stadtrecht. Bis in die zweite Hälfte des ersten Jahrhunderts fand eine kontinuierliche Entwicklung statt. Danach wird die Provinz von zwei

schweren Katastrophen getroffen. In den 60er Jahren schleppten die römischen Legionäre eine schwere Seuche aus dem Orient ein und gleichzeitig fielen die Markomannen und Quaden von Norden plündernd und brandschatzend in die Provinz ein. Einen weiteren Einschnitt in die Geschichte Noricums stellt die Stationierung der *legio II Italica* um 175 in Lauriacum dar; von da an hielten sich permanent römische Legionäre in der Provinz auf. Auch die Proklamation des Septimius Severus in Carnuntum wird seine Auswirkungen auf Noricum gehabt haben. Die *legio II* hatte sie unterstützt. Mit der sog. *constitutio Antoniniana* im Jahr 212 erhielten alle Reichsbewohner das römische Bürgerrecht, was wohl eine steuerpolitische Maßnahme (zur Einhebung der Kopfsteuer) darstellt. Ein erneuter Aufschwung macht sich im dritten Jahrhundert bemerkbar, insbesondere in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, was sich auch an der besonderen Ausgestaltung der Wohnhäuser von Flavia Solva zeigt. Konsolidierte wirtschaftliche Verhältnisse herrschten nachweislich durch Keramik-Importe auch noch im vierten Jahrhundert vor.<sup>1</sup>

Im Zuge der Verwaltungsreform des Kaisers Diokletian (285-305) wurde Noricum entlang der Tauern in Ufer-Noricum und Binnen-Noricum geteilt und der Diözese Illyricum zugeschlagen. 395 bricht das römische Grenzverteidigungssystem schließlich durch eindringende Stämme zusammen. Westgoten und anschließend Hunnen suchten das Land heim. Im Jahr 487 wird Ufer-Noricum auf Befehl Odoakers geräumt. Binnen-Noricum war schon früher in die Hände der von Osten kommenden Goten gelangt. Die Bevölkerung hatte sich inzwischen auf befestigte Höhensiedlungen zurückgezogen. Damit endet auch die römische Münzgeschichte der Steiermark, denn nach 400 n. Chr. kam nur mehr vereinzelt römisches Geld ins Land.

## Keltische Münzfunde

Das Vorkommen keltischer Münzfunde beschränkt sich vor allem auf den südlichen und mittleren Teil der Steiermark. Dies ist nicht auf wirtschafts- oder besiedlungsgeschichtliche Ursachen zurückzuführen, sondern hat seinen Grund in archäologischer Forschungstätigkeit. Fundkonzentrationen tauchen besonders im Bereich latènezeitlicher Höhensiedlungen, wie zum Beispiel dem Frauenberg, dem Hoarackogel (beide im Bezirk Leibnitz), dem Königsberg (Bezirk Radkersburg), dem Ringkogel (Bezirk Hartberg) oder dem Dietenberg (Bezirk Voitsberg) auf.

Mehr als die Hälfte der in der Steiermark gefundenen keltischen Münzen stammen von den im zentralen Siedlungsgebiet Sloweniens ansässigen Tauriskern, zahlenmäßig an zweiter Stelle stehen Münzen der in Böhmen siedelnden Boier sowie der ostkeltischen Stämme des Karpaten- und Balkanraumes. Letztere sowie die Taurisker prägten ausschließlich Silbermünzen – größere zu ca. 11 Gramm (sog. Tetradrachmen) und kleinere zu ca. einem Gramm (sog. Obole). Allen gemeinsam ist die Darstellung des Pferdes auf den Münzrückseiten. Aus den zahlreichen auf dem Frauenberg gefundenen „Pferdchen-Münzen“ konnte eine Relativchronologie der typologischen Abfolge erstellt werden. Die keltischen Münzen wurden auf dem Frauenberg im Kontext eines spätlatènezeitlichen Heiligtums gefunden.<sup>2</sup> Einige Indizien weisen darauf hin, dass sich hier sogar eine Prägestätte befunden haben könnte.<sup>3</sup>

1 E. Hudeczek, Flavia Solva, Entwicklung und Topographie. In: M. Sasel-Kos, P. Scherrer, The autonomous towns in Noricum and Pannonia (= Situla 40). Ljubljana 2002, 203-212.

2 G. Tiefengraber, Ein spätlatènezeitliches Heiligtum auf dem Frauenberg bei Leibnitz in der Steiermark. In: Archäologisches Korrespondenzblatt 27/4 (1997), 601-616.

3 U. Schachinger, Die keltischen Münzen aus einem spätlatènezeitliches Heiligtum auf dem Frauenberg bei Leibnitz/Steiermark. In: Numismatische Zeitschrift 108/109 (2001), 17-32.

Die Grundlage dazu ist allerdings zu dürftig, als dass man dies mit Sicherheit konstatieren könnte. Wir können also zusammenfassend feststellen, dass das Münzgeld im ersten vorchristlichen Jahrhundert vornehmlich aus dem Süden (heute Slowenien) einströmte, dass es aber auch Handels- und Wirtschaftsbeziehungen zum Norden (heute Böhmen) und dem Osten (Balkangebiet) gab. Ob in der Steiermark selbst von dem hier siedelnden Stamm eigene Münzen geprägt worden sind, bleibt derzeit noch unbeantwortet.

## Römerzeitliche Münzschatzfunde

Zwanzig Prozent des gesamten relevanten Fundmaterials der Steiermark trat uns in Horten bzw. als Schatzfunde entgegen. Dies sind konkret 11 Schatzfunde, wobei ein großer Teil wiederum aus alten Fundpublikationen rekonstruiert werden musste. An drei Horten konnte der Inhalt nicht mehr genau verifiziert werden, hierbei müssen wir mit den vagen Angaben in der Literatur auskommen. Am Inhalt der Horten interessiert einerseits die Dauer der Hortung, das heißt das Prägedatum der ältesten und jüngsten Münze, andererseits das Hortungsende und die Verbergung des Schatzes, die nach dem Datum der jüngsten Münze stattgefunden haben muss. Besonders anhand der spätesten in einem Hort vorkommenden Münze kann man mögliche Rückschlüsse auf die Ursache der Verbergung oder besser der Nicht-Bergung ziehen. Auffälligerweise enden die meisten steirischen Schatzfunde mit einer Münze des dritten Jahrhunderts, nämlich 78 Prozent.

Davon haben drei Horten ausschließlich Münzen des dritten Jahrhunderts zum Inhalt. In drei weiteren finden sich noch ca. 20 Prozent Münzen aus dem zweiten Jahrhundert. Nur ein Schatzfund beinhaltet zusätzlich noch Münzen aus dem ersten Jahrhundert. Aus den beobachteten Sachverhalten kann die Zusammensetzung des zirkulierenden Geldvolumens zu einem bestimmten Zeitpunkt abgeleitet werden. So setzt sich das zirkulierende Geld im dritten Jahrhundert n. Chr. zu mindestens 60 Prozent aus Münzen der unmittelbaren Vergangenheit, das heißt der letzten 20 Jahre zusammen. Hinzu kommen in jeweils geringer werdendem Prozentanteil ältere Prägungen, deren älteste bis zu 300 Jahre zurückreichen kann. Daraus ersieht man, dass Geld in der Römerzeit so lange zirkulierte, als es als Zahlungsmittel akzeptiert wurde. Man denke an die Maria-Theresien-Taler, die in Eritrea bis weit ins 20. Jahrhundert zur Zahlung verwendet (und auch nachgeprägt) wurden. Dieses Phänomen konnte auch als Arbeitshypothese zur Auswertung der Münzfunde aus Siedlungen angewendet werden.

Im Vergleich zu den Schatzfunden aus dem angrenzenden Burgenland und aus Slowenien wird die Fundstruktur klar: In der Steiermark treten Horten vornehmlich an wichtigen Verkehrswegen – das heißt im Speziellen entlang der Murtalstraße –, sowie in der einzigen Römerstadt Flavia Solva auf. Dies ist auch in den angrenzenden Ländern der Fall und erklärt dort die um einiges stärkere Schatzfund-Präsenz. Durch Slowenien und im Osten des Burgenlandes bzw. durch das N-Burgenland führte nämlich die sog. Bernsteinstraße, die wichtigste Verkehrs- und Handelsverbindung von Italien an die Donau. Die verkehrstechnisch gut erschlossenen Gebiete hatten daher auch eine größere Besiedlungsdichte als die im Binnenland Noricums gelegene Steiermark.

Die Inhalte der steirischen Münzhorte sind höchst unterschiedlich. Einerseits liegen bescheidene Geldbörseninhalte vor, andererseits unter Umständen militärisch motivierte Horten wie jener aus Strettweg (Bezirk Judenburg) oder Wagna/Flavia Solva II (Bezirk Leibnitz). Letztere beinhalten meist außergewöhnlich gut erhaltene Münzen. Andere Horten wieder können am ehesten als Sparhorten interpretiert



*Verteilung der römzeitlichen Schatzfunde in der Steiermark nach dem Prägdatum der letzten Münze*

werden, wobei hier unterschiedliche Motivationen der Hortung eine Rolle gespielt haben. Eine Hortung oder Deponierung muss nicht unbedingt auf Kriegsgefahren hinweisen, vor denen man das Ersparte in Sicherheit zu bringen suchte. Zwar liegen in erster Linie Horte des politisch und wirtschaftlich unruhigen dritten Jahrhunderts vor, doch sind deren Enddaten beinahe über das ganze Jahrhundert gestreut, sodass kein Fixpunkt einer eventuellen Bedrohung oder Unsicherheit festgemacht werden kann. Denkbar wäre im Einzelfall auch das Wegwerfen von im Zuge der massiven Geldverschlechterung des dritten Jahrhunderts wertlos gewordenen Münzen. Auch in ihrer Zusammensetzung unterscheiden sich die einzelnen Horte stark voneinander. Sie umfassen unterschiedliche Zeitspannen, d. h. die zeitlichen Abstände von der frühesten zur spätesten Münze sind sehr verschieden. Manche Münzhorte haben eine sehr kurze Belegzeit von nur wenigen Jahren, andere, meist als Geldbörsen interpretierte, weisen eine längere Zeitspanne zwischen der ältesten und der jüngsten Münze auf. Sparhorte erstrecken sich meist über größere Zeitspannen. An ihnen lässt sich auch ein Auswahlprinzip der einzelnen Münzen zur Hortung feststellen. Generell wurden alle steirischen Horte an den Orten zusammengetragen, wo sie verloren bzw. aufgefunden wurden, denn die Münzstättenverteilung stimmt mit jener der Einzelfunde überein. Es gibt keine Indizien für importierte Schätze, die wohl eine abweichende Zusammensetzung der Münzstätten aufweisen würden.

## Münzfunde aus römerzeitlichen Gräbern

An dieser Stelle soll die Verbreitung von römerzeitlichen Fundmünzen in antiken Gräbern sowie die zeitliche Verteilung der als Grabfunde vorkommenden Münzen kurz zusammengefasst werden.

Den größten Teil machen die Funde aus provinzialrömischen Hügelgräbern aus. Diese Bestattungsform taucht frühestens ab augusteischer Zeit auf und konzentriert sich auf die Gebiete um Flavia Solva und Poetovio. Das Münzmaterial aus den norisch-pannonischen Hügelgräbern entstammt zum Großteil dem zweiten Jahrhundert, gefolgt von nicht wenigen flavischen (69-96 n. Chr.) Stücken. Münzen aus der Severer- und der Soldatenkaiserzeit des dritten Jahrhunderts, der konstantinischen (305-361) und valentinianischen (364-395) Periode ebenso wie keltische und frühkaiserzeitliche Stücke können in keinen gesicherten Zusammenhang mit den Gräbern gebracht werden. Die geographische Verteilung erstreckt sich ausschließlich auf den südlichen Teil des Landes, unterhalb der Mur-Mürz-Furche, insbesondere im zentralen Verbreitungsraum des Territoriums von Flavia Solva. Es handelt sich ausschließlich um Brandbestattungen, wobei die beigegebenen Münzen in der Regel mit verbrannt wurden. Sie wurden zum größten Teil dem Geldverkehr der Zeit entnommen und als Wegzehrung oder ähnliches den Toten mitgegeben. An Nominalien herrschen Asse, Dupondien und Sesterze vor, also Geld, das im Nahverkehr bzw. für die täglichen Geschäfte verwendet wurde. Edelmetallmünzen kommen in den provinzialrömischen Hügelgräbern quasi nicht vor.

Auch die Münzen aus den frühkaiserzeitlichen Flachgräberfeldern (z. B. Katsch) stammen ausschließlich aus dem ersten und zweiten Jahrhundert n. Chr. Sie wurden ebenso dem Geldumlauf der Zeit, in dem die Gräber errichtet wurden (Ende erstes bis Mitte zweites Jahrhundert), entnommen. Es handelt sich hier ebenfalls um Brandgräber, wobei die Münzen mit den Toten mit verbrannt wurden.

Als besonderer Münzfund-Komplex soll jener aus dem spätantiken Gräberfeld auf dem Frauenberg (Bezirk Leibnitz) angeführt werden. Hier konnten genaue Untersuchungen an den Fundmünzen durchgeführt werden. Die beigegebenen Münzen wurden in der Regel dem Münzumsatz der Zeit entnommen. Aus der Lage der Münzen beim Leichnam – es handelt sich ausschließlich um Körpergräber – kann eine bestimmte Intention der Beigabe abgelesen werden. So weist beispielsweise die Lage der Münzen im Bereich des Beckens bei Männern oder im Brustbereich bei Frauen auf einen Geldbeutel und somit möglicherweise die letzte Barschaft des/der Toten hin. Singuläre Stücke, wie keltische Münzen als Beigabe des/der Toten, hatten wohl eine bestimmte Funktion. Ob eine bewusste Selektion der Münztypen, das heißt der bildlichen Darstellungsthemen auf den Münzrückseiten, für den Grabbrauch vorgenommen wurde, könnte unter Umständen vermutet werden.<sup>4</sup>

## Münzfunde aus römischen Siedlungen und Villen sowie aus dem Bereich von römerzeitlichen Straßenverbindungen

Das ausgewertete Material wurde nach Siedlungskategorien folgendermaßen eingeteilt: Flavia Solva als einzige römerzeitliche Stadt auf steirischem Boden, sog. Vici – dorfähnliche Siedlungen mit zentralörtlicher Funktion –, Villen und römerzeitliche Höhengründungen der Spätantike.

---

<sup>4</sup> U. Schachinger, Die Fundmünzen aus den Grabungen des Bundesdenkmalamtes auf dem Frauenberg bei Leibnitz, Steiermark. In: U. Steinklauber, Das spätantike Gräberfeld auf dem Frauenberg bei Leibnitz, Steiermark (= FÖ Materialhefte Reihe A, Heft 10), Wien 2002, 583-608.

Im Zuge der Auswertung ergaben sich innerhalb der einzelnen Kategorien verschiedene Schwerpunkte und Charakteristika. Insgesamt stammen 80 Prozent aller Einzelfunde der Steiermark aus Flavia Solva. Aus dieser großen Anzahl können zuverlässige Ergebnisse in punkto Münzumlauf und -zustrom für Flavia Solva selbst aber auch für die gesamte Steiermark abgeleitet werden.

Die Münzverluste in Flavia Solva beginnen sich regelmäßig ab flavischer Zeit (69-96) in Funden niederzuschlagen. Münzen aus der Zeit davor gehörten dabei zum Umlaufvolumen flavischer Zeit. Es ist daher ab der Munizipalrechtsverleihung unter Vespasian (69-79) mit einer geregelten römischen Geldwirtschaft in Flavia Solva zu rechnen. Dabei treten vorrangig Buntmetallnominalien auf, welche im Nahverkehr, d. h. in den Alltagsgeschäften des Kleinhandels, verwendet wurden. Das Volumen des zirkulierenden Geldes nimmt kontinuierlich bis Mark Aurel (161-180) zu, wobei die Zirkulationsdauer der Münzen generell lang gewesen sein muss. Diese kann aus der starken Abnutzung, der die Münzen im Zuge langen Umlaufs ausgesetzt waren, geschlossen werden. Das heißt, der Zeitpunkt des Verlustes der einzelnen Münzen sowie jener, an dem die Münzen nach Flavia Solva kamen, ist im Einzelfall naturgemäß nicht eruierbar. Einschnitte durch die Markomannenkriege um 170 schlagen sich im Allgemeinen nicht im Münzspektrum nieder. Ein Zustrom von Münzen der Zeit zwischen 161 und 180 ist in gewohnter Intensität anzunehmen. Nur vereinzelt kommt es zu einem stärkeren Rückgang oder sogar einem Abbruch im Münzspektrum. So konnten bei der Untersuchung des Fundbestandes der einzelnen *insulae*, d. h. der einzelnen Wohnhäuserblocks oder -siedlungen in Flavia Solva, zum Teil sogar gravierende Unterschiede in der Präsenz von Zirkulationsgeld festgestellt werden. Beispielsweise ist in den *insulae* I, XXII, XXVII, XL und XLI ein Rückgang bzw. Abbruch im Münzzustrom zur Zeit der Markomannenkriege zu erkennen, was unter Umständen bedeuten könnte, dass diese Bereiche zur selben Zeit zerstört worden waren und zeitweilig nicht bewohnt wurden.

Ein allgemeiner Rückgang im Münzzustrom kann mit Commodus (180-192) erkannt werden; dies ist allerdings ein reichsweites Phänomen, das sich auch in anderen Provinzen deutlich abzeichnet. Ab dem beginnenden dritten Jahrhundert steigt die Zahl der Fundmünzen wieder an, wobei sich aber die Zusammensetzung der Nominalien geändert hat. Es treten nun vermehrt Silberdenare auf. Der Ansturm der Markomannen sowie ihr Überschreiten des Limes hatte nachhaltige Auswirkungen für Rom. So mussten das Legionsaufgebot vergrößert und Soldaten rekrutiert werden. Zu diesem Zweck waren naturgemäß große Geldsummen notwendig, sodass sich der Kaiser damit behelf, den gestiegenen Geldbedarf durch erhöhte Geldproduktion zu decken. Im Zuge dessen kam es zu einer Qualitätsverschlechterung der geprägten Edelmetall-Münzen, sodass insbesondere Silberdenare in zunehmendem Maße mit Kupfer legiert wurden. Das Volumen des zirkulierenden Geldes blieb bis ca. 250 n. Chr. einigermaßen konstant. Zuvor hatte es allerdings eine Währungsumstellung auf eine neue, einem zweifachen Denar entsprechende Münze, den sog. Antoninian, gegeben. Diese schlägt sich in den steirischen Funden erst ab 238 n. Chr. nieder. Gleichzeitig verschwinden Denare vollständig aus dem Verlustspektrum, sie werden zur Gänze durch Antoniniane ersetzt, deren Fundvolumen ab 260, insbesondere unter Claudius II., beinahe explosionsartig ansteigt. Dies hat seinen Grund im vermehrten Auftreten von Fälschungen, die – als Radiati bezeichnet – kaum von den regulären Prägungen der 60er und 70er Jahre des dritten Jahrhunderts auseinander zu halten sind. Mit der Reform Aurelians 274 wird das Geldwesen wieder in geordnete Bahnen gelenkt, der Zustrom an neuen Münzen geht merklich zurück.

Münzen der Zeit nach 285 sind generell in nur geringer Zahl in Flavia Solva vertreten. Das Niveau bleibt bis ca. 310 allgemein niedrig, was auf geringen Zustrom neuer Münzen zurückzuführen ist.

Inzwischen wurde das römische Münzwesen durch Diokletian um 294 grundlegend reformiert. Doch manifestiert sich diese Währungsumstellung (auf den sog. Follis) zunächst wenig in den Funden. Erst mit Prägungen ab 310 – inzwischen machte sich auch an dem neu geschaffenen Follis eine stärkere Münzverschlechterung bzw. Gewichtsreduzierung bemerkbar – steigt das Volumen wieder allgemein an, es behält ein gleichmäßiges Niveau bis ins letzte Viertel des vierten Jahrhunderts. Die Reform des Constantius II. (337-361) um die Mitte des vierten Jahrhunderts lässt also keine Spuren in der Menge der verlorenen Münzen zurück. Gegen Jahrhundertende hört der Zustrom neuer Münzen dann überhaupt auf, eine Weiterverwendung des vorhandenen Geldes im fünften Jahrhundert kann angenommen werden – zumindest bis zur Aufgabe der Siedlung.

Die Umlaufdauer der Münzen dürfte in den einzelnen Perioden im Allgemeinen sehr lang gewesen sein. So waren mitunter republikanische und frühkaiserzeitliche Münzen des ersten vorchristlichen und nachchristlichen Jahrhunderts sicher noch im zweiten Jahrhundert in Verwendung, ebenso zirkulierten Prägungen des ersten und zweiten Jahrhunderts – fallweise auch noch ältere – bis ins dritte Jahrhundert. Auch Münzen der Severerzeit (192-235) dürften noch bis weit ins dritte Jahrhundert im Umlauf gewesen sein. Die Zirkulationsdauer der Inflation-Antoniniane des krisengeschüttelten dritten Jahrhunderts ist schwer festzustellen, doch dürften sie die Reform Aurelians von 274 kaum überdauert haben, wohingegen sog. *aureliani* (d. s. die von Aurelian reformierten Münzen) wohl noch im vierten Jahrhundert im Umlauf waren. Sie deckten vermutlich auch die Lücke im Zustrom zwischen ca. 285 und 310 ab. Zur Umlaufdauer der Folles kann ebenso nichts Genaues gesagt werden, nur dass frühe Stücke – die ja generell nur sporadisch vorhanden waren – eher nicht so lange zirkulierten wie reduzierte Folles, welche wohl auch in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts regelmäßig in Verwendung standen. Die Münzen der Postreform-Periode nach 348 waren in Flavia Solva bis zum Ende der Siedlung in der ersten Hälfte oder bis um die Mitte des fünften Jahrhunderts im Umlauf. Dies deckt sich mit den Ergebnissen von dem spätantiken Gräberfeld auf dem Frauenberg (Bezirk Leibnitz), welches ca. um die Mitte des fünften Jahrhunderts endete und wo hauptsächlich Münzen der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts in den Gräbern auftraten.

Die Versorgungslinien, auf denen die Münzen nach Flavia Solva kamen, änderten sich im Laufe des dritten Jahrhunderts gleichzeitig mit der Öffnung neuer Münzstätten insbesondere im Balkan- und im östlichen Mittelmeerraum. Bis in die 70er Jahre des dritten Jahrhunderts kam die größte Menge der Prägungen noch aus Rom, daneben waren aber auch die Münzstätten Mediolanum (Mailand) und in zunehmendem Maße Siscia (Sisak an der Save) wichtig für die Versorgung von Flavia Solva. Zudem spielten auch Buntmetallprägungen aus Viminacium in Mösien eine Rolle. Ab ca. 270 zeichnen sich im Spektrum zahlreiche neue Münzstätten ab, Hauptlieferant wird Siscia und bleibt es auch noch das gesamte vierte Jahrhundert hindurch. In der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts kommen außerdem noch italische und östliche Münzstätten zum Tragen; in der zweiten Jahrhunderthälfte reduziert sich der Zustrom neuer Münzen in erster Linie auf Siscia sowie auf wenige näher gelegene und östliche Münzstätten, wie beispielsweise Aquileia oder Sirmium, Thessalonica und Constantinopolis.

Die *vici* können anhand ihrer Münzspektren und ihrer örtlichen Funktion folgendermaßen charakterisiert werden: Einige Siedlungen hatten aufgrund ihrer geographischen Lage eine bestimmte Funktion an Straßenverbindungen, wie zum Beispiel Rattenberg (Bezirk Judenburg), Poedicum (= Bruck an der Mur), die Siedlung auf dem Kugelstein und Kalsdorf (beide Bezirk Graz-Umgebung). Allen gemeinsam ist, dass sie an oder nahe der Murtalstraße und zum Teil an Kreuzungspunkten verschiedener Verbin-

dungen von lokaler Bedeutung lagen. Rattenberg, das zudem nicht weit von der norischen Hauptstraße, welche Aquileia via Liezen und Wels mit der Donau verband, entfernt ist, zeigt ein relativ frühes Münzspektrum mit einem Schwerpunkt auf dem zweiten Jahrhundert, auch das dritte Jahrhundert ist noch relativ stark vertreten. Ab wann genau sich die Münzen des zweiten Jahrhunderts in Funden niederschlagen, bleibt unklar. Aufgrund der homogenen Zusammensetzung und gleichmäßig ansteigenden Zahl sowie der gleichmäßigen Abnutzung der Münzen ist aber anzunehmen, dass die Zirkulation römischen Geldes bereits im zweiten Jahrhundert flächendeckend funktionierte. Für das dritte Jahrhundert wird die zirkulierende Geldmenge etwa gleich geblieben sein. Münzen der früheren Jahrhunderte liefen noch eine Zeit lang weiter um und halfen noch in der Severerzeit (192-235), den Geldbedarf abzudecken. Antoniniane – das Leitnominal des dritten Jahrhunderts –, welche aufgrund von Massenproduktion viel stärker präsent sein müssten, um der Geldmenge der Jahre zuvor zu entsprechen, sind allerdings in verhältnismäßig geringer Zahl vorhanden. Offenbar ging der Bedarf zurück. Erst gegen Ende des Jahrhunderts darf man dann aber mit einem stark schwindenden Zirkulationsvolumen rechnen. Auf Poedicum könnte eine ähnliche Entwicklung zutreffen. Kalsdorf, das ebenfalls eine aufgrund der Verkehrslage zentralörtliche Funktion als Kreuzungspunkt hatte, zeigt beinahe dieselben Tendenzen wie Rattenberg. Doch ist hier die Antoninianperiode (238-285) in entsprechender Intensität vorhanden, das heißt, der Geldbedarf blieb gleich und das Geldvolumen erhöhte sich im Zuge der gesteigerten Münzproduktion. Im vierten Jahrhundert ist dann offenbar ein geringerer Geldbedarf vorhanden gewesen, da das Geldvolumen um ca. die Hälfte zurückgeht. Wir werden für Kalsdorf also einen Schwerpunkt der Münzzirkulation im zweiten und dritten Jahrhundert annehmen dürfen. Die Siedlung am Kugelstein, die aufgrund ihrer verkehrsgeographisch günstigen Lage zusätzlich eine strategische Funktion zu erfüllen hatte, unterscheidet sich stark von den eben genannten *vici*. Denn hier ist fast nur die Antoninianperiode (238-285) präsent. Die wenigen früheren Münzen gehörten wahrscheinlich noch zum Zirkulationsgeld der späteren Zeit. Im vierten Jahrhundert dürfte hier keine Nachfrage nach römischem Geld mehr bestanden haben, denn es ist im Fundspektrum nur mehr marginal vorhanden.

Andere *vici* hatten eine spezielle Funktion in bestimmten Gebieten zu erfüllen, wie beispielsweise die Siedlung auf dem Michlhallberg (Bezirk Liezen) oder jene in Gleichenberg (Bezirk Feldbach). Auf dem Michlhallberg beginnt die Zirkulation römischer Münzen überhaupt erst in der Severerzeit – zunächst noch nicht besonders stark ausgeprägt. Eine Zunahme des Münzvolumens ist um die Mitte des dritten Jahrhunderts anzunehmen. Der Geldbedarf blieb sicher bis in die zweite Hälfte des vierten Jahrhunderts unverändert bestehen, auch in der Zeit der Tetrarchie, als generell wenig neue Münzen zuströmten, dürfte das Zirkulationsgeld noch aus Antoninianen der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts bestanden haben, die erst mit der Zufuhr bereits gewichtsreduzierter Folles in der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts allmählich zurück flossen. Anders stellt sich die Situation im oststeirischen Bad Gleichenberg dar. Hier dürfte ein *vicus* bestanden haben, der in seiner Funktion möglicherweise durch eine Heilquelle definiert war. Der Schwerpunkt der Geldzirkulation liegt auf dem zweiten Jahrhundert. Allerdings handelt es sich bei den Gleichenberger Einzelfunden um Brunnen- oder Quellopfer, die etwas differenzierter zu betrachten sind und primär über den Brauch des Brunnenopfers und nicht über die tatsächliche Geldzirkulation Auskunft geben.

Weitere zivile *vici*, die sich zumindest als Produktionsstätten (von Töpferei- oder Metallwaren) ausweisen und an Verkehrsverbindungen liegen, sind Gleisdorf und Saaz. Beide lagen an Trassen in Richtung Pannonien und erfüllten jeweils zentrale Funktionen. Gleisdorf besaß ein Amphitheater und Saaz

einen Tempel. Der Zirkulationsschwerpunkt in Gleisdorf dürfte Ende des zweiten Jahrhunderts und wohl noch in der Severerzeit (192-235) gelegen sein. Im dritten und vierten Jahrhundert scheint es hier kaum mehr Bedarf an römischem Geld gegeben zu haben. Der *vicus* auf dem Saazkogel weist wiederum ein sehr frühes Spektrum auf, das sich hauptsächlich aus Münzen des zweiten Jahrhunderts zusammensetzt. Daher dürfen wir hier die zweite Hälfte des zweiten Jahrhunderts als Schwerpunkt römischer Geldzirkulation annehmen. Das weitere Fundgut lässt auch eine militärische Komponente erkennen, welche im Münzspektrum noch sehr verhalten auftritt. Severische Denare – unter der Prämisse, diese wurden vornehmlich von Soldaten im Zuge möglicher Truppenbewegungen in Richtung Osten eingeführt – sind schwach verbreitet. Im dritten und vierten Jahrhundert scheint aus welchen Gründen auch immer kaum Geldbedarf vorhanden gewesen sein.

Eine Ausnahmestellung nimmt die Siedlung auf dem Frauenberg ein, da sie vermutlich kontinuierlich von der Spätlatènezeit (1. Jh. v. Chr.) bis in die Spätantike (4./5. Jh. n. Chr.) besiedelt war. In der Spätlatènezeit hatte sie schon zentralen Charakter aufgrund des hier situierten Heiligtums, und in der Spätantike fungierte sie als Rückzugssiedlung. Die römische Münzzirkulation war zwar im ersten Jahrhundert n. Chr. nicht präsent, schlägt sich aber zumindest ab der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts regelmäßig nieder. Das starke Verlustniveau des späten vierten Jahrhunderts ist durch die veränderte Funktion und gestiegene Bedeutung der Siedlung in der Spätantike zu erklären.

Eine nicht eindeutig definierte Funktion hatten die *vici* von Södingberg (Bezirk Voitsberg) und Lassenberg (Bezirk Deutschlandsberg). In beiden dürften römische Münzen bis zum Ende des vierten Jahrhunderts in Umlauf gewesen sein, in Lassenberg setzte die römische Geldwirtschaft aber sicher schon im zweiten Jahrhundert ein. Einen Zirkulationsschwerpunkt wird man um die Mitte oder in der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts festmachen können. Außerdem weist der Fund einer römischen Goldmünze in Lassenberg auf Wohlhabenheit, zumindest aber auf einen reichen Bürger, der eine Magistratsfunktion in Flavia Solva gehabt haben könnte, hin. Södingberg hingegen zeigt einen eindeutigen Schwerpunkt des Münzumschlages im vierten Jahrhundert.

Münzfunde aus römerzeitlichen Villenanlagen, landläufig als *villae rusticae* bezeichnet, treten in der Steiermark nicht sehr zahlreich auf. In den meisten Fällen handelt es sich um singuläre Funde. Nur in wenigen Villen kamen mehr als zehn Münzen zu Tage, wie zum Beispiel in Grünau (Bezirk Deutschlandsberg) und Großsulz (Bezirk Graz-Umgebung). Münzverluste treten in Villen vermutlich deshalb nur spärlich auf, da man im eigenen Haus keine alltäglichen Geldgeschäfte tätigte. Diese spielten sich außerhalb des Hauses ab. Die wenigen vorhandenen Münzen sagen daher kaum etwas über Wohlhabenheit oder ähnliches aus, sofern es sich um Einzelfunde handelt. Zudem gibt es wenige Villen, die eindeutig datiert sind. Zu diesen gehören die Villen von Grünau, Katsch (Bezirk Judenburg) und Löffelbach (Bezirk Hartberg). Katsch existierte beispielsweise nur im ersten und zweiten Jahrhundert n. Chr. und wurde zur Zeit der Markomannenkriege aufgegeben. Der einzige Münzfund von 161/180 spricht jedenfalls nicht dagegen. Grünau kann als die am besten erforschte *villa* gelten. Sie wurde vom ersten bis zum vierten Jahrhundert n. Chr. genutzt, die Münzfunde gehören aber nur dem ersten und zweiten Jahrhundert an. Auch Löffelbach dürfte eine ähnlich lange Nutzung gehabt haben, der einzige Münzfund aus der Wende des dritten zum vierten Jahrhundert kann in die Phase des Hausumbaus eingebettet werden.

An zwei Villen wurden nur Anhaltspunkte für eine Datierung ins dritte Jahrhundert gefunden. Dies sind jene von Grafendorf und Thalerhof. In beiden treten aber singuläre Funde von Münzen des

Antoninus Pius (137-161) auf, welche auch noch im dritten Jahrhundert zum Zirkulationsgeld gehörten. Doch sollte generell eine Datierung dieser Anlagen überdacht werden.<sup>5</sup>

Für Tillmitsch ist die archäologische Situation nicht eindeutig dokumentiert, sodass die vom ersten bis ins vierte Jahrhundert laufenden Münzen auch auf eine dorfähnliche Ansiedlung hinweisen könnten. Großsulz weist ein fast ebenso breites Spektrum, zwar mit einem Schwerpunkt in der Severerzeit (192-235), auf, was möglicherweise auch auf einen *vicus* hindeuten könnte.

Bemerkenswert ist auch die Anzahl der römischen Münzfunde entlang der wichtigsten römerzeitlichen Verkehrsverbindungen in der Steiermark. Es handelt sich dabei einerseits um die sog. Norische Hauptstraße, eine der prominentesten Nord-Süd-Verbindungen des Imperium Romanum, andererseits um die Straße entlang der Mur. Daneben dürften zahlreiche andere Verkehrsverbindungen in Nebentälern oder entlang kleinerer Flüsse, wie beispielsweise entlang der Raab, der Lafnitz, des Laßnitztales oder der Sulm, existiert haben. Diese sind oftmals allein durch Münzfunde dokumentiert. In den letzten Jahren wurden zudem auch die Passstraßen und Alpenübergänge archäologisch untersucht. In diesem Zusammenhang sind die römerzeitlichen Verkehrsverbindungen über den Sölkpass und im Ausseerland zu nennen. Die entlang der römerzeitlichen Trassen gefundenen Münzen reichen bis ins erste Jahrhundert n. Chr. zurück. Die Straßen dürften im Allgemeinen seit dieser Zeit genutzt worden sein und waren bis zum Ende der römischen Provinzialverwaltung gegen 400 intakt.

## Griechische, provinzialrömische und byzantinische Münzen

Griechische Münzen aus autonomen griechischen Städten oder Königreichen der hellenistischen Zeit sind in der Steiermark sehr selten. Häufiger hingegen kann das Auftreten römisch-kaiserzeitlicher Buntmetallmünzen aus den Reichsprovinzen mit Aufschriften in jeweils einheimischem Alphabet beobachtet werden. Dabei wird sowohl eine Struktur in der chronologischen Verteilung erkennbar, als auch ein Vorherrschen bestimmter Münzstätten, aus denen die einzelnen Prägungen in die Steiermark kamen. Den weitaus größten Teil machen dabei Buntmetallmünzen der Zeit zwischen 240 und 250 n. Chr. aus der Stadt Viminacium in Mösien aus. Diese Münzstätte scheint gerade in jenen Jahren besonders aktiv gewesen zu sein, um den lokalen Bedarf an Kleingeld zu decken. Ein relativ starker Zustrom zeichnete sich auch aus Thrakien, Makedonien und Bithynien/Schwarzmeer-Gebiet ab. Weiters sind einige zum Teil qualitätvolle Münzen aus Alexandria in Ägypten hierher gekommen. Es ist anzunehmen, dass diese fremdländischen Stücke einerseits im Zuge der Truppenbewegungen andererseits durch Handelsgeschäfte eingeführt worden sind. Zudem hing die Akzeptanz dieser Münzen vom Materialwert ab, sodass es sicher keine Probleme bei der Zahlung gab. Byzantinische Münzen aus der Zeit nach 400 n. Chr. kamen hingegen selten in die Steiermark. Viele davon sind überhaupt als neuzeitliche Verluste anzusprechen, andere sind schon im Mittelalter hier her gekommen.

---

<sup>5</sup> Neue Ausgrabungen in Grafendorf bestätigen diese Annahme.

## Antike Fälschungen und Fehlprägungen aus der Steiermark

Zeitgenössische antike Fälschungen kommen im gesamten Fundgut der Steiermark mit ca. zwei Prozent vor, die meisten davon stammen aus Flavia Solva.

Dazu zählen Imitationen von Silberdenaren und frühen Antoninianen der Zeit von Christi Geburt bis zur Mitte des dritten Jahrhunderts n. Chr., Buntmetallfalsa der Prinzipatszeit (Chr. Geb. bis 284 n. Chr.), Fälschungen der späteren Antoninianperiode (250-285) sowie spätantikes Falschgeld des vierten Jahrhunderts.

Den größten Teil der Fälschungen bilden sog. subärate Münzen, das sind Prägungen, die aus einem Kupferkern mit plattierter Silberhülle bestanden. An vielen davon hat sich die Silberhülle nicht mehr erhalten, da sie infolge von Korrosion des kupfernen Kerns aufgeplatzt und abgesprungen ist. Derartige Imitationen sind besonders in der Severerzeit (192-235) üblich gewesen. Eine weitere wichtige Gruppe machen die sog. subferraten Buntmetallmünzen aus, Eisenmünzen mit einem Überzug aus Buntmetall (Kupfer oder Messing). Diese sind in der Regel äußerst schlecht erhalten, da durch die lange Bodenerlagerung der Eisenkern zu rosten begann und die kupferne oder Messinghülle aufgebrochen und aufgeplatzt ist. Derartige Fälschungen wurden in Virunum (Kärnten) und Carnuntum (Niederösterreich) hergestellt. Hinzu kommen weiters sog. Limesfalsa, welche in erster Linie zur lokalen Geldversorgung am römischen Grenzverteidigungssystem an der Donau, dem Limes, produziert wurden. Im Großen und Ganzen zeigt sich aber, dass in der Steiermark offensichtlich zu keiner Zeit so großer Geldbedarf bzw. Versorgungsrückstand herrschte, dass man gezwungen war, durch lokale Produktionsmethoden Abhilfe zu schaffen.

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass Münzfunde – sowohl jene aus planmäßigen Grabungen als auch Oberflächenfunde – wertvolle Quellen für die Rekonstruktion der Landesgeschichte darstellen. Daher trägt die Kartierung von Münzfunden unschätzbar viel zur Rekonstruktion der römischzeitlichen Besiedlung in der Steiermark bei. Der Verlauf und die Nutzung der verschiedenen Verkehrswege wird daher ebenso transparent wie die Dauer und Intensität der einzelnen provinzialrömischen Siedlungen. Durch die Erfassung und Auswertung der antiken Münzfunde der Steiermark ist sicher ein Stück Landesgeschichte mehr aufgearbeitet und eine fundierte Basis für weiterführende Beschäftigung geschaffen worden.

### Literatur

Ursula Schachinger, Der antike Münzumsatz in der Steiermark (= Die Fundmünzen der römischen Zeit in Österreich. Abteilung VI. Steiermark), Wien 2006.

# Weihnachten 1945 – ein berührendes Zeitdokument

von Christa Schillinger

Eine Bibliothek lebt auch von ihren Veranstaltungen. In der Veranstaltungsreihe „Literarisches Quartett“ des Bücherreiches im Mesnerhaus (BIM) erzählten im Dezember 2005 vier Zeitzeugen in sehr berührender Weise über Weihnachten 1945-1955. Dieser Abend fand im Rahmen des „Stillen Advents“ in Straden statt, der seit einigen Jahren Alternative zum üblichen vorweihnachtlichen Rummel bietet und den Ort in mystisches grünes Licht taucht.

Gleichzeitig wurde ein besonderes Zeitdokument einem größeren Kreis von Interessierten zugänglich gemacht. Herr Bgm. Johann Wonisch (19. Nov. 1911 – 7. Apr. 2004) hat seine Erlebnisse im Krieg und in der Gefangenschaft in winziger Schrift in einem selbst gebastelten Heftchen festgehalten.

Bevor auf die berührenden Stellen dieses Tagebuches eingegangen wird, einige Daten zur Person des Begründers des heutigen Bücherreiches im Mesnerhaus.

Johann Wonisch erblickte am 19. November 1911 in Graz-Eggenberg das Licht der Welt. Seine Eltern stammten beide aus der Umgebung von Straden. Vater Johann Wonisch wurde am 3. Juni 1872 in Hof Nr. 41 (heute Nr. 26), vlg. Roherl, geboren. Er verehelichte sich am 17. Jänner 1910 in der Pfarrkirche von Straden mit Barbara Hackl, geb. 24. November 1871 in Wieden Nr. 23, vlg. Wolf. Zum Zeitpunkt der Geburt seines Sohnes war Johann Wonisch Tischler im Hause Reininghaus in Graz. Nach dem Tod des Vaters 1914 kehrte die Mutter mit ihrem noch nicht dreijährigen Sohn in ihre Heimat zurück. Vater Johann Wonisch starb am 22. Juli 1914 mit 42 Jahren an Leukämie und wurde am 24. Juli 1914 am Friedhof von Straden beerdigt.

Sohn Johann Wonisch besuchte die Volksschule in Straden. Aufgrund seines guten Lernerfolges war er auch ein Jahr im Priesterseminar in Graz. Der Hang zur Landwirtschaft war allerdings stärker. 1927 absolvierte er den ersten Kurs der Bäuerlichen Fortbildungsschule in Straden, der von Oberlehrer Hans Lach aus Weixelbaum in der Klosterschule abgehalten wurde.

Zwei der Geschwister mütterlicherseits (Hackl Anton und Rosina) hatten in Wieden Nr. 27 die Wirtschaft vlg. Klausenfranz geerbt. Diese übernahm Johann Wonisch zusammen mit seiner Frau Maria, auch geb. Wonisch, allerdings aus Marktl Nr. 46, nach seiner Eheschließung als Gefreiter der Deutschen Wehrmacht am 11. Oktober 1942. Der Ehe entstammen zwei Kinder: Johann, geb. 1947, und Maria, geb. 1951. Barbara Wonisch, geb. Hackl, verstarb am 13. April 1956 in Wieden Nr. 27. Über verwandtschaftliche Beziehungen gelangte 1958 das Haus Wieden Nr. 30 in den Besitz der Familie Wonisch. Der darin 1912 verstorbene Medardus Burger war neben seiner landwirtschaftlichen Tätigkeit im Nebenerwerb Holzschnitzer. Johann Wonisch hatte einige Werke von ihm in seinem späteren Museumsbestand.

Johann Wonisch war gemeindepolitisch tätig. Sein Heimatort Wieden war damals wie die übrigen Katastralgemeinden der Marktgemeinde Straden selbstständig. Die nach dem Zweiten Weltkrieg angestrebte Verwaltungsgemeinschaft zwischen Gemeinden wurde im Gemeinderat der Gemeinde Wieden 1947 vorerst mit folgender Begründung abgelehnt: „Die Gemeinde Wieden hat eine Bevölkerung von 216 Einwohnern. Finanziell sind wir immer ausreichend fundiert, haben unsere Brücke (kriegszerstört) im vorigen Jahr neu aufgebaut, alle Wege und alle anderen Gemeindeangelegenheiten

immer in Ordnung durchgeführt und sind ohne weiters in der Lage, sich selber in Ordnung zu verwalten.“

Aus der Not heraus entstand dann doch die Verwaltungsgemeinschaft mit Sitz in Straden. Am 10. April 1949 wurde Johann Wonisch zum Bürgermeister von Wieden gewählt. Am 7. August 1949 wurde per Gemeinderatsbeschluss die Änderung des Gemeindepflichtens in Wieden-Klausen beschlossen. Anfang der 1950er Jahre wurde die Elektrifizierung des Ortes in Angriff genommen, eine Fernsprechstelle errichtet und die Kapellenrenovierung zusammen mit der Freiwilligen Feuerwehr durchgeführt. Nach der Wiederwahl 1955 wurde im Jahr 1957 der Bau eines Gemeindehauses samt Kühlanlage und Brückenwaage begonnen. Die Planung wurde von der Landwirtschaftskammer erstellt. Baumeister war Ing. Weber aus Mureck. Die Gemeinderatssitzung vom 12. April 1959 fand bereits in der neuen Gemeindestube statt. Anlässlich des Erzherzog-Johann-Gedenkjahres 1959 gründete Johann Wonisch im neuen Haus eine Gemeindebücherei und ein Heimatmuseum. Nach seiner aktiven Zeit als Bürgermeister absolvierte er auch die Ausbildung zum Büchereileiter.

Nach der Zusammenlegung der ehemals selbständigen Gemeinden Hart, Kronnersdorf, Marktl, Nägelsdorf, Schwabau, Straden, Waasen am Berg und Wieden-Klausen wurde in der konstituierenden Sitzung des neuen Gemeinderates am 22. November 1968 Johann Wonisch zum Bürgermeister von Straden gewählt.

Das größte Problem seiner Amtsperiode war sicherlich die räumliche Situation der Schulen, die erst durch den Neubau der heutigen Hauptschule gemildert werden konnte. Für den Zentralort Straden wurde eine zentrale Kläranlage errichtet. Das Gemeindepflichtens wurde von LH Niederl feierlich überreicht. Im gleichen Jahr konnte in einem Teil des pfarrlichen Wirtschaftsgebäudes ein Kindergarten in Betrieb genommen werden. 1973 wurde ein Ansuchen um Markterhebung an die Steiermärkische Landesregierung gestellt und positiv beschieden. Die feierliche Markterhebung fand am 6./7. Oktober 1973 statt. Zu diesem Anlass wurde auch von OSR Josef Wiedner eine Festschrift verfasst. Noch im selben Jahr wurde die ehemalige Klosterschule vom Bischöflichen Ordinariat angekauft und mit Hilfe des Bauordens für kulturelle Zwecke umgebaut. Die ersten Stradener Kulturtag fanden 1976 statt. Auch ein Grundstück für den Bau eines Gemeindepflichtenshauses samt Arztordination konnte im Tauschwege erworben werden. Durch die leidvolle Erfahrung mit dem Brodmann-Haus zählte Straden unter Bgm. Wonisch zu den ersten Ortsbildschutzbauorten der Steiermark und erhielt auch einen Färbungsplan. Da die gemeindeeigene Wasserversorgung dem gestiegenen Verbrauch nicht mehr gewachsen war, trat Straden 1979 dem Wasserverband Grenzland Südost bei.

Das Gemeindeamt Straden war 1952 angekauft worden. Der als Zubau ausgeführte Kassenraum der Raiffeisenkasse Straden fiel 1966 durch den Neubau des Bankgebäudes an die Gemeinde zurück. 1969 erfolgte ein Tausch der Räumlichkeiten zwischen der Gendarmerie (nunmehr im 1. Stock) und dem Gemeindeamt (nunmehr im Erdgeschoß). Der ehemalige Kassenraum wurde Sitzungssaal, der darüber liegende Raum Trauungssaal. In den Sitzungssaal wurde auch die Gemeindebücherei aus Wieden verlegt.

1980 wurde Johann Wonisch von Josef Tischler als Bürgermeister abgelöst. Bis zu seinem 90. Geburtstag aber führte er weiterhin mit großer Vitalität die Bücherei und das Heimatmuseum. Beide Einrichtungen fanden im Jubiläumsjahr 1988 eine neue Heimat in Oberstraden. Zweimal in der Woche nahm Johann Wonisch per Rad den Weg von Wieden nach Straden auf sich. Anlässlich der Vollendung seines 90. Lebensjahres am 19. November 2001 zog er sich endgültig in den Ruhestand zurück.

Für seine Verdienste war Johann Wonisch Träger der Ehrennadel in Gold und des Ehrenringes sowie Ehrenbürger der Marktgemeinde Straden. 1991 wurde ihm das Goldene Ehrenzeichen des Landes Steiermark verliehen. Er verstarb im 93. Lebensjahr am 7. April 2004.

Johann Wonisch blieb zeitlebens von seinen Kriegseindrücken geprägt. Viele, die ihn gekannt haben, werden sich an die wiederkehrenden Erzählungen darüber erinnern.

Am 1. Mai 1941 rückte er zur Deutschen Wehrmacht ein. Die Stationen seiner „längsten Reise“ beginnend mit Leibnitz-Sportplatz hat er in Form eines Stiefels sehr genau festgehalten. Zuerst war er in der oberösterreichischen Hauptstadt Linz bei der FLAK. Von dort kam er nach Schleswig-Holstein, wo er auch verwundet wurde. Über Mecklenburg-Vorpommern gelangte er in den Raum Karlsruhe, München, von dort ins Saarland und nach Lothringen. Danach war er in Rheinland-Pfalz, Hessen, Franken und Bayern. Im Mai 1945 geriet er in Rheinland-Pfalz in amerikanische Gefangenschaft und



wurde an die Franzosen übergeben. Über Nancy, Dijon, Lyon, Marseille und Nimes ging es in ein Lager in die französischen Pyrenäen.

Dort schrieb er am 15. November 1945: „Langsam schwindet uns die letzte Hoffnung auf baldige Heimkehr. Wenn wir nur mehr mit Tagen bis zur Abfahrt rechneten, so müssen wir wieder mit Wochen, ja vielleicht mit Monaten rechnen. Aber eines bitte ich heute wieder: Gott, lass mich, wenn geht, den Heiligen Abend mit meinem Liebbling feiern“.

Am 23. November 1945 hält er fest: „Wieder müssen wir die Hoffnung begraben, die Heimat zu sehen. Schwer liegt die Enttäuschung wie ein Alpdruck auf uns. Zu groß war die Hoffnung in uns und wir rechneten mit baldigem Wiedersehen. Aber nun ist das wieder in die Ferne gerückt.“

Am 13. Dezember 1945 schließlich: „Heute hab ich die letzte Hoffnung begraben, am Heiligen Abend in die liebe Heimat zu kommen. O Gott, wann wirst du mein Schicksal zum Glück wenden?“

Am 18. Dezember, fünf Tage nach dieser Eintragung erfolgte die Abfahrt in Frankreich. Am 21. Dezember erreichte man Innsbruck, am 23. Dezember Bruck an der Mur. Am 24. Dezember 1945, um 10 Minuten vor Mitternacht, kehrte Johann Wonisch zusammen mit Franz Wolf aus Hof in eine zerstörte und verminte Heimat zurück.

## „... Von dem Herrn Prinzipallen seiner Reise nach Engelland ...“

### Ferdinand von Thinnfelds Reise 1816 bis 1818

von Wilma Elsbeth Schmidt-Högl

Um die aktuellen Neuerungen im naturwissenschaftlich-technologischen und industriellen Bereich vor Ort kennen zu lernen, hatten die Studienreisen nach England in den letzten beiden Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts einen starken Aufschwung genommen.

#### Karl Haidinger in England (1795)

Dazu sei an erster Stelle die Reise des Österreichers Karl Haidinger genannt.<sup>1</sup> Der Mineraloge und Professor in Schemnitz, seit 1790 Referent bei der k.k. Hofkammer im Münz- und Bergwesen, unternahm 1795 in dieser Funktion eine halbjährige „Dienstreise“ nach England.<sup>2</sup> Er hatte für das seit einem Jahr bestehende Wiener Neustädter Kanalbauprojekt in England den Steinkohlenbergbau und die Anwendung der Steinkohlenfeuerung zu begutachten. In England besichtigte er aber auch Unternehmen der Eisenindustrie, Geschirrfabriken und andere Werke, wovon 1796 Teilberichte in Briefform veröffentlicht wurden.<sup>3</sup> Seit der Verhängung der Kontinentalsperre 1806 waren bis zum Ende des französischen Kaiserreiches keine Studienreisen möglich. Nach der Abdankung von Kaiser Napoleon I. am 11. April 1814 und noch während des Wiener Kongresses<sup>3a</sup> war man auch im österreichischen Kaiserstaat bestrebt möglichst bald wieder zu reisen. Es begann ein neuerlicher „Reiseboom“ nach England, der bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts andauerte.

#### Ferdinand von Thinnfeld (geb. 1793)

Der knapp 22jährige Steirer Ferdinand von Thinnfeld suchte am 15. Februar 1815 zum ersten Mal um einen Pass nach England an (vgl. Anhang 1). Aus seinem Nachlass konnten im Schlossarchiv Thinnfeld Materialien zu seiner Reise 1816 bis 1818 gefunden werden, die bekannt gemacht werden sollen. Sie belegen den „naturwissenschaftlichen Nachholbedarf“ in einer Zeit, in der Studienreisen das eigentliche Studium ersetzten.<sup>4</sup>

---

1 Paul W. Roth, Industriespionage im Zeitalter der Industriellen Revolution. In: Bll. für Technikgeschichte 38/1978, 44. – Karl Haidinger (1756-1797): Prof. in Schemnitz; vgl. ADB, 10. Bd. Leipzig 1879, 380f.

2 Mit Haidinger waren 1795 u. a. in England: Sebastian von Maillard (1745-1822), Genie-Offizier und Prof. für Militär-Architektur, der das britische Kanalwesen studieren sollte (nach seiner Rückkehr plante und baute er den Wiener Neustädter Kanal); vgl. Constant von Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich 16 (1867), 307ff. und der Wiener Grosshändler Bernhard von Tschoffen, der auf dem neu zu errichtenden Kanal Steinkohle nach Wien transportieren wollte; vgl. Wurzbach 48 (1883), 60f.

3 Roth, Industriespionage, 44f. – Ders., Das Tagebuch Erzherzog Johanns von seiner Reise nach England und den Niederlanden 1815 und 1816. In: Othmar Pickl (Hg.), 100 Jahre Historische Landeskommission für Steiermark 1892-1992, Bausteine zur Historiographie der Steiermark. Graz 1992, Karte 358. – Karl Haidinger bereiste London, Oxford, Birmingham, Derby, Sheffield, Newcastle upon Tyne, Edinburgh und Manchester; vgl. Wurzbach 7 (1861), 206-208.

3a Wiener Kongress: 18. September 1814 bis 9. Juni 1815.

4 Bergbauschulen: Joachimsthal ab 1716; Schemnitz ab 1735/1763; Univ. Prag/Bergwissenschaften; Freiberg ab 1765 Hüttenlehranstalt; Berlin ab 1770 Bergakademie; St. Petersburg ab 1773 Bergakademie; vgl. Lieselotte Jontes, Zur Entwicklung des Montanunterrichtes in Österreich. In: Paul W. Roth (Hg.), Erz und Eisen in der Grünen Mark, Beitragsband zur steirischen Landesausstellung in Eisenerz. Graz 1984, 470.

Ferdinand Joseph Johann (*Ivo*) von Thinnfeld, geboren am 24. April 1793 in Graz, war der einzige Sohn und Erbe des Hammerherren Ferdinand Leopold von Thinnfeld (1766-1793). Sein Vater war Hammergewerke in (Deutsch-)Feistritz und Waldstein und besaß das Schloss Thinnfeld im Markt Feistritz Nr. 64 und die Eisenniederlage in Graz am Murvorstadtplatz Nr. 523, wo sein Hauptwohnsitz im heutigen *Palais Thinnfeld* am Südtirolerplatz war. Als sein Vater zwei Monate nach seiner Geburt starb,<sup>5</sup> zog seine Mutter Johanna Maria, geb. Freiin von Spiegelfeld (1772-1829), mit ihm zu ihren Verwandten ins Mürztal.<sup>6</sup> Ferdinand von Thinnfeld besuchte kurze Zeit die Theresianische Ritterakademie in Wien und ab 1806 das Gymnasium in Graz.<sup>7</sup> Anschließend studierte er am Grazer Lyceum und besuchte Vorlesungen am Joanneum, wo ab 1811 die Fächer Technologie und ab 1812 Astronomie, Botanik, Chemie und Mineralogie gelehrt wurden.<sup>8</sup>

### „Co-Montanistiker und Eisenbruder“<sup>9</sup>

Ferdinand von Thinnfeld studierte Geologie, Geognosie, Mineralogie und Bergwesen. Er nahm wohl auch an den Exkursionen von Professor Mohs zu den Bleibergwerken von Peggau und Rabenstein in der Nähe seiner Feistritzer Besitzungen teil.<sup>10</sup>

Naturwissenschaftlich interessierte und für den technologischen Fortschritt begeisterte frühere Schulkollegen oder Gewerkensöhne, die eine praktische Ausbildung anstrebten oder eine wissenschaftliche Laufbahn einschlagen wollten, bildeten seinen Kreis; auch mit adeligen Kollegen verbanden ihn vertraute Freundschaften, wie die an ihn gerichteten Briefe zeigen.<sup>11</sup> Er hat, wie einige andere unter ihnen auch, zuerst mit dem Jusstudium begonnen und dann die Naturwissenschaften „entdeckt“; Ferdinand Baron Gudenus, der mit ihm drei Jahre später nach England fuhr, schrieb ihm am 17. Jänner 1813, dass er sein Jusstudium nicht beenden wolle, und den „*Quark*“ nur auf Wunsch seines Vaters

5 Fritz Klabinus, Schloß Thinnfeld. In: BlfHk. 1/1936, 3f.

6 Sie heiratete 1799 Johann Frh. von Hagen, einen aus Mecklenburg stammenden Offizier in österreichischen Diensten; aus dieser Ehe stammten fünf Halbgeschwister Thinnfelds; vgl. Wilhelm Ritter von Haidinger, Zur Erinnerung an Ferdinand Freiherrn von Thinnfeld (= Nekrolog). In: Jahrbuch der k.k. Geologischen Reichsanstalt, Bd. 18. Wien 1868, 321f.; Wurzbach 44 (1882), 234-241.

7 Prof. Julius Franz Schneller (1777-1833), Lehrer für Geschichte in Graz von 1806 bis 1823; zu Thinnfelds Schulkollegen, vgl. Haidinger, Nekrolog, 322; Ignaz Maria Graf Attems (1774-1861), Sohn des damaligen Landeshauptmannes, späterer Landeshauptmann; Johann Graf Chorinsky: vgl. Brief Ferdinand Gudenus, Wien 17. Jänner 1813; die letzte Nachricht an Thinnfeld über Chorinsky: *sein Ansuchen ist fehlgeschlagen* (A Thf, Sch. 59, Fasc. 135 d), gest. als Landwehr-Freiwilliger an seinen Verwundungen in der Schlacht bei Kulm/Chlumetz am 30. August 1813, vgl. Haidinger, Nekrolog, 323; Anton Prokesch (1795-1876); Anselm Hüttenbrenner (1794-1868); Joseph Ernst Tunner (1792-1877) studierte an der Wiener Akademie, später Maler der Kunstrichtung der Nazarener, Bruder von Peter Tunner. Alois Albert Obersteiner (gest. 1845?; die *Witwe Obersteiner* wird 1845 genannt), Sohn einer Kärntner Hammergewerkefamilie; Ferdinand Baron Gudenus (geb. 1790, gest. nach 1860?) vgl. GGK, 53. Jg., 1816, 160f.; bis 1814 an der Wiener Akademie mit Joseph Tunner; seit 1814 k. k. Kammerherr; mit Thinnfeld 1816/1817 in England, vgl. Brief Ferdinand Gudenus, Thannhausen 19. November 1814 (A Thf, Sch. 59, Fasc. 135 d). Unternahm nach seiner Reise mit Thinnfeld weitere Reisen, plante z. B. Ende Juni 1826 mit Graf d'Avernas über Salzburg, München und Mainz auf dem Rhein mit dem Dampfboot nach Rotterdam und von dort nach England zu fahren, vgl. Brief Ferdinand Gudenus, Graz 20. Juni 1826 (A Thf, Sch. 59 Fasc. 135 d).

8 Zu den Lehrern am Joanneum, das laut Stiftungsurkunde seit 16. Juli 1811 besteht, vgl. Stefan Karner, Naturwissenschaftler und Techniker im Umfeld Erzherzog Johanns. In: Grete Klingenstein (Hg.) unter Mitwirkung von Peter Cordes, Erzherzog Johann von Österreich. Beiträge zu Geschichte seiner Zeit, Landesausstellung 1982, Bd. 2. Graz 1982, 238.

9 A Thf, Sch. 59, Fasc. 135, Brief Johann Graf Chorinsky, Wien 29. Jänner 1812.

10 Friedrich Mohs (1773-1839), ab 1812 Leiter des mineralogischen Kabinetts am Joanneum, seit 1813 Prof. für Mineralogie, ab 1817 Prof. in Freiberg; ein Reisegefährte Thinnfelds in England 1817/18.

11 Freunde Thinnfelds, deren Briefe an ihn in diesem Beitrag zitiert werden: Johann Graf Chorinsky, Joseph Tunner, Alois Obersteiner, Ferdinand Baron Gudenus und Franz Xaver Riepl (1790-1857), der in Schemnitz studiert hatte; z. B. Brief Johann Chornisky, Wien 29. Jänner 1812 (A Thf, Sch. 59, Fasc. 135 a).

betreibe.<sup>12</sup> Die Freunde trafen sich wöchentlich zur „Lese- und Schützengesellschaft“ beim Grafen Johann Chorinsky,<sup>13</sup> wo Thinnfeld auch die Gräfin Johanna Anna von Purgstall kennenlernte.<sup>14</sup>

### Vorbereitungen: Karl Haidingers Berichte und Bücherkäufe

Die „*Auszüge aus den Haidingerischen Schriften von dem englischen Fabrikwesen*“, mit dem Rückvermerk „*Verschiedene Aufsätze H.*“ dienten Thinnfeld zur Reisevorbereitung (vgl. Anhang 2).<sup>15</sup>

Er ersuchte immer wieder seine Freunde Ferdinand Baron Gudenus, Alois Obersteiner und Joseph Tunner, die nach Wien gegangen waren, ihm dort englische Fachliteratur zu besorgen.<sup>16</sup> Gudenus erwarb in Wien im Februar 1814 für ihn Bücher.<sup>17</sup> Joseph Tunner erhielt im Juli 1814 von ihm Geld für Bücher und bat Thinnfeld um eine neue Bücherliste, da er die erste Einkaufsliste verloren hatte.<sup>18</sup>



Orte, die im Haidinger-Exzerpt genannt sind (Entwurf: W. E. Schmidt-Högl, 2007)

Er fand ein Jahr später für ihn eine Shakespeare-Ausgabe und *Hogarth's Kupfertafeln samt Lichtenbergs Erklärungen* und wollte sie für ihn kaufen.<sup>19</sup> Englische Fachliteratur war in Wien jedoch schwer zu finden: Thinnfeld erfuhr 1816, dass *Pope's* und *Hildebrandt's* Werk bei den Wiener Buchhändlern (Gerold, Schaumburg, Doll, Geistinger und Bauer) nicht erhältlich seien, nur *Pope's Encyclopedie der*

12 A Thf, Sch. 59, Fasc. 135 d, Brief Ferdinand Gudenus, Wien 17. Jänner 1813.

13 Seine Mutter geb. Gräfin Lodron, verw. Gräfin Chorinsky, war in zweiter Ehe mit Franz Graf Saurau verheiratet.

14 Johanna Anna Gräfin Purgstall, geb. Lady Jane Anne Cranstoun (gest. 1835), stammte aus dem schottischen Hochadel; seit 1797 verheiratet mit dem Besitzer von Schloss Hainfeld, Wenzel Johann Graf Purgstall (1772-1812), der sie auf einer Englandreise kennengelernt hatte; zur Gesellschaft für ihren Sohn Wenzel Raphael (gest. 1817 mit 18 Jahren), lud sie den Freundeskreis um Thinnfeld und Gudenus ein; vgl. Wurzbach 24 (1872), 90-93 und Brief Ferdinand Gudenus, Wien 3. Februar 1814: Thinnfeld *spielt bei Purgstall Comoedie* (A Thf, Sch. 59, Fasc.135 d).

15 A Thf, Sch. 59, Fasc. 135 a: 7 Seiten, o. A.

16 Bibliotheks-Zettelkatalog, 3. März 1809, mit über 900 Titeln; Gudenus besorgte für Thinnfeld 1813 *Kaestner's mathematics* und *Trattinick's Botanik*.

17 A Thf, Sch. 59, Fasc. 135 d, Brief Gudenus, Wien 11. April 1814: für Thinnfeld hat er Bücher gefunden: „Edinburgh Encyclopedia von *Gardening*, *Farming Architecture* und *Londons horticultureae Encyclopaedic*“; – Gudenus erwarb auch für sich Reiseliteratur für England: vgl. Brief Ferdinand Gudenus, Wien 29. Mai 1814 (A Thf, Sch. 59, Fasc. 135 a).

18 A Thf, Sch. 59, Fasc. 135 e, Brief Joseph Tunner, Wien 16. Juli 1814.

19 A Thf, Sch. 59, Fasc. 135 a, Brief Joseph Tunner, Wien 4. Juli 1815.

*Mechanic* und eine *Encyclopedie der Mechanic* als verbesserte Neuauflage von *Friedrich Hildebrandt's* Werken in 5 Heften; *Brocony's Architecture hyraulica* hingegen sei ... *in allen hiesigen Buchhandlungen nicht einmal namentlich bekannt ...*<sup>20</sup>

Noch heute sind in der Thinnfeld Bibliothek<sup>21</sup> einige der von Thinnfeld erworbenen Werke enthalten wie *William Shakespeare's Theater* übersetzt von A. W. Schlegel und I. J. Eschemburg, 12. Bde. Wien, 1812 und *Friedrich Hildebrandt: Abbildungen chemischer Oefen und Werkzeuge zu der Encyclopädie der Chemie, Erlangen 1807. Kupfer von J. F. Volkart*. Ferdinand von Thinnfeld hat 1818 in London selbst 50 Pfund Sterling für Büchereinkäufe behoben.<sup>22</sup>

## Reiseprojekte Thinnfelds und seiner Freunde (1813/1814)

Im April 1814 wurde Thinnfeld mit 21 Jahren großjährig.<sup>23</sup> Bald danach nahm er bis 1816 immer höhere Darlehen auf, für die beträchtliche Zinsen fällig wurden.<sup>24</sup>

Da er mit Ferdinand Baron Gudenus, Alois Obersteiner, Franz Xaver Riepl und Joseph Tunner möglichst gemeinsam nach England fahren wollte, begannen die Freunde zur Übung in Englisch zu korrespondieren und warteten auf die beste Reisegelegenheit. Bis dahin unternahmen sie mit Prof. Mohs Ausflüge, Fußreisen oder größere Rundfahrten. So planten Alois (*Lewis*) Albert Obersteiner und Franz Xaver Riepl mit Professor Mohs und Thinnfeld von September 1813 bis Jänner 1814 ihre so genannte *Kleine Reise* zu unternehmen: von Freiberg über Dresden, Meißen, Leipzig, Halle, den Harz, nach Berlin und zurück über Niederschlesien. Ihre *Grosse Reise* zu dritt nach England, für die Thinnfeld noch Darlehen aufnehmen sollte, stellten sie zurück.<sup>25</sup> Bis Anfang Mai 1814 warteten sie – allerdings vergebens – auf Thinnfeld.<sup>26</sup> Zu Beginn des Jahres 1815 kamen neue, „anregende“ Nachrichten, über England, die wiederum mit dem Namen Haidinger verbunden waren: Von Karl Haidingers vier Söhnen hatten sich Eugen, Rudolph und Wilhelm ebenfalls den Naturwissenschaften zugewandt.

## Eugen und Rudolph Haidinger in England (1814/1815)

Die beiden älteren Brüder Wilhelm Haidingers, Eugen (geb. 1790) und Rudolph (geb. 1792) waren 1814 nach England gereist, von wo sie im Jänner 1815 zurückkehrten: ... *vorige Woche sind die beiden*

20 A Thf, Sch. 59, Fasc. 135 a, Brief Johann Nepomuk Hirsch, Wien 19. Jänner 1816.

21 Ein jüngerer, jedoch undatierter Bibliotheks-Zettelkatalog enthält an englischen Büchern u. a. Werke von Lord Francis Bacon, Lord Byron, Thomas Campbell, William Cooper, David Hume, John Milton, Samuel Rogers, Walter Scott, David Hume, darunter auch: (Kat. Nr. 387): I. H. M. Pope, *Enciclopedia des gesamten Maschinenwesens*, 5 Bde. Leipzig 1810, (Kat. Nr. 388): *Friedrich Hildebrand, Enciclopedia der gesamten Chemie*, 3 Bde. u. 1 Suppl. Bd. Erlangen 1812, (Kat. Nr. 389): Swen Rieman, *Versuch einer Geschichte des Eisens mit Anwendung für Gewerbe und Handwerker*, 2 Bde. Berlin 1785, (Kat. Nr. 690): *James Belverall: Les delices de la Grand Bretagne et de Irlande*, 4 Bde. Leyden 1727, (Kat. Nr. 1976): *Daniel Petersen: Description of all the roads of Great Britain*. London 1799. – A Thf, Sch. 130, Fasc. 335 b. – Wilhelm Haidinger schrieb im Nachruf auf seinen Schwager Thinnfeld 1868 über dessen bedeutende Bibliothek: vgl. Nekrolog, 323.

22 A Thf, Sch. 59, Fasc. 135 a, Brief Bankhaus J. G. Schuller & Co in Wien an Baron Ferdinand Gudenus, Graz 1. April 1818: It. Quittung hat Thinnfeld in London 50 Pfund Sterling für Bücher-Anschaffungen behoben, mit Provision sind es 51, 10 Pfund Sterling, daher waren umgerechnet 473,48 Gulden fällig.

23 A Thf, Sch. 59, Fasc. 135 a, Gub. Graz 29. April 1814.

24 A Thf, Sch. 59, Fasc. 135 e. Beispiele: Bestätigung 1. Juni 1814: 2.000 Gulden von Joseph Freiherrn von Lattermann; oder 13. Mai 1816: 500 Gulden von Fr. Marianne von Frosch.

25 A Thf, Sch. 59, Fasc. 135 a, Brief Obersteiner, Freiberg 6. September 1813.

26 Thinnfeld unternahm 1814 mit Mohs, Haidinger und Riepl eine Exkursion auf die Saualpe und nach Hüttenberg. Vgl. Haidinger, Nekrolog, 324.

*Haidinger angekommen; sie sind von England ganz entzückt. Sie sagten unter anderen, man könne alles sehr leicht sehen, besonders von unserem Fache ...* heißt es in einem Schreiben an Thinnfeld.<sup>27</sup>

## Neue Reisepläne (1815)

Im Frühjahr 1815 warteten Joseph Tunner und Riepl in Horzowitz/Hořovice bei Přebram auf Thinnfelds finanzielle Reiseunterstützung.<sup>28</sup> Auch Obersteiner wollte von dort für mindestens neun Monate auf eine berg- und hüttenmännische Reise gehen und heimlich auch England besuchen. Widmannstätten<sup>29</sup> arbeitete für sie einen Routenplan nach England aus. Wann sich wieder eine Gelegenheit für England finde und wie der Wiener Kongress ausgehen werde, sei fraglich. Thinnfeld sollte nachkommen und, da sie keine Pässe hätten, sollte er beim Grazer Gubernium auch für sie um Pässe ansuchen: Riepl könnte als Professor für Philosophie reisen, er selbst als Verweser von Saldenhofen und Hohenmauthen, was der Wahrheit entspräche. *Um desto leichter alles zu sehen, wäre es gut, wenn es im Pass stünde, dass wir blos zum Vergnügen reisen ...*<sup>30</sup> Bis April 1815 drängten sie ihn, seine eigenen Passangelegenheiten vorantreiben – was ihm jedoch nicht sogleich gelang, wie noch berichtet werden wird. Sie erinnerten ihn an ihren Abschied beim Grazer Burgtor mit den Worten *Auf Wiedersehen in London!*<sup>31</sup>

Die politische Lage in Europa hatte sich jedoch – noch während der Wiener Kongress tagte – mit der Rückkehr Napoleons am 31. März 1815 nach Paris verändert. Mobilmachungen und Kriegsangst riefen bei den „Reiseplanern“ Besorgnis und Unruhe hervor. Da Thinnfeld erkrankt war und nicht reisefähig schien, gaben Obersteiner und Riepl im April 1815 den Englandreiseplan zu dritt auf: Nach den neuen politischen Umständen (... *früher war Friede nun ist Krieg* ...) und wegen der steigenden Inflation würden sie zu dritt 10.000 bis 12.000 Gulden benötigen. Deshalb „beschränkten“ sie sich auf die Hälfte der ursprünglich veranschlagten Reisezeit von neun Monaten und wollten zu zweit vier bis fünf Monate unterwegs sein. Ihre Reise sollte ab April von Horowitz über Karlsbad, das Erzgebirge, die Freiburger Bergwerke, den Harz, nach Berlin und zurück über Freiberg, Oberschlesien und Mähren gehen: *Die Reise nach England ist nicht aufgehoben. Die machen wir, sobald sich die Umstände günstig ändern, dann directe ...*, schrieb Obersteiner.<sup>32</sup> Allerdings verschoben sie diese Reise immer wieder und noch Ende April 1815 erwarteten sie eine finanzielle Unterstützung Thinnfelds. Inzwischen erweiterten sie die geplante Rückreisroute von Berlin über Freiberg und Oberschlesien durch Böhmen, Linz, das Salzkammergut, Salzburg, Kärnten, besonders Bleiberg. Zu dritt zu reisen hindere sie ... *der nervus*

27 A Thf, Sch. 59, Fasc. 135 a, Brief Obersteiner und Riepl, Wien 8. Februar 1815; Eugen und Rudolph Haidinger gründeten 1815 in Elbogen/Loket eine Porzellanfabrik, vgl. Wilhelm Haidinger, Nekrolog., 324.

28 A Thf, Sch. 59, Fasc. 135 e, Briefe Joseph Tunner mit Riepl, Wien 18. Jänner 1815, Wien 7. Februar 1815, Wien 2. März 1815.

29 Aloys Beck von Widmannstätten (1754-1849), ab 1806 Direktor des k. k. Fabriksproduktenkabinetts.

30 A Thf, Sch. 59, 135 a, Brief Obersteiner, Wien 8. Februar 1815: Obersteiner wollte eine berg- und hüttenmännische Studienreise unternehmen, ehe er von seinem Vater die Hämmer Hohenmauthen und Saldenhofen übernahm; da er für eine Reise nach England keine Zustimmung seines Vaters und auch keine Geldmittel erwartete, wollte er seine Bibliothek verpfänden und Thinnfeld sollte auf seinen eigenen Namen für ihn ein Darlehen aufnehmen,

31 A Thf, Sch. 59, Fasc. 135 a, Briefe Obersteiner und Riepl, Wien 11. März 1815, 23. März 1815, 28. März 1815, 5. April 1815. – In allen Briefen Obersteiners wird Thinnfeld immer wieder dringend um Geld gebeten.

32 A Thf, Sch. 59, Fasc. 135 a. Brief Obersteiner, Wien 8. April 1815.

*rerum* ..., doch sollte ihnen Thinnfeld auch dafür Geld leihen. Bei besseren Aussichten würden sie gemeinsam nach England fahren.<sup>33</sup>

Erst nach der Niederlage Napoleons, der am 25. Juli 1815 abdankte, waren größere Auslandsreisen wieder möglich: Noch im Juli wollten Obersteiner und Riepl nach Freiberg, im August nach Berlin und von dort nach Schlesien reisen; Thinnfeld sollte sie begleiten und für sie Pässe und Geld besorgen. Obersteiner berichtete ihm auch, dass *Graf Sprinzenstein* 1816 vorhätte, mit ihnen nach England zu reisen,<sup>34</sup> so käme doch noch ihre gemeinsame Reise zustande. Wie Thinnfeld alle diese Schreiben und die wechselnden jeweiligen Reiseprojekte aufnahm, ob er Zusagen machte und ob er seinen Freunden finanzielle Unterstützungen gewährte, geht aus den an ihn gerichteten Briefen nicht hervor. Einen konkreten Englandreisepfad für 1816 hat er jedoch mit seinem Freund Ferdinand Baron Gudenus verabredet.

### Erzherzog Johann in England (Oktober 1815 – März 1816)

Seit 1813 hatte Erzherzog Johann die Absicht, nach Norddeutschland, Holland, Frankreich, in die Schweiz und vor allem nach England zu reisen.<sup>35</sup> Dazu kam es 1815, als er im Rahmen eines Staatsbesuches in Vertretung des Bruders Kaiser Franz I. mit Erzherzog Ludwig auf Einladung des Prinzregenten England besuchte. Sie landeten aus Boulogne kommend auf einer Jacht der Admiralität am 22. Oktober 1815<sup>36</sup> in Dover, fuhren nach Schottland, waren zu Weihnachten und Neujahr in London und reisten auch nach Wales. Die Abreise erfolgte am 8. März 1816 in Dover, dann ging die Fahrt über Brügge, Brüssel, die Schlachtfelder von Waterloo und Ligny nach Köln und über Frankfurt nach Wien, wo beide am 14. April 1816 ankamen.

Auf dieser Reise hat Erzherzog Johann ein Tagebuch geführt, das transkribiert und teilweise publiziert ist.<sup>37</sup> Johann hielt das „offizielle Besuchsprogramm“ von Sehenswürdigkeiten in England und Schottland fest, aber auch seine Beobachtungen des öffentlichen und sozialen Lebens. Neben anderen Auszeichnungen erhielt er von der Universität Edinburgh das Ehrendoktorat.<sup>38</sup> Auf eigenen Wunsch hat er zusätzlich zahlreiche Bergwerke, Hüttenwerke, Fabriken, Brücken und Kanäle besichtigt. Trotz geltender Eintrittssperren für Fremde wurde er mit Sondergenehmigungen in viele Werke eingelassen.<sup>39</sup> Seine kenntnisreichen Beschreibungen von Manipulation und Produktion sind oft mit Gedächtnisskizzen versehen, die er im Reisewagen auf dem Weg zum jeweils nächsten Besuchsobjekt anfertigte. Er besuchte bedeutende Industriegebiete und Industrieorte in England und Schottland; die Route ist jener von Karl Haidinger 1795 ähnlich.<sup>40</sup>

33 A Thf, Sch. 59, Fasc. 135 a, Brief Obersteiner und Riepl, Wien 10. April 1815, 15. April 1815, 25. April 1815.

34 Johann Ernst Graf Hoyos-Sprinzenstein (1779-1849) plante ? 1816 mit Thinnfeld, Obersteiner und Riepl zu viert nach England zu fahren.

35 Roth, Tagebuch, 356.

36 Paul W. Roth, Die Industrielle Revolution. In: Grete Klingenstein (Hg.) unter Mitwirkung von Peter Cordes, Erzherzog Johann von Österreich. Beiträge zu Geschichte seiner Zeit. Landesausstellung 1982, Bd. 2. Graz 1982, 303f.

37 Roth, Industriespionage, 48; ders., Industrielle Revolution, bes. Abb. 303; Othmar Pickl, Erzherzog Johanns Wirken für Wirtschaft und Gesellschaft. In: Othmar Pickl (Hg.), Erzherzog Johann von Österreich. Sein Wirken in seiner Zeit (= FGLkSt 33). Graz 1982, 145; Roth, Tagebuch 355ff.

38 Walter Höflechner, Erzherzog Johanns Bemühungen um Bildung und Wissenschaft. In: Othmar Pickl (Hg.), Erzherzog Johann von Österreich. Sein Wirken in seiner Zeit (= FGLkSt 33). Graz 1982, 65.

39 Berthold Sutter, Johann Baptist Erzherzog von Österreich. Persönlichkeit und Werk. Der Versuch einer Würdigung. In: Ebenda, 24.

40 Roth, Industriespionage, 46.

## Ferdinand von Thinnfeld in England (Herbst 1816 – Sommer 1818)

Am 15. Februar 1815 stellte der 22jährige Thinnfeld sein erstes Ansuchen an das Grazer Gubernium, über Böhmen, Schlesien, Preußen, Sachsen, Westphalen, Hamburg nach England und retour über Holland, die Niederlande, Frankreich und Süddeutschland fahren zu dürfen (vgl. Anhang 1). Am 20. Februar reichte er die beglaubigte Abschrift seiner Großjährigkeitserklärung nach.<sup>41</sup> Das Grazer Gubernium berief sich im Antwortschreiben vom 17. März auf die Verordnung, dass *der junge Adel vor dem 28. Lebensjahr nicht ohne besondere Gründe ins Ausland reisen soll*, und auch nur dann wenn er seine Kenntnisse erweitern wolle, was er dann auch nachzuweisen hätte.<sup>42</sup> Das Grazer Kreisamt verlangte am 31. Mai einen Nachantrag, der erst über drei Monate später positiv beschieden wurde. Die günstige Jahreszeit für 1815 war, wie er notierte, bereits verstrichen und er verschob seine Reise auf 1816.<sup>43</sup> Im Juli 1815 unternahm er eine Rundreise von Graz durch die Steiermark, Österreich, Salzburg, Baiern, Württemberg, Baden, die Schweiz und zurück über Tirol, Kärnten und Krain.<sup>44</sup>

Am 15. Mai 1816 hielt sich Erzherzog Johann, seit April aus England zurück, in Graz auf.<sup>45</sup> Dass Ferdinand von Thinnfeld von ihm Beistand erbitten ließ, ist anzunehmen, denn auf seinen Passakt schrieb er, dass 1816 *durch die gnädige Verwendung S. K. H. des Erzherzogs Johann* ihm sein Paß von der Staatskanzlei innerhalb von 24 Stunden zugestellt worden sei. Für die Reise, die er mit seinem Freund, dem k. k. Kammerherrn Ferdinand Baron Gudenus unternehmen wollte, hat er Empfehlungen für England erbitten lassen.<sup>46</sup>

### Instruktion für die Herren Thinnfeld und Gudenus

Unter dem Titel: *Instruction für die Herren Th(innfeld) u(nd) G(udenus)* erhielten sie ein neun Seiten halbspaltig beschriebenes Schreiben (vgl. Anhang 3).<sup>47</sup>

Als Route wurde die Strecke London-Schottland per Postwagen empfohlen, die der unsicheren Seereise vorzuziehen sei. Der Zweck der Reise dürfe nicht verraten werden, hieß es weiter, denn sonst ... *sieht man wenig oder gar nichts* ... Dann wurden Bedeutung und Wirkung von Empfehlungsschreiben betont, die man sich beschaffen müsse, um die jeweiligen Werke besichtigen zu können: Sechs Briefe wurden angeführt, die Thinnfeld und Gudenus mitgegeben wurden: an die *Österreichische Gesandtschaft* in London, an *Ackermann*,<sup>48</sup> *meinen Commissionär in London ... ein trefflicher Deutscher, wo man aufrichtig sprechen kann ...*, an *Harder* in Sheffield,<sup>49</sup> an *Macintosh* in Glasgow, an *Finlay Esq.* und an den Universitätsbibliothekar *Duncan* in Edinburgh.

41 A Thf, Sch. 59, Fasc. 135 a, k. k. Landrecht, 29. April 1814.

42 Ebenda, Gubernium Graz, 17. März 1815 / Zl. 10.281.

43 Ebenda, k. k. Kreisamt Graz, 31. Mai 1815 / Zl. 7277.

44 A Thf, Sch. 59 Fasc. 135b.

45 Wie Anm. 39.

46 A Thf, Sch. 59, Fasc. 135 c, Instruction.

47 Papier mit Wasserzeichen: *I. C DE RO IM HOF*.

48 Rudolph Ackermann (1764-1834), aus dem Erzgebirge stammend, Buchhändler, Verleger, Lithograph und Industrieller in London, gründete 1795 eine Druckerei und Zeichenschule, publizierte zur Geschichte der Universitäten Cambridge, Oxford, der Hochschulen Winchester, Eton, Westminster u. a., gab Miniaturen von London heraus. – Nach der Schlacht bei Leipzig 1814 hat er für in Not geratene Menschen in Deutschland fast 1/2 Million Pfund Sterling gesammelt – wohl deshalb wurde er in der Instruktion *ein trefflicher Deutscher* genannt. Vgl. GB, Bd. 1. Wiesbaden 1952, 5 und *wikipedia*. Ackermann wird in der Instruktion *Commissionär* genannt: ein Agent, der für Geld Waren- und/oder Geldgeschäfte abwickelt.

49 Die Eisenhandelsfirma I. W. Harder in Sheffield.



*Reisestationen von Schottland nach England, gemäß der „Instruction“  
(Entwurf: W. E. Schmidt-Högl, 2007)*

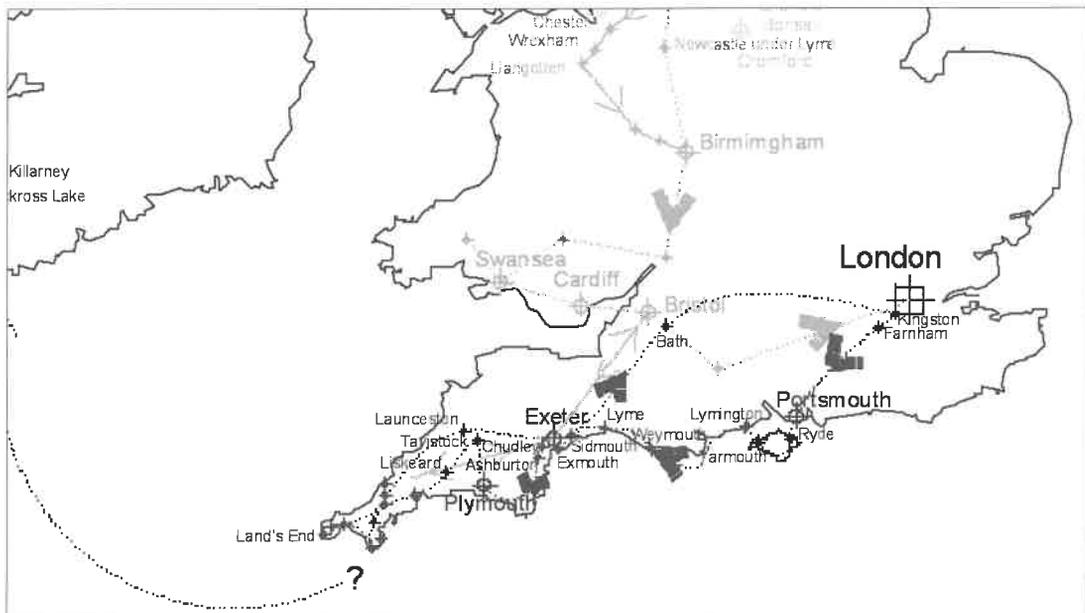
Legende zur Karte:

(SCHOTTLAND): **Carron**: Eisenwerke; **Glasgow**: *Cook*/Gußwerke, *Macintosh*/Alaunwerke; **Edinburgh**; **Berwick**; **Newcastle an der Tyne**: *Stevenson*/Dampfwägen; **Lemington**: Gußwerk; **New Greenvitz**: Schrotturn; **Sunderland**: eiserne Brücke; **York**; **Leeds**: Tuchfabriken, Wasserwerke, *Murray*/Gußwerk; **Sheffield**: Gußwerk im Pare, *Smith*/Gußstahlprozesse, Hammerwerk The Tilt, Roscoe Platz: Hammerwerk, *Smith, Tale & Co*/plattierte Waren, ein deutscher Eisenhändler/*Harder*; **Rotherham**: *Walker*/Gußwerk; **Manchester**; **Newcastle an der Line**: Potterien; **Birmingham**: der eigentliche Hauptort des Eisenwesens; zwischen **Wolverhampton** und **Bilston**: alle Prozesse, *Boulton und Watt*/Fabriken in **Soho**, *Tomason*/plattierte Waren, *Jenkins*/Messingfabrik; **Darley**: Kalksteinbrüche. Alternativ: **Chester**, **Wrexham**, **Colebrook Dale**, **Birmingham**, **Glocester**, (WALES): Eisenwerke: **Cynfarfar**, **Mertyr Tyrdirl**, **Cardiff**, **Swansea**: Kupferschmelze, **Caermarthen**: Weißblechfabrik, **Bristol**, (CORNWALL), (DEVONSHIRE): Kupfer und Zinnwerke, **Salisbury**: Messerschmiede, **London**: *Bramatz*, *Mandtley*/Eisearbeiten.

Briefe sollte man sich verschaffen an *Cook* in Glasgow – von dort nach Newcastle, die wohl in Edinburgh zu bekommen seien – von dort an *Fenton, Murray & Wood* – von dort an *Benjamin Godd* und *Wonnald* in Leeds – von *Wonnald* an *Lee & Philips* in Manchester – und *Boulton & Watt* in Birmingham – von *Godd* an *Boulton* und *Lawson* in London; *Harder* in Sheffield könne vieles tun.

## Reiseroute

Seine *Große Reise* begann Thinnfeld 1816 in Elbogen, von wo er mit Wilhelm Haidinger,<sup>50</sup> Prof. Mohs und dem späteren Schichtmeister Adolph Lill zu Fuß über Johannegeorgenstadt und Annaberg nach Freiberg ging. Dort hielt Prof. Mohs für sie einen dreiwöchigen Bergbau-Intensivkurs mit täglicher Grubenfahrt ab. Anschließend besichtigten sie gemeinsam die Zinnwerke von Altenberg und Zinnwald/Georgenberg. In Dresden trafen Thinnfeld und Gudenus zusammen um ihre verabredete Englandreise anzutreten.<sup>51</sup> Sie erreichten im September 1816 Prag und bekamen dort Briefe für Leipzig, Amsterdam und London.<sup>52</sup> Im November 1816 waren sie auf dem Wege von Dresden nach Bremen und im Dezember 1816 in Hamburg. In England zogen sie den Landweg über London nach Schottland dem Seeweg vor. Bis in den Sommer 1817 waren beide in England und Schottland, anschließend fuhr Thinnfeld allein weiter. Im November 1817 kamen Breuner und Mohs aus Freiberg. Sie besuchten 1817/18 zu dritt die Zinn- und Kupferbergwerke von Cornwall, worüber es Notizen gibt (vgl. Anhang 4).<sup>53</sup>



Route zu den Zinn- und Kupferbergwerken in Cornwall 1817/18 (Entwurf: W. E. Schmidt-Högl, 2007)

50 Wilhelm (Ritter von) Haidinger (1795-1871), der jüngste Sohn Karl Haidingers, Geologe und Mineraloge, studierte ab 1812 bei Mohs am Joanneum in Graz und ging mit ihm 1817 nach Freiberg. Er schrieb 1868 einen Nachruf auf seinen Schwager Thinnfeld; vgl. ADB Bd. 10. Leipzig 1879, 381-396; Wurzbach, 7 (1861), 208-212.

51 Mohs und Haidinger kehrten nach Graz zurück, vgl. Haidinger, Nekrolog, 324.

52 A Thf, Sch. 59, Fasc. 135. Empfehlungsbriefe der Firma Schoenfeld & Co in Prag an ihre Geschäftspartner *Frege & Co* in Leipzig, *Goll & Co* in Amsterdam, *J. & C. von Bernouilly* in London, für Thinnfeld und Gudenus, 9. September 1816.

53 A Thf, Sch. 59, Fasc. 135 b.

## Empfehlungsbriefe

Wie in der Instruktion empfohlen, bekamen Thinnfeld und Gudenus Briefe, ausgestellt von Rudolph Ackermann in London oder auch John Henry Harder in Sheffield; ein Brief ist an den Zeitungsherausgeber *Macintosh* in Glasgow, einer an den Fabrikanten James Finley Esq. in Newcastle on Tyne gerichtet. Einige Briefe überreichte Thinnfeld bei seinen Vorsprachen beziehungsweise Besuchen persönlich und da er sie zurück bekam, bewahrte er sie auf: Sie sind an Multiplikatoren gerichtet, wie Kaufleute, Verleger, Zeitungsherausgeber, Geistliche oder an Spezialisten wie den Techniker John Rennie in London,<sup>54</sup> an Gelehrte wie Dr. Thomas Brown in Edinburgh<sup>55</sup> oder an Fabriksbesitzer wie Josiah Wedgwood in Staffordshire<sup>56</sup> oder James Watt in Birmingham/Soho.<sup>57</sup>

Thinnfeld selbst hatte Empfehlungsbriefe von der Gräfin Johanna Anna Purgstall, geb. Lady Crans-toun, erbitten lassen und auch solche an ihre Familie erhalten, die ihm in der Folge Zugang in hohe Adelskreise ermöglichten, was die Briefe an Lord Archibald Hamilton<sup>58</sup> oder an die in Politik und Gesellschaft einflussreiche Lady Harriet Ashburton<sup>59</sup> zeigen.

Mehrere der zahlreichen Empfehlungsbriefe sind von Rudolph Ackermann in London ausgestellt. Thinnfeld und Gudenus reisen, wie es in einigen Briefen heißt, auf ausdrücklichen Wunsch (*desire*) Erzherzog Johanns, als dessen Vertraute. Thinnfeld wird auch als einer von des Erzherzogs *country friends* bezeichnet, oder in einem anderen Schreiben als Inhaber großer Berg- beziehungsweise Eisenwerke in der Steiermark eingeführt;<sup>60</sup> es wird in einigen Briefen ganz deutlich gesagt, dass sie *mines, iron foundries, manufactories, potteries ...* sehen wollen; andere Schreiben betonen eine Reise *for plaesure and information* der beiden Freunde von hohem österreichischem Adel; betont wird in allen Schreiben die Führung Thinnfelds.

## Reisegesellschaft und Bekanntschaften

Zwischen Jänner und August 1817 werden *Ferdinand Chevalier von Thinnfeld* und *Ferdinand Baron Gudenus* in England und Schottland zusammen vorgestellt; Gudenus reiste im August 1817 wieder zurück. Im Jänner und Februar 1818 wurde Thinnfeld mit *Graf Breuner*<sup>61</sup> und *Prof. Mohs* empfohlen:

54 John Rennie (1761-1821), schottischer Zivil-Ingenieur, baute zuerst Maschinen für Boulton & Watt, später Kanäle, Docks, Häfen, und Brücken, wie in London die Waterloo-Bridge, (zwischen 1814 und 1819) die alte Southwark Bridge, für deren Bau Thinnfeld ein Empfehlungsschreiben bekam und die New London Bridge. Vgl. NEB, Bd. 9. 1027.

55 Thomas Brown (1778-1820), Metaphysiker und Philosoph, Begründer der Edinburgh Review, Prof. für Moralphilosophie. Vgl. NEB, Bd. 2. 560.

56 Josiah Wedgwood II. (1769-1843), Besitzer der Keramikfabrik in Etruria, dem von seinem Vater errichteten Fabriksort. Vgl. NEB, Bd. 12. 552ff.

57 James Watt (1736-1819) gründete mit Matthew Boulton in Birmingham/Soho 1775 die Dampfmaschinenfabrik Boulton & Watt. Vgl. NEB, Bd. 12. 528.

58 Lord Archibald Hamilton of Killyleagh (1752-1834), 1811 bis 1813 Rektor der Universität Glasgow. Vgl. Homepage der University of Glasgow.

59 Lady Harriet Ashburton, Tochter des Earl of Sandwich, Frau von William Bingham Baring Lord Asburton. Vgl. Meyers Lexikon, 2. Bd. Leipzig Wien 1893, Stichwort Baring, 474.

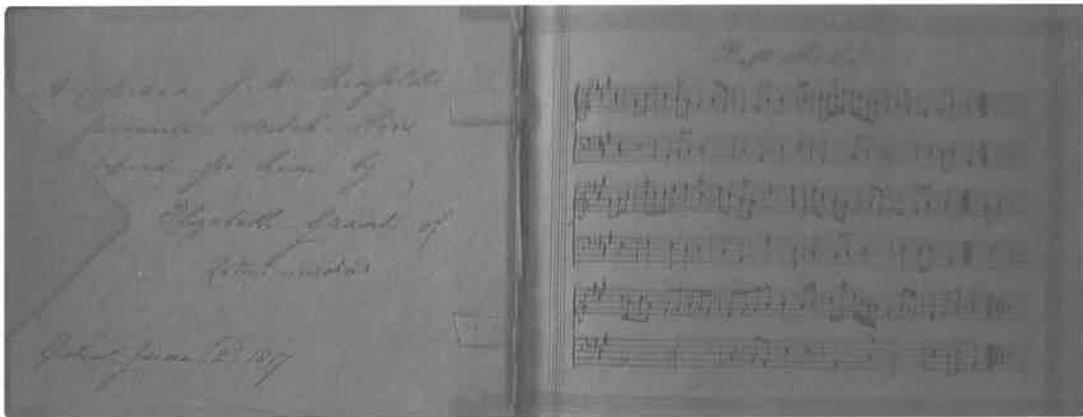
60 Die beiden Hammerwerke in Feistritz und Waldstein hatte Thinnfeld geerbt; er war jedoch erst von 1843 bis 1850 Anteilsbesitzer des Blei- und Zinkbergwerkes in der Kausen in Feistritz, einschließlich des dazu gehörigen Herrenhauses *Silberhof*.

61 August Ferdinand Graf Breuner-Enckevoirth (1796-1877), Studien in Schemnitz, 1816 in Graz, um Prof. Mohs für eine gemeinsame Reise nach Deutschland, England und Frankreich zu gewinnen (vgl. Haidinger, Nekrolog, 324). Traf 1817/18 in England Thinnfeld und fuhr mit ihm und Mohs nach Cornwall. – Spätere Tätigkeit in der Hofkammer in Münz- und Bergwesen und 1848 einer der drei Sektionschefs in Thinnfelds Ministerium für Landescultur und Bergwesen. Sein Schloss Grafenegg ließ er nach englischen Vorbildern im neo-gotischen Stil umbauen.

Sie seien auf einer mineralogischen Reise und wollten private mineralogische Sammlungen besichtigen.

Einige an Thinnfeld persönlich gerichtete Briefe sind etwa von William Rathbone aus Liverpool *per Adresse Postamt Derby*;<sup>62</sup> oder an seine Londoner Adresse in der Thornhaugh Street Nr. 22 gerichtet.<sup>63</sup>

Schon in Dresden war der Sohn und Teilhaber eines Bremer Großhandelshauses von Thinnfeld beeindruckt: ... *Er ist ein herzlicher Mann, ein denkender Kopf, Verehrer der Natur und der schönen Künste ... während unseres hiesigen Aufenthaltes waren wir fast unzertrennlich.*<sup>64</sup> In England wurde er einmal mit den Worten ... *you will find him a very intelligent as well as a very agreeable young man* eingeführt.<sup>65</sup> Dieser günstige Eindruck verhalf ihm zu Kontakten, Informationen und Bekanntschaften: Als „Souvernir“ hat er zwei kleine Büchlein aufbewahrt,<sup>66</sup> die handgeschriebene schottische, beziehungsweise irische Liedertexte und Noten mit der Widmung einer jungen Dame enthalten.



Widmung „schottischer Weisen“ für Mr. Thinnfeld von Elizabeth Grant of Rothiemurchus,<sup>67</sup>  
Edinburgh, 2. Juni 1817 (Foto: W. E. Schmidt-Högl)

Auf seiner Reise wollte er Alltagsleben, Wissenschaft und Wirtschaft möglichst umfassend kennen lernen und gesellschaftliche Kontakte pflegen.<sup>68</sup> Auch Spezialbereiche wie das Bierbrauen fanden sein Interesse: so bewahrte er einen auf drei Seiten beschriebenen Papierbogen mit dem Titel *The brewing* auf (vgl. Anhang 5).<sup>69</sup> Unter dem Titel *Reisejournal* ist außerdem eine Art Tagebuch mit zahlreichen Skizzen erhalten,<sup>70</sup> das an anderer Stelle publiziert wird.

62 William Rathbone V. (1787-1868), Großkaufmann, hatte mit seinem Bruder Richard Rathbone und Adam Hodgson seit 1814 eine Baumwoll-Handels-Gesellschaft (vgl. Homepage der University of Liverpool). – A Thf, Sch. 59, Fasc. 134 a, Brief William Rathbone, an Ferdinand von Thinnfeld, Post office Derby, Liverpool 1. November 1817.

63 Thinnfelds Londoner Wohnung im Stadtteil Camden, nahe dem British Museum; vgl. Brief von H. W. Rathbone in Liverpool, an Thinnfeld in London, 21. Jänner 1818 und Brief von W. Rathbone in Liverpool, an Thinnfeld in London, 4. April 1818 (A Thf, Sch. 59, Fasc. 134 a).

64 A Thf, Sch. 59, Fasc. 135, Brief Carl Gustav Hagedorn an Hermann Hagedorn & Sohn, Bremen 6. November 1816.

65 A Thf, Sch. 59, Fasc. 135, Brief o. A., Edinburgh 22. August 1817.

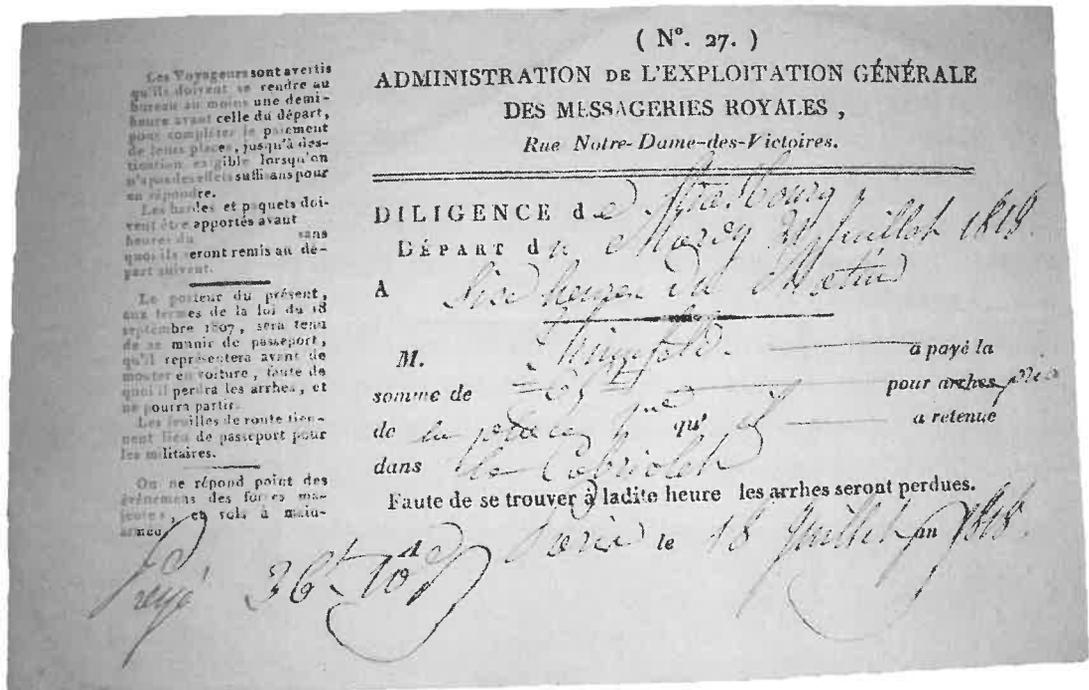
66 Das zweite Heftchen ist betitelt *ERIN GO BRAGH - Irish Airs* (A Thf, Sch. 130, Fasc. 335 b).

67 Elizabeth Grant (1797-1885), Tochter von Sir John Peter Grant, die schottische Tagebuchautorin wurde als *The Highland Lady* bezeichnet; vgl. *wikipedia*.

68 Ab 1822 bereiste sein Schwager Wilhelm Haidinger mit August Graf Breuner Frankreich und England, lebte ab 1823 einige Jahre in Schottland, forschte, publizierte und unternahm von dort aus wissenschaftliche Exkursionen auf den Kontinent; vgl. ADB, 10. Bd. Leipzig, 1879, 381f.

69 A Thf, Sch. 59, Fasc. 135 a.

70 A Thf, Sch. 59, Fasc. 135 b.



Billet Nr. 27 für M. Thinnfeld, gelöst am 18. Juli 1818 für den am 21. Juli, 6 Uhr morgens, nach Strassburg abfahrenden Postkurs „dans le Cabriolet“ (Foto: W. E. Schmidt-Högl, 2007)

Am Ende seiner Reise traf Thinnfeld im Sommer 1818 in Paris außerdem noch den Geologen und Mineralogen Paul Partsch.<sup>71</sup> Ein „Fahrschein“ belegt seine Rückfahrt (s. Abb.).

## Spesen

Die Reiseausgaben sind anhand von quittierten Bargeldbehebungen und der Geamtabrechnung zu belegen: Thinnfeld und Gudenus reisten mit einem Kreditbrief<sup>72</sup> der Wiener Firma Schuller & Co vom 27. Juli 1816, der ihnen einen Rahmen von 8.000 Gulden einräumte, behebbar bei den Firmen Frege & Co in Leipzig, M. u. J. Jenisch in Hamburg, Doxat & Divett in London, Braunsberg & Co in Amsterdam und Delessert & Co in Paris.<sup>73</sup> Der Thinnfeld'sche Hammerverweser in (Deutsch-)Feistritz, Blasius Tertschnigg hat Abrechnungen der Firma Schuller & Co in Wien unter dem Titel *Geldangelegenheiten von dem Herrn Prinzpallen ... seiner Reise nach Engelland ...* verbucht:<sup>74</sup> Seine Bilanz für die 20 Reisemonate in England vom 1. September 1816 bis 30. April 1818 ergab bei einer durchschnittlichen monatlichen Behebung von 50 Pfund Sterling samt Extraausgaben und Provisionen umgerechnet 9.484 Gulden.<sup>75</sup>

71 Paul Maria Partsch (1791-1856), Geologe und Mineraloge, ab 1816 Volontär im Wiener Hof- Mineralienkabinett, begründete die wissenschaftliche Geologie in Österreich; traf 1818 mit Thinnfeld in Paris zusammen, vgl. Haidinger, Nekrolog, 324 und [www.aeiou.at](http://www.aeiou.at), Österreich Lexikon).

72 A Thf, Sch. 59, Fasc. 135 e, Kreditbrief Firma Schuller & Co, Wien 27. Juli 1816.

73 Zwischen 5. Dezember 1816 und 21. April 1818 wurden in Hamburg 1.650 Gulden CM und in London, Edinburgh, Liverpool und Birmingham zusammen 645 Pfund Sterling behoben.

74 Geldanweisungen zwischen 26. November 1817 und 25. April 1818.

75 Zum Vergleich: die Mitgift seiner Frau betrug laut Heiratskontrakt vom 19. März 1820 500 Gulden, die Thinnfeld mit 1.000 Gulden widerlegte, ihr jährliches Spannadelgeld 200 Gulden.

## Auswirkungen

Nach der Rückkehr aus England trat der 25jährige Ferdinand von Thinnfeld 1818 sein Erbe als Hammerherr an, das für ihn sein Stiefvater und früherer Vormund Johann Freiherr von Hagen verwaltet hatte.

Auf seine Anfrage erhielt er die Benachrichtigung, dass Erzherzog Johann Anfang Oktober 1818 in Graz sein werde und ... *daß Sie dann Gelegenheit genug haben werden, sich Höchstdemselben vorzustellen und Sie Ihre Erfahrungen ausschütten können. Vorläufig habe ich S. Kaiserl H. von Ihren Ansichten in die Kenntniß gesetzt, und somit ist wenigstens die erste Formalität erfüllt*, wie ihm Joachim Schell am 18. September schrieb.<sup>76</sup> Thinnfeld bewarb sich um die nach dem Tode von Joseph Ritter von Lorberau († 22. Sept. 1818) frei gewordene Stelle eines ständischen Ausschußrates, was Schell befürwortete und zugleich die hohe Meinung, die der Erzherzog von Thinnfeld habe, betonte. Er bekam somit 1818 sein erstes öffentliches Amt als ständischer Ausschußrat. Juridische, technisch-wissenschaftliche und literarische Kenntnisse, Redebegabung und nicht zuletzt ein gewinnendes Äußeres begünstigten seine weiteren Ambitionen. Kurz darauf, im Oktober 1818 wurde er Mitglied der neuen ständischen Leseanstalt in Graz: ... *Ihren Kenntnissen und der hohen Meinung, welche der Erzherzog von Ihnen hegt, mögen Sie meine Freyheit zuschreiben, Sie als Mitglied ohne Bewilligung eingeschrieben zu haben*, schrieb ihm der Sekretär der Leseanstalt Philipp von Fichtl.<sup>77</sup>

## Ausblick

Am 11. Oktober 1819 erhielt Thinnfeld im Auftrag Erzherzog Johanns eine Einladung zur Jagd nach Aflenz<sup>78</sup> und eine langjährige Jagdfreundschaft mit gegenseitigen Einladungen nahm ihren Anfang. Als Thinnfeld am 27. Mai 1820 Maria Clara Sidonia (*Sittah*),<sup>79</sup> die Schwester Wilhelm Haidingers, heiratete, war der Adjutant Erzherzog Johanns, Joachim Freiherr von Schell-Bauschlott, der ihn in seinen Briefen bereits *lieber Bruder* nannte, sein Trauzeuge. Auch die „dienstlichen“ Briefe Josef Zahlbruckners waren stets an seinen *Lieben Freund und Bruder* gerichtet.<sup>80</sup> Von Erzherzog Johann wurde Thinnfeld 1820 als einer der Supplenten für die Kuratoren des Joanneums nominiert.

Mehrere Briefe aus England an Ferdinand von Thinnfeld in Graz oder (Deutsch-)Feistritz bis in die 1830er Jahre bezeugen die „Nachhaltigkeit“ seiner Englandreise.

## Verwendete Quellen

Archiv Thinnfeld (A Thf): Sch. 59, Fasc. 134 a, 135, 135 a, 135 b, 135 c, 135 d, 135 e; Sch. 130, Fasc. 335 b.

ADB (Allgemeine Deutsche Biographie)

76 A Thf, Sch. 59, Fasc. 135 a, Brief Joachim Schell, Wien 18. September 1818; Wien 30. September 1818; die Anrede im zweiten Brief lautete: *Lieber Bruder*.

77 A Thf, Sch. 59, Fasc. 135 a, Brief Philipp von Fichtl, Graz 28. Oktober 1818.

78 A Thf, Sch. 59, Fasc. 135 a, Brief Josef Zahlbruckner, Thernberg 11. Oktober 1819.

79 Ferdinand von Thinnfeld kannte Sidonie Haidinger (1797-1843) wohl seit ihrem Grazer Aufenthalt im Herbst/Winter 1814, vgl. Haidinger, Nekrolog, 324. Damals löste er eine bereits bestehende Verlobung auf: vgl. Brief Joseph Tunner, Klagenfurt 5. Feber 1515: ... *alle sprechen von der Schönheit der (Anna von) Fraydenegg(-Monzello), Deiner verschmähten Braut* ... (A Thf, Sch. 59, Fasc. 135 e).

80 A Thf, Sch. 59, Fasc. 135 e, Brief Josef Zahlbruckner, Graz 17. März 1820.

GB (Der große Brockhaus), 17. völlig neubearb. Aufl. Wiesbaden 1952.

GGK (Gothaischer genealogischer Kalender)

Meyers Konversations-Lexikon, 5. gänzlich neubearb. Auflage.

NEB (The New Encyclopaedia Britannica), 15. Aufl. Chikago/London/New Dehli/Paris/Seoul/Sydney/Taipei/Tokyo.

#### Weiterführende Literatur

Anton Mell (Red.), Das steiermärkische Landesmuseum Joanneum und seine Sammlungen. 1811-1911. Graz 1911.

Anton Reichsritter von Pantz. Die Gewerken im Banne des Steirischen Erzberges. Wien 1918 (Sonderabdruck aus dem Jahrbuch der Heraldisch Genealogischen Gesellschaft Adler 1917/18 N.F. 27 und 28). Thinn von Thinnfeld, 352 ff..

Paul W. Roth, Zu Peter Tunnens Aufzeichnungen über den britischen Bergbau 1837. In: Res Montanarum (RM) 12 (1995), 31f.

### Anhang 1: Ferdinand von Thinnfelds Gesuch 1815

*Löbliches k.k. Gubernium!*

*Da das Eisenwesen in Steyermark auf einen so niederen Grad der Cultur steht, daß es so wohl in Hinsicht der ersten Erzeugung, als auch auf der weitem und feinern Ausarbeitung des Eisens, womit uns die Natur so reichlich beschenkt hat, wichtiger und bedeutender Verbesserungen fähig ist, ja es viel mehr unumgänglich nothwendig ist die selben vorzunehmen, wenn wir nicht außer aller Concurrenz mit andern Nationen gesetzt werden wollen; da ferners zur Erreichung dieses Zwekes noch sehr wenige und unbedeutende Verbesserungen gemacht worden sind; so wünscht Unterzeichneter, der selbst Eisenwerke in Steyermark besitzt und einige Kenntniß von der hierortigen Manipulation hat, sich noch mehrere Erfahrung und Einsicht in dieser Hinsicht zu erwerben, um nach Kräften zu obigem Zweck beytragen, und so seine Schuld, die er als Bürger gegen das Vaterland hat, so viel es in seinem Vermögen steht abtragen zu können.*

*Damit Unterzeichneter diesen seinen Zweck nur am sichersten erreiche, glaubt er keinen bessern Weg einschlagen zu können, als sich die Erfahrungen und Kenntniße anderer Nationen, die uns so wohl in der Güte ihrer Erzeugniße, als auch in der Wohlfeilheit derselben so weit hinter sich lassen, so viel als möglich zu Nutzen zu machen, und deßhalb eine Reise durch Deutschland nach England zu unternehmen, sich dort einige Zeit aufzuhalten, und dann den kürzesten Weg wieder zurückzukehren.*

*Um diese Reise nun unternehmen zu können, bittet Unterzeichneter: Ein hochlöbliches k. k. Gubernium möchte ihm einen Reisepaß durch Böhmen, Schlesien, Preußen, Sachsen, Westphalen, Hamburg nach England, und zurück über Holland, Niederlanden, Frankreich und Süd Deutschland nach Steyermark auf ein und einhalbes Jahr ausfertigen lassen wollen.*

*Ferners bittet Unterzeichneter, eine andere als die angegebene Ursache in den Reisepaß zu setzen, weil ihm dieser sonst zur Erreichung seines Vorhabens mehr hinderlich als nützlich sein würde.*

*Grätz, am 15ten Februar 1815. Ferdinand edler H(err) von Thinnfeld.*

## Anhang 2: Auszüge aus Haidingers Schriften

[Genannte Orte: Werke / Besitzer]

Selper am Derwentfluß: Baumwollspinnerei;

Bonsall bei Cromford: Bleischmelze / Mr. Evans;

Sheffield: Kohlengruben / *Herzog von Norfolk*; Stahlofen / *Mr. Robert Staffield & Comp.*; Gußstahlerzeugung / Patent der Herren *Wilde*; Feuermaschine; Feilhauerfabrik;

Bradley: Eisenwerke / Mr. *Wilkinson*;

in Lancashire: Liverpool: Feilenerzeugung.

Literaturzitate: *Repertory of arts and manufactures*, Vol. II., pag. 368 über das Patent zur Stahlerzeugung für *Wilde* in Sheffield und *N. Hadsild's* Discurse über das Stahlschleifen.

Zeichen: ' = Fuß; " = Zoll; □ = Klafter

Seite 1 / Zeilen 1-16

- 1 *Auszüge aus den Haidingerischen*
- 2 *Schriften von dem englischen Fabrikwesen.*
- 3 In einer Baumwollspinnerey zu Selper am Devont Fluße,
- 4 ist ein 40' breites Wasserad, dessen Welle hohl, und
- 5 aus 4" bis 5" dicken Pfosten zusammengesetzt ist. Bey den
- 6 Zapfen ist sie ganz ausgekeilt, die Bleyel haben 6 Slägel.
- 7 beyde Zapfen wiegen 50 Ct.
- 8 Bleyschmelz des *H(ernn) Evans* zu Bonsall bey Cromford.
- 9 Das Bley wird hier in ein im Grundriße ovalen Ofen von 9' Lange
- 10 7' Breite und in der Mitte 2 1/ 2' Höhe mit einem 5 □ hohen Rauch=
- 11 fange geschmolzen. In diesem Ofen schmelzen 2 Arbeiter in
- 12 8 Stunden mit 12 Ct Steinkohlen 20 Ct Bley weg, welche
- 13 12 – 13 Ct Bley geben. Ein ungeheures Aufbringen.
- 14 Kohlgruben des *Herzogs von Norfolk* in Sheffield.
- 15 Hier ist eine Förderungsmaschine, die aus einem 12 C(lafer)
- 16 tiefen Schacht in 12 Stunden 4.000 Ct fördert.
- 17 Stahlofen des *Mr. Robert Staffield. & Comp:* in
- 18 Sheffield.
- 19 Unter einem 5 □ hohen kegelförmigen Schornstein, dessen Öffnung
- 20 kaum etwas über 6" haben kann stehen in einem 2 Kisten, mit einem
- 21 besonderem Gwölbe für beyde, in dem anderen 4 Kisten, davon 2 und
- 22 2 unter einem Gewölbe stehen. Die Gewölbe sind ganz geschlossen und
- 23 haben nur hinten und vorn eine Oeffnung in den Schornstein.
- 24 Das Feuer brennt unten auf einem Rost, und schlägt zwischen und
- 25 an den Seiten der Kisten an das Gewölbe, von welchem die Wäerme
- 16 hinten und vorne in den Schornstein geführt wird. Die Eisenstangen,

Seite 2 / Zeilen 1-29

1 wozu vorzüglich schwedische aber auch russische gewählt werden, sind  
2 von 8' - 12' Länge; sie werden mit Holzkohlen Gestüb, und Sand einge=  
3 setzt, und durch 10 - 14 Tag cementirt; sodann wird der Ofen durch  
4 eine Woche ausgekühlt. Die Kisten sind von 6'' dicken glimerigen  
5 Sandstein, 3' breit 2 1/2' hoch, und faßt jede 5 Tonnen i:e 100 Ct Eisens.  
6 Eine Tonne Eisen wächst beym Stahlbrennen um 4 - 20 Lb per Tonne.  
7 1 Lb Stahl kostet beyläufig 1 Lb Kohlen.  
8 Alle Stahlabfälle von den Fabriken, mit den Abschnitten  
9 an Stahlstangen, Platten etc werden aufgekauft, zur Sicherheit  
10 daß kein Eisen dabey sey nochmahls cementirt, und nun in Gußstahl,  
11 der 50 prc. mehr werth ist, verwandelt. Hiezu werden in einem  
12 1' 5'' weiten Tiegel, wozu man den feuerhältigen Thon von Sturbridge  
13 nimmt 25 lb solcher Abschnitte /: *Scrapo:* mit einem besondern Fluße  
14 in einen Ofen von 9'' ins Gevierte, und 2 1/2' Höhe eingesetzt, und mit  
15 einem scharfen Windzuge in 3 bis 4 Stunden geschmolzen, dann  
16 in eiserne Formen gegossen. Der Fluß wird als ein großes  
17 Geheimniß gehalten, und soll entweder Kelp, oder das Ueberbleibsel,  
18 so bey den Glashütten bey Reinigung der Potasche erzeugt wird, oder  
19 auf nur Kalk und Thon, mit einem Wort bey verschiedenen Fabriken  
20 verschieden seyn. Der geschmolzene Stahl wird gleich den gebrannten  
21 in kleinen gedeckten Truen, vor dem Gebläße, das nur die Flamme  
22 an den Stahl bringt geheitzt und unter dem Streckhammer aus=  
23 getrieben. Zu kleinen Messern, Scheeren, und allerhand Uhrbestand=  
24 theilen, so auch zu einigen Schneidzeugen z. B. Sensen, Sicheln etc Dan(n)  
25 zu Sägen, Feilen wird Gußstahl genommen; zu Holzschneidinstrumen=  
26 ten, Hobeisen, Schnitzern, Gartenmessern etc wird teutscher oder engli=  
27 scher Gerbstahl verwendet. Sägen werden mit Fett und Wasser,  
28 Feilen mit Bierhefen, und Salz gehärtet. Die besten Feilen  
29 werden in Lancashire bey Liverpool verfertigt, und ihre

Seite 3 / Zeilen 1-29

1 Güte hangt vorzüglich von der genauen Bereitung besonders  
2 im Schleifen ab. Alle Feilen werden aus freyer Hand gehauen,  
3 und eine Feilhau Maschine ging ein, weil der Hieb die Späne nicht  
4 ausließ. Man versuchte meist steyrischen Stahl zu gießen,  
5 welcher nach dem Schmelzen weich wie Eisen war, daher man ihm  
6 beym Härten eine stärkere Harte laßen zu müßen glaubte  
7 als gewöhnlich war, und man erstaunte sehr diesen Stahl glashart  
8 zu finden.  
9 Man [versuchte] verschiedene Methoden Stahl mit Eisen zu vereinigen:  
10 1 tens durch den Guß worüber die *H(erren) Wilde* in Sheffield ein Patent  
11 erhalten haben vide: Repertory of arts and manufactures. Vol. II.

12 pag. 368. 2 tens durch Schweissen, wie gewöhnlich, wo jedoch die Stüke  
13 nachher in die verlangte Stärke gerollt werden, wobey jedoch bey  
14 dem englischen Gerbstahl viel von der Härte verloren geht.  
15 Gegossene Walzen von Gußstahl werden über einen eisernen  
16 Kern in glühenden eisernen Formen gegossen. Man rechnet  
17 daß aus 6 Paar beym Härten nur eines erhalten wird.  
18 Stahlschleifen aus: *N. Hadsild's Discourse*:  
19 Das erste Schleifen */:Grinding:/* wird auf dem Schleifstein vorge=  
20 nommen; das zweite aber, *douciren /:glazing:/* auf einer hölzernen  
21 Scheibe von Rothbuchenholz, die täglich früh morgens mit starkem  
22 Leim bestrichen, sodann in gestoßenen und gesiebten Schmirrgel  
23 gewälzt wird, 3 tens Polieren */:polishing:/* auf einer andern  
24 hölzernen Scheibe, die mit einem Riem überzogen ist und mit  
25 Eisenoker, der geschlem(m)t ist, bestrichen wird. 4 t(ens) die Politur  
26 mit der Hand */:handing:/* mit Wasser und geschlem(m)ter Zinnasche,  
27 das *Loffing* oder Schleifen auf der Scheibe, soll in manchen Orten  
28 auf einer trokenen Composition von Zinnasche Schmirgel und  
29 Oker vorgenommen werden.

Seite 4 / Zeilen 1-31

1 Eine Feuermaschine bey Sheffield  
2 treibt 5 Mühlsteine, deren jeder in einer Stund 8 Metzen  
3 Weizen mahlt.  
4 Englische Maasen  
5 Ein Load Weizen hält 14 Stone, ein Stone 3 Metzen.  
6 Ein Corve Steinkohl erträgt 250-300 lb.  
7 Feilhauer Fabrik bey Sheffield.  
8 Die gemeinen großen Armfeilen werden unmittelbar aus vier=  
9 kantigen Brennstahl, kleinere aus eben diesem Stahl, der unter dem  
10 Hammer gestreckt worden, die feinsten und kleinsten von gegoßenem  
11 und gestrecktem Stahl in die nöthige Form geschmiedet, wobey sorgfäl=  
12 tig alle Unreinigkeiten ausgehauen werden. Sodann werden sie auf den  
13 Steinen ganz blank geschliffen, und auf einem flachen festen Ambos,  
14 auf dem eine Bleyplatte liegt, mit 2 Riemen niedergehalten,  
15 indem das eine Ende der Feile, das in einer falschen Handhabe  
16 steckt, dem Feilhauer in der Hüfte liegt. Der Feilhauer fängt dann  
17 von der Spitze an mit freyer Hand zurück zu hauen, Die Meißel  
18 sind ganz kurz, etwa 2“ hoch und haben eine kleine Bahn. Sie haben  
19 die Schneide zwar in der Mitte, aber etwas schief gegen eine Seite.  
20 Raspeln werden reihenweise von hinten nach vorn gehauen, das  
21 Instrument hinzu hat die Form eines Grasstichels; nur ist es auch  
22 von vorne abgeschliffen. Die gehauene Feile kommt nun zum Härten

23 Hiezu wird sie in Bierhefen eingetaucht, sodann mit gemahlener  
24 Steinsalz überzogen, und von dem Gebläse in einem Feuer von Coaks  
25 kirschroth gemacht, ausgeglüht, und senkrecht, mit der Spitze voran  
26 in kaltem Wasser abgelöscht. Sie wird sodann ausgebürstet und in  
27 Kalkwasser gelegt, dann getrocknet, und in einer dicken glühenden Zange  
28 die Angeln nachgebessert; sodann werden sie mit Leinöhl bestrichen und  
29 verpakt. Beym Gebläse fanden wir die Formen hohl, mit 2 damit  
30 verbundenen Röhren, die mit einer Wassertonne in Verbindung  
31 standen, und so die Form immer abkühlten, in dem das untere Rohr

Seite 5 / Zeilen 1-29

1 immer Wasser zuführt, welches kochend immer durch das obere  
2 Rohr wieder in die Tonne zurück geführt wird.  
3 Steinkohlenmaßen  
4 Ein Newcastle chauldron hat 53 Ct und 8 Newcastle  
5 chauldron machen 15 Londoner chauldron's. Ein Corve a  
6 300 lb hält 3 Bowlys (oder 8 Bushels oder 24 Peks).  
7 *Mr Wilkinsons* Eisenwerk in Bradley  
8 Die Walzen wiegen jede 7 Tonnen, und sind mit einer  
9 Platte von 3 ½ Tonnen beschwert. Dieses Walzwerk  
10 macht in 4 Minuten den nehmlichen Effekt, den ein  
11 Hammer in 10 Minuten macht.  
12 Da man bemerkt hat daß bey dem Verkoaxen der  
13 Steinkohlen der Wasser eine vorzügliche gute Wirkung  
14 zur Zersetzung des Schwefelkieses macht, so sind in  
15 Bradley 2 Coaksöfen nach diesem Prinzipie eingerichtet.  
16 Der eine ist ein gewöhnlicher Coaksöfen, an dessen untern  
17 Ende eine Röhre den Wasserdampf aus einem benachbar=  
18 ten Dampfkessel zuführt. Bey dem anderen ist der Boden  
19 auf dem verkoaxt wird, und der von Thon fest=  
20 geschlagen ist, mit Ziegelkanälen versehen, auf welchen ein  
21 Ziegelpflaster /:Die auf den Kanten stehen:/ ohne Kalk ganz  
22 trocken angelegt wird. Wenn der Brand bald zu Ende ist,  
23 wird Wasser in die Kanäle gelassen, wovon der Dunst zwischen  
24 den Fugen der Ziegel durch die Kohlen dringt.  
25 *H(err) Wilkinson* erzeugt auf seinem großen  
26 Walzwerk wöchentlich 200 Tonnen Eisen.  
27 Bey *Wilkinsons* Eisenwerke arbeiten 20 Dampf=  
28 maschinen, und der ganze Steinkohlenverbrauch belüftet  
29 sich auf 800 Tonnen wöchentlich.

Seite 6 / Zeilen 1-31

1 *H(ern) Wilkinsons* Eysenwerk  
2 Hier war vormahls ein hoher Ofen, der vom Bodensteine 60'  
3 hatte. Das Gestell stellte einen Kubus von 5 Schuh vor, sodann  
4 war der Ofen eyförmig etwa durch 30', und dann cylindrisch. Von  
5 außen war er alle 3 Schuh mit einem starken Reif von geschmideten  
6 Eisen gebunden. Die Vormaaßen wurden mit einer Feuermaschine  
7 gehoben und gesetzt. Es wurde alle 12 Stunden gestochen, und jedes=  
8 mahle 3 – 3 1/2 Tonnen Eisen erhalten. Das Gebläse war eine  
9 Feuermaschine, die mittels eines Regulators durch 2 Dießen  
10 beständig bließ. Der jetzige Hochofen ist vom Bodenstein bis  
11 zur Licht 40' hoch. In einer Woche werden 40 Tonnen pig iron  
12 erzeugt. Der rothe Eisenstein aus Cumberland gibt 1/3 Der  
13 thonartige aus den eigenen Gruben 1/5 – 1/4. Das Roheisen ist  
14 grau und fein körnig. (W. Nr. 1). Dieß Eisen kommt zum Raf=  
15 finiren, wo 5 – 6 Ct in einer Stunde mit einem scharfen Gebläse,  
16 in einer Art Frischfeuer niedergeschmolzen werden. Das Geblä=  
17 se steht auf das Mittel des Herdes. Man setzt etwas Sinter zu.  
18 Die Schlake läuft an der Windseite über den Herd, und wenn das  
19 Eisen einige Zeit gefloßen, wird es in einer mit Steinen ausge=  
20 legten Grube gestochen, und alsogleich eine große Menge kaltes  
21 Wasser darauf gelassen, wobey ein starker Schwefelleber geruch  
22 entsteht. Das Eisen ist nun weiß und strahlig im Bruch, (W. Nr. 2).  
23 Dieses Eisen kommt zum Frischen mit Flammenfeuer in die  
24 *puddle* Oefen. Diese haben das Feuer zu beyden Seiten. Der Rost  
25 ist ein Vierek zu 2 1/2'. Eine Schürgasse mag von der anderen 8 Schuh  
26 entfernt seyn. Der Boden des Ofens ist nach außen ein breiter  
27 Ring von Roheisen, in der Mitte eine Schüssel, welche leicht ausgewechselt  
28 werden kann. Der Ofen wird mit Sand ausgeschlagen, der sich verglast.  
29 Es werden 3 Ct raffinirtes Eisen eingesetzt, welches nach etwa einer  
30 Stunde gefrischt ist, und in Ballen von 70-80 lb entweder unter  
31 den Hammer oder unter die Walze kömmt. Der Hammer ist

Seite 7 / Zeilen 1-6

1 sammt Stiel und Axe aus einem Stüke gegoßen. Er wiegt vorne  
2 70 Ct, und wird am Kopfe vorne gehoben.  
3 Das Meißeleisen in *Halfblooms*,  
4 kömmt von hier, und der großen Walze zum Streken.  
5 Das Roheisen leidet bis es gestrekt ist einen Abgang  
6 on 28-31 %. Die Tonne Roheisen kostet 5 Guinneen.

## Anhang 3: Instruktion für die Herren Thinnfeld und Gudenus

Seite 1

Notabene.

Für einen, der des Eisenwesens wegen nach England reiset, die die nachstehenden Gegenstände von besondern Wichtigkeit. Geht der Weg gerade nach Schottland – dort die Carron Works, welche alles enthalten, was man nur wünschen kann – vorzüglich die grobe Eisenerzeugung betreffend. In Glasgow sind die Gußwerke von *Cook* die sehenswerthesten. *Cook* ist ein gerader offener Mann; er verfertigt treffliche Dampfmaschinen, alle Maschinen für die Wollspinnfabriken, die eisernen Weberstühle für Cotton- und die Dampfböte.

Seite 2

Die Spinnfabriken verdienen – der sie bewegenden Dampfmaschinen wegen besehen zu werden. *H(err) Makintosh* ein sehr unterrichteter Mann, kann hier von großer Hülfe seyn. Er besitzt 2 Alaunwerke und chemische Fabriken. In Edinburgh sind äußerst unterrichtete Männer, die durch ihre Anempfehlung im übrigen Lande großen Vorschub leisten können. Aus Schottland ist der Weg über Berwick nach New Castle an der Tyne einzuschlagen. – Dort sind die Steinkohlenwerke – Eisenbahnen – Dampfmaschinen, bei letzteren vorzüglich ein gewisser *Stevenson* merkwürdig. Das Eisenwerk

Seite 3

und Gußwerk zu Lemnigton und New Greenvictz. In diesen letztern wird Stahl erzeugt – der Schrotthurm. Bey Sunderland die eiserne Brücke. New Castle verdient einen längern Aufenthalt. Von hier über York nach Leeds, wo die Tuchfabriken wegen den Wasserwerken, den Dampfmaschinen, und den Dampfmaschinen sehenswerth sind. Das treffliche Gußwerk des *H(ernn) Murray*. Von Leeds nach Sheffield. Dieser ist einer der Hauptorte in Hinsicht des Eisenwesens. Hier sind die Steinkohlen und Eisenwerke. Das grosse Gusswerk im Pare. – Das sehenswerthe *Smith's*, wo man Guß Puttling Stahlprocesse sehen kann. Das Hammerwerk die *Tilt* genannt.

Seite 4

die Stahlfabrik am *Roscoe* Platz; die Nägel und Schraubenfabrik, die Feilhauerey, die Gußstahlfabrik, die plattirte Waarenfabrik der *H(erren) Smith, Tale* ec. die kleinern Werkstätten der Messerschmiede ec. Ein Deutscher, namens *Harder* der mit Eisen handelt, kann hier vom besten Nutzen seyn. Von *Sheffield* nach *Rotherham* wo das große Gußwerk des *H(ernn) Walker* ist: hier wird eben eine große eiserne Brücke gegossen – Stahl und Weißblech erzeugt. Von hier nach *Manchester*, dem Hauptorte der Baumwolle Waaren, wo ebenfalls 2 Gußwerke vorhanden sind. – Sehenswerth, die Dampfmaschinen, eiserne Dächer, Seilen und Gurten, die

Seite 5

Gasbeleuchtung – in der Nähe die trefflichen Kohlenwerke zu *Wigan* /:Kannel Kohle:/ und zu *Worsley* jene des Herzogs von *Bridgewater*. Von Manchester über New Castle an der Line, wo die *Potterien* sich befinden, nach Birmingham. Dieser ist der eigentliche Hauptort des Eisenwesens. Die Gegend zwischen *Wolverhampton* [*Bilston* = gestrichen] ist nichts als – Kohlenwerke, Eisengruben, Dampfmaschinen, Hochöfen, Raffinierwerke, wo man alle Prozesse sehen kann. In Birmingham sind des *Boulton* und *Watt's* Fabriken und in *Soho* von Dampfmaschinen – jene des *Tomason* von plattirten Waaren – die

Messingfabrik des Herrn *Jenkins* sehenswerth, an Stahlarbeiter, Plattierer, Schmieden in kleinen ist diese Stadt

Seite 6

voll, ein längerer Aufenthalt ist hier nothwendig, da hier und in Sheffield alles zu sehen ist. In *Dudley* die Kalksteinbrüche. – Wenn man von Manchester nicht nach New castle an der *Line* reisen will, so würde es sich lohnen über *Chester-Wrexham*. – Der eisene 2.000 Fuß lange Aqueduct von *Llanglotten* – die eiserne Brücke, das *Planum inclinatum* – die Eisen- und Kohlenwerke zu *Colebrook Dale* wären dann auf dem Wege, und von da führte die Straße nach Birmingham. Von letztbenannter Stadt nach *Glocester*, und von da nach den Wallisischen Eisenwerken zu *Cynfarfar*, *Mertyr Tydirl* und *Cardiff*, der Kupferschmelze in *Swansea* und der Weißblechfabrike zu *Caermarthen*. zurück auf *Bristol*. Von da aus laßen sich die Kupfer und Zinnwerke in

Seite 7

*Cornwall* und *Devonshire* besuchen. Auf jeden Fall im Rückweg, über Salisbury, wo die besten Messerschmiede des Landes sind. In *London* sind *Bramatz* und *Mantley* die zwey vorzüglichsten – in Eisenarbeiten. – Die Hauptsache ist, den Zweck seiner Reise nicht zu verrathen, sonst sieht man wenig, oder gar nichts. Wenn man gute Adressen an *Canon* hat, so ist es nothwendig sich dort gute an *Cook* in *Glasgow* und den nachbarlichen Werken zu verschaffen. Dort wieder andere nach *Newcastle*, die wohl in *Edinburgh* zu bekommen sind – bey Kaufleuten und Fabrikanten. In *Newcastle* ist es nothwendig sich Briefe an die *H(erren) Fenton, Murray, et Wood* in *Leeds* – an

Seite 8

die *H(erren) Benjamin Godd* und *Wonnald* zu verschaffen - Letzterer kann einen am besten nach *Manchester* an die *H(erren) Lee et Philips*, und nach *Birmingham* an die *H(erren) Boultons und Watt* empfehlen. *Godds* Empfehlung allein, öffnet einem *Boultons* Fabriken, so wie jene des *H(ernn) Lawson* in *London*. – *Harder* in *Sheffield* kann vieles thun. – Am besten wäre ein Aufenthalt von 8 Tagen in *London* bevor man nach Schottland geht, indem man von dort aus in 3 Tagen gemächlich mit dem Postwagen nach *Edinburgh* gelangen kann – weit sicherer als auf der See.

Seite 9

In disen Fall ein Brief an die oesterreichische Gesandtschaft, welcher gleich zu übergeben ist – /:er ist offen:/ Einen an *Ackermann* – meinen Commissionär welcher die besten Adressen durch die Kaufleute verschaffen kann – ein trefflicher Deutscher /:wo man aufrichtig sprechen kann:/ Ferner einen Brief an *Harder* in *Sheffield*, einen an *Makintosh* in *Glasgow*, einen an *Finley Esqu.* der aber ein Fabrikant ist – einen an *Duncan*, Universitets Bibliothekar zu *Edinburgh*.

## Anhang 4: Zinn- und Kupferbergwerke in Cornwall

Vier Seiten englisch; Ortsangaben und Landschaftsbeschreibungen (vgl. Karte), o. A.;

Der jeweils zweite Ortsname ist die heutige Schreibung.

Personen: in Swanage H. Englfield; in Norewellham W. Williams; in Huel Unity Mr. Rulis.

Seite 1 / Zeilen 1-26

1 From London to Kingston, Guilford along  
2 the Hogsbak. To Farnham u thence to  
3 Portsmouth. From there to Reide/Ryde from  
4 that along the southcoast of the I(sle) of W(ight)  
5 to Yarmouth from Y. to Lamington/Lymington /:there  
6 we might see Hardle Cliff/ Highcliffe:/ u. Swanish/Swanage where  
7 there is the most curious Rokscenery, / about that  
8 we must Look over /:H. Englfield:/ from that  
9 the whole of the coast to Inkworth is not  
10 interesting, for L: to White more, u Port  
11 land by Sea, then to Weymouth from W:  
12 to Lime/ Lyme; at Lime we must see the coast  
13 f. 2: or 3 miles on bath sides; see Pinhay  
14 Cliffs. There by Sidmouth. Exmouth to  
15 Exeter. There the quarries are very interes-  
16 ting particularly, Heavy true u the memga=  
17 nize (?) at Uptonpine. From Exeter to Chudley,  
18 see Beavary tracey/Bovery Tracey, u Newton Bushel u  
19 Turquery u Babbacombe produced by Whinstone, close cotton shere disturbance  
20 Then to Ashburton,  
21 if the weather is fine by Totness u. make  
22 an excursion down the Dart. From Ashb:  
23 walk up the Dart, u bak, u then to  
23 Plymouth, see there Mount Edgelomb:  
24 see Beertlston/Bere Alston, u. Guinnslake/Gunnislake famous for Stremite u. Kupferblüthen /:  
*Plash coppern*  
25 go up the Tamar to Norewellham u. through  
26 (inquire if W. Williams is there)  
27 the tounnel to Tavistok. From Tavistok  
26 to Liskard/ Liskeard where there is a very fine Kek of

Seite 2 / Zeilen 1-27

1 Dialage 4 miles southeast of Lishard/Liskeard.  
2 Then to St Hustle/ ? St. Austel inquire about Polgoath mine,  
3 see Carglaze by all means, see that shaft in  
4 the sea at Poth, see Crynnis, u Stony Grwyn(n)

5 on the moares near St Stephans/St. Stephan, near which  
 6 is worked the clay for the Staffordshire potte=  
 7 ries. Thenc to Senro, u to Redruth, where  
 8 see Huel Unity. Cooks Kitchen Dal=  
 (see *Mr Rulis* section)  
 9 cooth, Tineroft, u as many more as We  
 10 like u have Time fore. Thence go over to  
 11 St. Agnes, see the Granite dyke at Cligga  
 12 point, inquire about the phosphate of iron,  
 13 there they get also the rarest varieties of  
 14 Tin crystals, u the roks themselves diserve  
 15 a great deal of attention. There also is a  
 16 bed of quite recent unpertrified shells lying  
 17 in a regular bed about 30 feet above high=  
 18 water mark,/: inquire about them of the captain  
 19 at Huel Kyne. Then bak to Redruth u go  
 20 from thence to Penzance, there takes herses  
 21 to St. Just where see Botallook mine/ famous  
 22 for specimens, fine junction of Granite u.  
 23 Kylas at Cape Cornwall, observe the  
 24 little Bounds mine worked under the sea.  
 25 Proceed by the Landsend/ Land's End to Tol-Peden- Penwith  
 26 where see the Giants funnel near the signal,  
 27 house. Thence to the 2 Loggan rath's/ in general to

Seite 3 / Zeilen 1-20

1 one only shown to strangers:/ thence bak to  
 2 Penzance, where St. Michels mount a very  
 3 fine study, it presents great variety  
 4 of junction of Granite u Kylas; Thence  
 5 go to hellstone/ Helston, see Huel Voa, im(m)ensly  
 6 productive of copper; then bak to Hellstone.  
 7 go to Kynanee cove taking care to rove  
 8 at the right time of tide so as to see the  
 9 bellows rok in perfection, u. spend as  
 10 much time there as You can. The soap rok /  
 11 is at a short distance. So to the Lizard u. on in the  
 12 direction of Kevern/ St. Keverne as far as you  
 13 time will permitt u. Bak to Hellstone. From  
 14 hence to Falmouth. Then run by Truro  
 15 by the mail to Launeston/Launceston.  
 16 We have a time the quarries in the neighbour=

17 hood are very interesting: then to Pak Hampton,  
18 the river Okement is interesting up u down;  
19 u. bak to Exeter. Thence bak by  
20 Bath to London.

Seite 4 / Zeilen 1-17

1 Kobalt mines in Cornwall: in the parish of Nedram near Penzance  
2 1) The Wherry /:not now worked:/  
3 2) it has been found at Huelsparnon /:Redruth:/  
4 Dalcooth u other mines in the neighbor =  
5 hood. Huel Unity, Pengreep, Herlemd, Huel Trego,  
6 3) Pengreep in Gwenap, but is nowhere worked.  
7 Then there is forme blak earthy  
8 Kobalt in Cheshire, at Alderly edge near  
9 Maclesfield. It is found in  
10 red sandstone, but the produce is very  
11 [unleserlich]  
12 Then some in Devonshire at Huel=  
13 hakworthy in the copper mines /:in Sandford  
14 spining parish:/ is very trifling.  
15 Then in Irland at  
16 Mucruo near Killarney, red Cobalt Bloom.  
17 none of those is worked for Kobalt.

## Anhang 5: The brewing

Seite 1 / Zeilen 1-23

1 Nachdem das Malz gehörig bereitet und alles zum brauen vorge=  
2 richtet ist, und alle Gefäße so rein als möglich sind, wird gutes  
3 hartes Brunnenwasser in den kupfernen Kessel /:*liquor coppier*:/  
4 zum Sieden gebracht, und durch eine Rinne siedend in die Mischbottich /:  
5 *masching tub*:/ geleitet. Nachdem es allda bis zu einer Temperatur  
6 von 185° Fahrenheit (= 85° C) abgekühlt hat /:die Temperaturen sind alle so  
7 genau als möglich zu beobachten, und der Thermometer muß immer  
8 angewendet werden:/ wird das Malz hineingethan, und während  
9 dem hineinschütten fleißig umgerührt, daß alle Theile mit dem  
10 Wasser in gleichförmige berührung kommen. Der Mischbottich hat  
11 einen doppelten Boden; der untere ist fest und hat im Verhältniß  
12 der Größe ein oder mehrere Öffnungen; in welche blecherne Röhren  
13 befestigt sind, die mit einem Halm geschlossen werden können, der  
14 obere Boden. welcher 2“-3“ von dem unteren entfernt ist, besteht aus  
15 mehreren Theilen und ist heraus zu nehmen um den untern reinigen

16 zu können. Er ruht auf hölzernen Rippen die an dem Boden selbst befestigt sind, und ist mit einer Menge sehr kleiner Einbohren von 1“ im Durchmesser durchbohrt. Um die Flüssigkeit so klar als möglich zu haben, werden, ehe der obere Boden hineingelegt wird, runde blecherne enge Siebchen über die Öffnungen des unteren Bodens gestürzt. Nachdem alles Malz in dem Mischbottich ist, wird die ganze breyigte Maße mit eigenen Werkzeugen so lange aufgerührt, bis die Mischung gleichförmig ist. Nun wird etwas trocknes Malz über das Gemische gestreut,

Seite 2 / Zeilen 1-22

1 um durch diese Deke sowohl das entfliehen des Geistes, als das entweichen der Wärme zu verhindern. der Bottich wird mit einem leichten hölzernen Dekel zugedeckt, und das Gemisch in diesem Zustande 2 ½ Stunde in Ruhe gelaßen. Nach Verlauf dieser Zeit werden die Hähne der blechernen Röhren geöffnet, und das mit dem Nahrungsstoffe des Malzes gesättigte Wasser *:/worts:/* äußerst langsam in das steinerne Untergefaß *:/underbak, or wortstone:/* welches welches zur Hälfte vergohrt ist, rinnen gelaßen, und es wird wie das Untergefaß ein paar Hände voll frischer Hopfen geworfen, um das sauerwerden der *worts* zu verhindern. Nachdem der größte Theil der *worts* von dem Mischbottich in das Untergefaß geronnen ist, wird neuerdings retour frisches Wasser in einer Temperatur von 195° Fahrh. (= 90, 5° C) über das Malz gespritzt */ splering /* und durchsintern gelaßen, und mit dieser Operation von Zeit zu Zeit so lange fortgefahren, als die abfließenden *worts* noch Körper und Süßigkeit genug haben. Gewöhnlich wird eine eben so große Quantität auf diese Weise über das Malz gespritzt, als man anfangs zum Mischen */ mashing /* verwendete. bey dem *splering* ist zu bemerken, daß man nie das Malz zu trocken werdn läßt. weil es sich sonst zu fest zusammensetzt, und das darüber gespritzte Wasser nicht durchsickern

Seite 3 / Zeilen 1-8

1 läßt. Wenn diese Operation zu Ende ist, werden die ganzen *worts* aus dem Untergefaß durch eine Pumpe in einen kupfernen Kessel */ worts copper /* gepumpt, und wenn die gehörige Menge Hopfen dazugegeben ist durch beyläufig 1 ¼ Stunde so stark gesotten, als es ohne Übergehen zu laßen möglich ist, es soll beyläufig 1/ 10 der *worts* bey dem Sieden verdampfen.

# Neue Brücke – alte Überfuhr

Zeitgeschichtliche Notizen anlässlich der Eröffnung einer neuen Grenzbrücke

von Franz Josef Schober

Am 1. Mai 2006 – zwei Jahre nach dem EU-Beitritt Sloweniens – wurde die neu errichtete Geh- und Radwegbrücke über die Mur/Mura zwischen den Katastralgemeinden Donnersdorf (Österreich) und Črnci/Schirmdorf (Slowenien) im Beisein von mehr als 3.000 Besuchern von beiden Seiten der Mur feierlich eröffnet.

Die Errichtung dieser neuen Brücke über die Mur, in deren Mitte hier die Grenze zwischen Österreich und Slowenien verläuft, stellt meines Erachtens für die beiden Grenzräume nördlich und südlich der Mur, die jahrzehntelang durch die Grenze bedingt oft sehr kontroverse Wege gingen, ein Jahrhundertereignis dar!

Die im Rahmen eines EU-Projektes in einer Bauzeit von rund einem halben Jahr errichtete Brücke wurde als Hängebrücke mit einer Gesamtspannweite von ca. 82,5 m konstruiert. Das leicht und filigran ausgebildete Tragwerk überspannt freitragend die Mur und wurde in seiner Bauweise optimal in die umgebende Aulandschaft der Mur eingegliedert.<sup>1</sup>

Die Mur stellt heute im Bereich der Südoststeiermark auf ca. 33,4 km die Grenze zwischen Österreich und Slowenien dar.<sup>2</sup> Bis zum Ende des Ersten Weltkrieges war sie im Raum Spielfeld/Špilje bis Radkersburg/Radgona noch kein Grenzfluss. 22 Gemeinden des Bezirkes Radkersburg lagen damals noch am rechten Murufer (so auch Črnci). Erst 1919/20 wurde als Folge der Auflösung der österreichisch-ungarischen Monarchie die neue Grenze zwischen Österreich und dem SHS-Staat (Jugoslawien) an der Mur gezogen. Der Fluss wurde im Bereich Spielfeld-Radkersburg zum Grenzfluss (und wird auf dieser Strecke heute auch als „Grenzmur“ bezeichnet).

Eine Überquerung des Murflusses war im Bereich des Bezirkes Radkersburg bis 1945 nicht nur an den beiden alten Brückenstandorten Radkersburg und Mureck möglich, sondern es gab auf der Mur auch noch sieben Fähren (damals Überfuhren genannt):<sup>3</sup>

- „Zierberger Überfuhr“ zwischen Oberschwarza und Ceršak/Zierberg (bei der Papierfabrik in Ceršak),
- „Lichendorfer Überfuhr“ zwischen Lichendorf und Ceršak (nahe der Lichendorfermühle),
- „Zellnitzer Überfuhr“ zwischen Weitersfeld und Murski dvor/Murhof (Gemeinde Selnica/Zellnitz),
- „Süßenberger Überfuhr“ zwischen Weitersfeld und Sladki Vrh/Süßenberg (bei der Papierfabrik in Sladki Vrh),
- „Schirmdorfer Überfuhr“ zwischen Donnersdorf und Črnci/Schirmdorf,
- „Leitersdorfer Überfuhr“ zwischen Dietzen und Lutverci/Leitersdorf und
- „Kellerdorfer Überfuhr“ zwischen Laafeld/Potrna und Mele/Kellerdorf.

1 Die Baukosten für die Brücke betragen rund 694.000 € (knapp die Hälfte wurden von der Europäischen Union übernommen; weitere Finanzierungspartner waren das Land Steiermark, die Gemeinden Halbenrain und Gornja Radgona sowie der Wasserverband Wasserversorgung Bezirk Radkersburg).

2 Emil Wurzer, 35 Jahre Mur-Abkommen 1956-1991. Die Bemühungen zweier Staaten um einen Grenzfluß. Wien 1991, 11.

3 Topographische Spezialkarte (1:75.000), Blatt Nr. 5.355 (Marburg) und Nr. 5.356 (Radkersburg und Luttenberg); Vermessungsamt Leibnitz, Beschreibung und Plan der Staatsgrenze zwischen der Republik Österreich und dem Königreich der Serben, Kroaten und Slovenen (1923).

Ungefähr am Standort der neuen Brücke verkehrte bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges noch die so genannte „Schirmdorfer Überfuhr“.

Johann Lelia (1882-1945) betrieb bereits mindestens seit 1910 diese Überfuhr zwischen Donnersdorf und Črnci, die auch in Gawalowskis Steiermark-Handbuch erwähnt wird.<sup>4</sup> Er war auch Schiffsbauer und fertigte u. a. auch Schiffe für die Murregulierung, wobei er zeitweise auch zwei Arbeiter beschäftigte. Johann Lelia arbeitete auch beim Gut Freudenau des Wiener Großkaufmannes Julius Meinl II. (1869-1944) als Förster und führte das gutseigene Sägewerk.

1907 erwarb Julius Meinl II. das Schloss und Gut Freudenau in Črnci bei Apače/Abstall von Franz Pfannl, der seit 1885 Besitzer war. Das Gut Freudenau umfasste zu Beginn des 20. Jahrhunderts (damals noch im Besitz von Pfannl) insgesamt 90,9 Hektar (4,6 ha Obstgärten, 23 ha Park, 6,9 ha Äcker und 56,4 ha Wiesen und Auen). Im Laufe der Jahre 1909 bis 1914 vergrößerte Julius Meinl seinen Besitz in Črnci durch den Ankauf einiger Bauernhöfe (vulgo Rumpler, Kolbl, Wiesenbartl, Wiesenbinder und Wiesenfranz).<sup>5</sup> Während Meinl das Gehöft Rumpler zu einem Personalhaus umbauen ließ, wurde die 1909 angekaufte Kolblmühle (alte Hofmühle in Freudenau) für den Gutsbetrieb ein wichtiger Wirtschaftsmittelpunkt und als Kolblhof bezeichnet (der Mühlen- und Sägebetrieb wurde schon bald nach dem Ankauf eingestellt).<sup>6</sup> Die Bezeichnung „J. 1935 M.“ am damals offenbar neu errichteten Wirtschaftsgebäude des Kolblhofes erinnert noch an Julius Meinl. Die anderen außerhalb des Dorfes (in der Wiesen) liegenden Gehöfte waren für Meinl vor allem wegen ihrer Gründe von Bedeutung.



*Die Schirmdorfer Überfuhr (ca. 1930)*

Die von Lelia selbst gebaute Überfuhr, deren Besitzer er auch war, bestand aus zwei Schiffen mit einer Plattform, die an einem Seil befestigt bei Bedarf die Mur überquerte – angetrieben nur durch ein gegen die Strömung gehaltenes Ruder. Neben der eigentlichen Überfuhr gab es auch ein Boot, das für kleinere Fuhren verwendet wurde. Als Überführer arbeiteten vor allem Johann Lelia selbst und auch sein Sohn Peter Lelia (1914-1977). Bei Bedarf mussten aber auch die Frauen der Familie einspringen, die Mutter Theresia Lelia (1881-1968) oder die Tochter Theresia.<sup>7</sup>

Da die Mur seit 1920 Grenzfluss war, gab es sowohl auf der jugoslawischen als auch auf der österreichischen Seite Hütten für die Grenzorgane. Neben den Doppelbesitzern (die auf der jeweils anderen

4 Im Taufbuch der Pfarre Apače/Abstall wird Johann Lelia 1910 bei der Eintragung seines früh verstorbenen Sohnes Gottfried bereits als „Keuschler und Überführer“ in „Schirmdorf 51“ bezeichnet. – Karl W. Gawalowski, Steiermark. Hand- und Reisebuch. Graz 1914, 396. – Franz Josef Schober, Ein Friedhof jenseits des Flusses. Der Friedhof von Apače/Abstall als familien-, orts- und zeitgeschichtliche Quelle. In: Feldbacher Beiträge zur Heimatkunde der Südoststeiermark 9/10. Feldbach 2005, 200.

5 Steiermärkisches Landesarchiv (StLA), Landtafel III u. IV, EZ 1131. – Schematismus des landtäflichen und Grossgrund-Besitzes von Steiermark. Wien 1901, 35. – Schematismus der Herrschaften und Güter in Steiermark. Brünn 1904, 29. – Okrajno sodišče Gornja Radgona/Bezirksgericht Oberradkersburg, Zemeljska knjiga/Grundbuch, Črnci/Schirmdorf, EZ 27, 39, 51, 61 u. 72. – Hans Pirchegger, Die Untersteiermark in der Geschichte ihrer Herrschaften und Gütern, Städte und Märkte. München 1962, 49. – Krajevni leksikon dravske bonovine. Ljubljana 1937, 378. – Ivan Stopar, Grajske stavbe v vzhodni Sloveniji. 2. Knjiga. Med Prekmurjem in Poročjem Dravinje. Ljubljana 1991, 15ff.

6 In Črnci lagen am so genannten Elf-Murmüllerkanal (alte Mur) zwei bedeutende Mühlen: die Alte Hofmühle oder Kolblmühle und die Neue Hofmühle oder Hötzmühle. Die Familie Hötzl scheint von 1806 bis 1945 als Besitzer der ehemals zur Herrschaft Freudenau gehörenden Neuen Hofmühle auf.

7 Gesprächsnotizen über die Befragung von Augenzeugen beiderseits der Mur. Sammlung Franz Josef Schober, Ratschendorf.

Seite der durch die Mur gebildeten Grenze Besitz hatten) fuhren auch täglich mehrere Bauernmädchen aus Donnersdorf-Au über die Mur hinüber, wo sie in Apače die Klosterschule der Schulschwestern besuchten.

Die 1879 errichtete Privat-Mädchenvolksschule (Klosterschule) der Schulschwestern in Apače wurde von über 200 Schülerinnen besucht. Die Schulschwestern betrieben ab 1917 auf Wunsch des Gutsbesitzers Julius Meinl (Gut Freudenau) auch einen Kindergarten in Črnci.<sup>8</sup>

Der Gutsbesitzer Julius Meinl ließ sich ebenfalls öfters mit der Überfuhr auf die andere Seite der Mur bringen, wenn er auf seinem Pferd vom Gutshof Freudenau in Črnci aus seinen Mühlen-Besitz in Donnersdorf besuchte.

Julius Meinl II. erwarb 1924 die ehemalige Hötzl-Mühle in Donnersdorf. Er ließ die Mühle umbauen und auch ein E-Werk errichten und lieferte den damit erzeugten Strom auch mit einer Leitung über die Grenze zu seinem Gutshof Freudenau in Črnci.<sup>9</sup>



*Eröffnung der neuen Geh- und Radwegbrücke  
am 1. Mai 2006*

Im Jahr 1928 musste nach der Zerstörung der alten Überfuhr durch ein Hochwasser eine neue gebaut werden. Im Winter 1929 machte die auf Grund der großen Kälte zugefrorene Mur einen Fährbetrieb vorübergehend unmöglich. Im Februar 1945 – also noch vor dem Kriegsende – starb der Überfuhrer Johann Lelia; sein Sohn Peter war zu diesem Zeitpunkt als deutscher Soldat eingezogen. Nun mussten die Frauen der Familie Lelia den Fährbetrieb aufrecht erhalten. In den letzten

Kriegstagen 1945 (vermutlich Mitte April) wurde die Überfuhr zwischen Donnersdorf und Črnci schließlich von deutschen Soldaten gesprengt, um ein Übersetzen der sowjetischen Soldaten auf das Südufer der Mur zu verhindern. Damit war die direkte Verbindung zwischen Donnersdorf und Črnci für über 60 Jahre unterbrochen!

Als Antwort auf die harte Germanisierungspolitik Hitler-Deutschlands (u. a. 1941 auch die Aussiedelungen von Slowenen aus dem Apaško polje/Abstaller Feld) im besetzten Jugoslawien war vom AVNOJ (= Antifaschistischer Rat der nationalen Befreiung Jugoslawiens) mit seinem Beschluss vom 21. November 1944 (veröffentlicht und in Kraft getreten am 6. Februar 1945) die allgemeine Enteignung der Volksdeutschen in Jugoslawien verfügt worden. Es folgten weitere Verordnungen, die den Deutschen in Jugoslawien ihre Staatszugehörigkeit entzogen und sie schließlich in Sonderlager brachten.

Am 4. Juli 1945 wurden viele deutschsprachige Bewohner des Apaško polje in das Lager Strnišče/Sterntal (Kidričevo) gebracht, wo eine große Zahl von ihnen verstarb. Im Oktober 1945 wurde das Lager geschlossen, ein Teil der Deutschsprachigen konnte nach zwei oder drei Monaten vorerst wieder in ihre Dörfer zurück, andere wurden aber gleich über die Grenze nach Österreich abgeschoben.

<sup>8</sup> Maria Andrea Petz, *Mitten unter den Menschen. Zeichen christlicher Hoffnung. Kongregation der Franziskanerinnen der unbefleckten Empfängnis*. Bd. I (Ein aufmerksames und tapferes Herz). Graz 1993, 297f., u. Bd. II (In Brot verwandeltes Leben). Graz 1994, 301ff.

<sup>9</sup> BH Radkersburg, *Wasserbuchakten PZ 15*. – Christa Schillinger-Prassl/Franz Josef Schober, *Die Hötzl-Müller im südoststeirisch-slowenischen Grenzgebiet*. In: Robert F. Hausmann (Hg.), *Mitteilungsblatt der Korrespondenten der Historischen Landeskommision für Steiermark* 8 (2002), 206.

Am 13. Jänner 1946 erfolgte schließlich die endgültige Aussiedelung der deutschsprachigen Bewohner des Apaško polje. Sie wurden in Viehwaggons verladen und erreichten oft erst nach einigen Wochen nach langen Irrfahrten Österreich. Einige hundert starben an den Folgen der Vertreibung aus ihren Dörfern.<sup>10</sup>

Bei Kriegsende war der Vater Johann Lelia nicht mehr am Leben, sein Sohn Peter war eingerrückt und kehrte nach dem Krieg nicht mehr nach Črnci zurück, sondern lebte vorerst im Nachbarort Donnersdorf nördlich der Mur, wo er in der Meisl-Mühle Arbeit fand.

Die in Črnci zurückgebliebene Mutter Theresia Lelia und die Tochter Theresia sowie deren 6-jähriges Kind wurden im Juli 1945 wie viele andere ins Lager Strnišče gebracht. Im Lager erkrankte die Mutter und wurde über das Spital in Ptuj/Pettau und ein Lager in Maribor/Marburg schließlich nach Österreich abgeschoben. Sie lebte dann bei ihrem Sohn Peter Lelia in Donnersdorf, wo sie ihr Brot bei Bauern als Tagelöhnerin schwer verdiente.

Die Tochter Theresia und deren 6-jähriges Kind kehrten nach der Auflösung des Lagers Strnišče vorerst nach Črnci zurück. Theresia Lelia wollte aber mit ihrem Kind und dem Dienstmädchen nach Österreich fliehen. Am 15. November 1945 begann die Flucht, die bis Anfang Februar 1946 dauern sollte. Eigentlich sollte der Bruder Peter Lelia, der schon auf österreichischer Seite war, die drei Flüchtlinge heimlich mit einem kleinen Boot abholen und über die Mur bringen. Die Grenze war damals schon scharf bewacht und die Abholung gelang nicht. Auch ein zweiter Versuch mißlang und die Flüchtlinge versteckten sich wochenlang im kalten Winter in einem Nachbardorf, denn nach Hause nach Črnci konnten sie nicht mehr.

In der Zwischenzeit erfolgte im Jänner 1946 die allgemeine Aussiedelung der deutschsprachigen Bewohner aus dem Apaško polje, von der die Versteckten aber nicht direkt betroffen waren.

Theresia Lelia mit ihrem Kind und das Dienstmädchen flohen nun aber heimlich weiter bis in die Gegend von Ljutomer/Luttenberg. Bei Veržej/Wernsee konnten sie die Mur auf einer Fähre überqueren. Von dort marschierten sie auf der jugoslawischen Seite bis in die Nähe von Sieldorf bei Radkersburg zurück, wo sie am 2. Februar 1946 die Grenze nach Österreich heimlich überquerten. Die Flüchtlinge kamen nun vorerst ins Flüchtlingslager nach Straß, ehe sie in Österreich ein neues Leben aufbauen konnten.

Nach dem Krieg wurde die Grenze von jugoslawischer Seite hermetisch abgeriegelt. Es sollte bis August 1952 dauern, bis es in Bad Gleichenberg zu Verhandlungen über die Doppelbesitzungen und über den kleinen Grenzverkehr zwischen Österreich und Jugoslawien kam, die schließlich am 19. März 1953 abgeschlossen wurden. Ein erstes sichtbares positives Zeichen und Symbol für die Bestrebungen, die alten Konflikte zu begraben und gutnachbarliche Beziehungen aufzubauen, war die Errichtung einer Notbrücke zwischen Radkersburg und Gornja Radgona im August/September 1952.

1991 löste sich die Republik Slowenien von Jugoslawien und wurde nach schweren Kämpfen selbständig. Österreich wurde Anfang 1995 Mitglied der Europäischen Union, am 1. Mai 2004 kam auch der Nachbar Slowenien zur EU.

Die neue Geh- und Radwegbrücke über die Mur zwischen Donnersdorf und Črnci stellt heute eine wichtige Chance für eine gute Nachbarschaft für die Bewohner beiderseits des Grenzflusses dar.

---

<sup>10</sup> Franz Josef Schober, Apače/Abstall. Aus der Zeitgeschichte eines Grenzraumes. In: Signal 2002/2003. Graz-Laafeld 2002, 12ff.

# Franz Fuchs der Jüngere (1902-1988)

von Bernhard Schweighofer

„... war eine jener steirischen Persönlichkeiten, die Zeit ihres Lebens, – heute würde man diese Lebenshaltung geringschätzig als Erfolglosigkeit abqualifizieren –, bereit waren, Können, Wissen und Arbeitskraft in die landschaftliche Lebensgemeinschaft eines eingegrenzten Kulturraumes zu stellen und dadurch, bedingt durch reiche zeitliche Kontinuität zu durchdringen.

Der liebenswürdige, gütige und bescheidene Mensch, der hilfreiche Komponist, jederzeit bereit, einem Anlaß, einer vorgegebenen Besetzung, einem Ensemble, Verein, einer Musikkapelle sein kompositorisches und satztechnisches Können zur Verfügung zu stellen, genügte sich und seiner Aufgabe in Zufriedenheit, seine kompositorischen Vorstellungen den vorgegebenen Besetzungen, Möglichkeiten der Aufführbarkeit und den Erwartungen des Publikums unterzuordnen. Dies erklärt die hohe Anzahl an Gelegenheitswerken und Auftragskompositionen in seinem reichhaltigen Werkkatalog, welcher, von Fuchs selbst penibel geführt, nebst zahlreichen Auftragswerken, denen er keine Werkzahl zuwies, in seinem Todesjahr 1988 bei Opus 219 schließt.“<sup>1</sup>

Franz Fuchs d. J. wurde am 11. Jänner 1902 im elterlichen Hause in der Herrengasse 3 in Judenburg als drittes von sechs Kindern des Ehepaares Franz Fuchs der Ältere (1873-1955)<sup>2</sup> und seiner Ehefrau Leopoldine, geb. Rumpl (1873-1934) geboren.

Die Schulpflicht absolvierte Fuchs d. J. in Judenburg, wo er vier Klassen der Volksschule und zwei Klassen der Bürgerschule besuchte. Von seinem Vater Franz Fuchs d. Ä. erhielt er seinen ersten musikalischen Unterricht auf der Violine und der Orgel. Fast täglich nahm ihn sein Vater, welcher als Organist in der Stadtpfarrkirche St. Nikolaus tätig war, zur Frühmesse mit. Weiters sang er bereits als Knabe im Kirchenchor. So kam Fuchs d. J. bereits in jungen Jahren mit der Kirchenmusik in Berührung, aber auch in die Welt der Blasmusik wurde er von seinem Vater eingeführt. So durfte er in der Stadtkapelle, welche ebenfalls sein Vater leitete, zunächst als „kleiner Tambour“ und später als „Großer Tambour“ mitwirken.

1915 trat Fuchs d. J. als Konviktschüler und Sängerknabe in das Stiftsgymnasium St. Lambrecht ein. Dort erhielt er eine fundierte humanistische Ausbildung. Vor allem aber erschloß ihm P. Thomas Wurzer, ein begeisterten Anhänger der cäcilianischen Reformbewegung,<sup>3</sup> der die Sängerknaben leitete, die Schönheiten der Musik alter Meister wie Palestrina, Hans Leo Haßler und Orlando di Lasso.

Seine Studien in St. Lambrecht mußte Fuchs d. J. 1919 aus gesundheitlichen Gründen vorzeitig abbrechen, und so kehrte er ins Elternhaus zurück, wo er im elterlichen Betrieb eine Lehre als Ziehharmonikaerzeuger begann und auch abschloß. In diesen Jahren gab es kaum eine musikalische Institution, in welcher er nicht mitwirkte.

---

1 Ursula Schweighofer, Franz Fuchs der Jüngere (1902-1988). Sein Leben – Sein Liedschaffen. Diplomarbeit Graz 1988, 5.

2 Die Zusatzbezeichnungen d. J. (= der Jüngere) und d. Ä. (= der Ältere) finden ab Beginn des Kompositionsstudiums von Fuchs d. J. am Salzburger Mozarteum Verwendung.

3 Nach der hl. Caecilia benannte Reformbewegung innerhalb der katholischen Kirchenmusik des 19. Jahrhunderts, die aus dem Rückverlangen nach einer an Palestrinas Musik orientierten a-cappella-Kunst hervorging und als Reaktion gegen die instrumentale Kirchenmusik der Klassik verstanden werden kann.

1927 schließt der elterliche Betrieb, Fuchs d. J. bewirbt sich um eine Stelle als Organist in Irnding und übersiedelt dorthin.

1929 heiratet er Auguste Fejan, mit der er die Kinder Adelheid und Annemarie adoptiert. Von Irnding aus beginnt Fuchs d. J. ein Studium am „Mozarteum“ in Salzburg, wo u. a. Bernhard Paumgartner (Dirigieren) und Friedrich Frischenschlager (Komposition) zu seinen Lehrern zählen. Gerne berichtete Fuchs d. J. auch über seinen Irndinger Freundeskreis, dem u. a. Franz Höpflinger, Emil Suppan, Alois Pachernegg, Paula Grogger und Franz Roubal angehörten. 1939 übernimmt er zudem die Stelle des Gemeinsekretärs, weshalb er kurzerhand sein Studium in Salzburg abbricht.

1941 wird er trotz einer durch Musterung festgestellten Wehrdienstunfähigkeit als Beamter zum Zivildienstentsatz nach Pettau in die Untersteiermark (heute Ptuj, Slowenien) abgeordnet.

In Pettau betritt Franz Fuchs d. J. die musikalische Landschaft von Hugo Wolf, welche ihn schöpferisch in besonderem Maße fordert und prägt. Der Zauber dieser Landschaft sollte ihn vor allem im Liedschaffen in seinen Bann ziehen.

*„Die untersteirische Landschaft mit ihren zahllosen Hügeln, mit dem durchsonnten Herbst in vielfärbigem Kleid ist eine musikalische Landschaft. Sie mußte Musiker hervorbringen.“<sup>4</sup>*

„Wer diese gottgesegnete Landschaft kennt, auf Höhenwanderungen und in den dunklen Tälern des Bacherngebirges das farbige Leuchten des Herbstes, den sinnverwirrenden Frühling der Wälder erleben durfte, wo der Kuckuck tausendmal ruft, während die Obstbäume in weißen Wolken auf lila Veilchenwiesen niederschneien – wer sich an all dem immer wieder berauscht wie an ewig Unverlierbarem, der findet ... süßes Anklingen dieser Stimmungen in einem leise erblühenden Akkord, in einer zarten Melodie, die selig zum Himmel strebt wie Frühlingsbirken am Abend.“<sup>5</sup>

Die Musikschule von Pettau genoß aufgrund des Wirkens zahlreicher bedeutender steirischer Komponisten, wie Erich Wolf Degner, Hermann Kundigraber, Roderich von Mojsisovics oder Leopold Suchsland einen ausgezeichneten Ruf. Fuchs d. J. arbeitet als Standesbeamter und als Musiklehrer und leitet den Pettauer Frauenchor, den Männerchor und den gemischten Chor.

Gemeinsam mit Hans Wamlek, mit welchem er auch die Hugo-Wolf-Gedenkstätte und die Musikschule in Windischgraz/Slovenj Gradec aufbaut, gründet er das „Pettauer Streichquartett“.

1945 gelingt ihm am Endpunkt der Kriegswirren mit einem der letzten Soldatentransporte die Flucht in seine Heimatstadt Judenburg.

Zunächst als Privatlehrer tätig, wird er zum Leiter der damaligen Bezirksmusikschule Judenburg bestellt. Gemeinsam mit Alfred Gretler und Rudolf Junek gründet er das „Judenburger Kammerorchester“ und das „Judenburger Streichquartett“ und übernimmt die Chorleitung des „Judenburger Männergesangsvereines 1860 mit Frauenchor“ und des „Männergesangsvereines der Kärntner in Judenburg mit Frauenchor“.

1955 wird ihm für die Kantate „Das Lied im Jahr“ nach Texten von Joseph Weinheber der „Joseph-Marx-Preis“ des Landes Steiermark zuerkannt, 1967 erhält er vom Bundespräsidenten den Berufstitel „Professor“ verliehen, und 1978 wird er Ehrenbürger der Stadt Judenburg.

Mittels eines Festaktes begeht die Stadtgemeinde Judenburg am 11. Jänner 1982 seinen 80. Geburtstag. Die Laudatio hält der Vorstand des Institutes für Musikethnologie an der Grazer Musikhochschule,

4 Manfred Straka, Untersteiermark – Unvergessene Heimat. In: Lot und Waage 1965, 82.

5 Joseph Marx, Betrachtungen eines romantischen Realisten. Gesammelte Aufsätze, Vorträge und Reden über Musik. Wien 1947, 348.

o.HProf. Dr. Wolfgang Suppan, der auf Fuchs' Bescheidenheit und Gediegenheit in der Ausarbeitung seiner Kompositionen meinte: „Ein Redner ist kein Konformist, weil er so laut und deutlich spricht, daß ihn die Zuhörer verstehen können. ... Desgleichen gehört es zur Normalform des Komponierens als einer sozialen Handlung, singbar, spielbar und für den intendierten Hörerkreis verständlich zu schreiben.“

1986 beschließt das Lehrerkollegium der nunmehrigen Ulrich-von-Liechtenstein-Musik- und Kunstschule der Stadt Judenburg, „in Würdigung des kompositorischen Schaffens und in Dankbarkeit gegenüber seinem Wirken und seiner menschlichen Liebenswürdigkeit“, den Konzertraum der Schule in „Franz-Fuchs-Konzertraum“ umzubenennen.

Am 18. April 1988 vollendet Franz Fuchs d. J. die Klavierskizze einer „Fanfare für 1889“ (Sic!), welcher ein Fragment der Instrumentation beiliegt. Dieses, sein letztes Opus, gelangt als eröffnende Festfanfare der Landesausstellung 1989 „Menschen & Münzen & Märkte“ zur Uraufführung.

Am 5. Juni 1988 verstirbt Franz Fuchs d. J. im Städtischen Altenheim in Judenburg. Sein kompositorisches Gesamtwerk wird in der Ulrich-von-Liechtenstein-Musik- und Kunstschule der Stadt Judenburg aufbewahrt.

# Das Wappen der Stubenberger oder Wie sieht eine Wolfsangel wirklich aus?

von Gottfried Schweizer

Eigentlich ist dieser Bericht ein Nebenprodukt zu meinen Forschungen, wie das Rennfeld zu seinem Namen kam. Aber die Stubenberger, ein altes, hochfreies steirisches Geschlecht, deren Vorfäter aus Baiern stammten, verdienen es, dass man ihr Wappenbild richtig interpretiert und darstellt.

Informieren wir uns zuerst in der klassischen Fachliteratur, ausgehend von Pirchegger.<sup>1</sup> Er schreibt: *... Die Stubenberger gehörten ... zu den mächtigsten und angesehensten Familien der Steiermark. Da lässt es sich nicht vermeiden, die Anfänge des Hauses wenigstens zu streifen. Loserth und Zahn schufen hier die Grundlage.*<sup>2</sup> Beide gingen von dem für die Stubenberger charakteristischen Namen Wulfing aus, der sich noch im 16. Jahrhundert als Wolf und Wolfgang behauptet hat; das älteste erhaltene Siegelbild eines Stubenbersers (1210 und noch 1269) zeigt einen Wolf und die folgenden (seit 1216) die Wolfsangel.<sup>3</sup>

Letzteres Postulat ist nicht richtig, wie gleich zu zeigen sein wird. Der Wolf als ältestes Siegelbild hat sich im Original im Archiv des Stiftes Rein erhalten.<sup>4</sup> Das spitzovale Siegel in der Abb. 1 rechts zeigt den steigenden Wolf, das runde, ebenfalls noch anhangende Siegel links die Wurfbarte.

Nun ist es sehr gut denkbar, dass der Wolf, der noch bis ins 19. Jahrhundert bei uns ein gefürchtetes Raubtier war, zum Sinnbild des Leitnamens Wulf oder Wulfing des Geschlechtes der Stubenberger wurde. Wenig glaubhaft erscheint dagegen der Schluss der ansonsten zweifellos sehr verdienten Mediävisten, dass auf den weiteren Siegelbildern das 13. Jahrhunderts eine Wolfsangel dargestellt sei. Ja, es muss ernsthaft bezweifelt werden, dass diese Fachleute der steirischen Geschichte jemals in ihrem Leben eine Wolfsangel in ihrer tatsächlichen Gestalt gesehen haben.

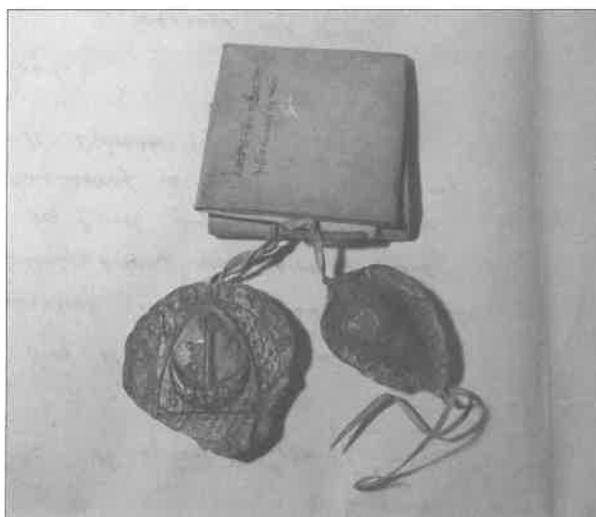


Abb. 1: Zwei Siegel mit Wolf und Wurfbarte an einer Urkunde vom 30. Juli 1210 (Foto: Schweizer)

1 Hans Pirchegger, Landesfürst und Adel in Steiermark. 2. Teil: Die Herren von Stubenberg, ihre Zweige und ihr Besitz im Lande (= Forschungen zur Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte der Steiermark, XIII. Band). Graz 1955, 2.

2 Johann Loserth, Genealogische Studien zur Geschichte des steirischen Uradels (= Forschungen zur Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte Steiermarks, 6. Band, 1. Heft), Graz 1911.

3 Ebenda, Fig. Nr. 1 und Nr. 2.

4 Stiftsarchiv Rein, A II/13, Urkunde über einen Grundtausch des Ulrich von Stubenberg vom 30. Juli 1210, St. Stefan in der Lobming.



Abb. 2: Siegel von AUR 392 mit Wurfbarte  
(Foto: StLA)

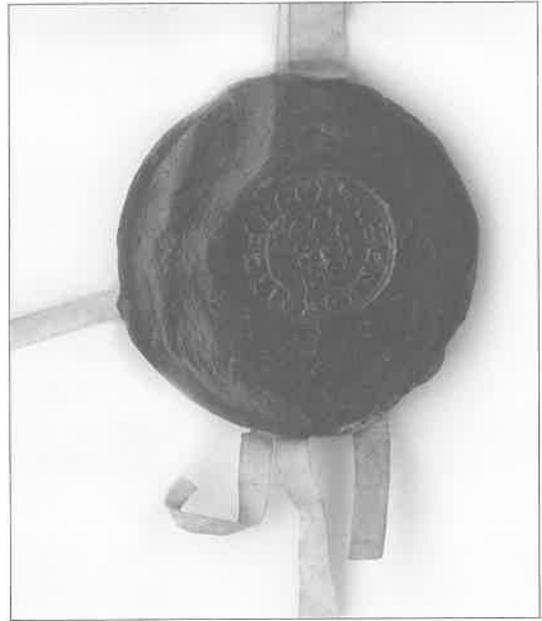


Abb. 3: Siegel von AUR 788 mit Wurfbarte  
(Foto: StLA)

Auf den wenigen noch vorhandenen Siegeln der Stubenberger ist nämlich ganz eindeutig eine Wurfbarte und nicht die Wolfsangel abgebildet. Dies gilt z. B. für zwei Siegel aus den Jahren 1216<sup>5</sup> (Abb. 2) und 1260<sup>6</sup> (Abb. 3).

Die Wurfbarte war ein ritterliches Kampfgerät des Mittelalters. Mit dieser ankerförmigen Waffe wurde im Zweikampf, dem *Tjost*,<sup>7</sup> versucht, die Barte so zu schleudern, dass sie sich in der Rüstung des Gegners verhakte. Durch eine Öse am Ende des Stiels der Barte war ein kräftiges Seil gezogen. Damit konnte mit einem kräftigen Ruck der Gegner aus dem Sattel geworfen werden, bevor man auf Lanzen-*distanz* heran war. Der am Boden in seiner schweren Rüstung Liegende war dann verhältnismäßig leicht zu überwältigen.

Die Wurfbarte ähnelt in ihrem Aussehen etwas einem Anker, weshalb auch das Stubenberger Wappen fallweise „mit einem gestürzten Anker“ fälschlich beschrieben wird.

Das Wort *Barte*<sup>8</sup> bedeutet in der alten deutschen Sprache soviel wie Axt oder Beil. Bis auf den heutigen Tag hat es sich in der *Hellebarde* erhalten.<sup>9</sup> Eigentlich heißt sie *Helmbarte*, eine Streitaxt mit Stiel. Typisch ist die Hellebarde etwa für die Ausstattung der Schweizer Garde des Vatikans.

Es macht also durchaus Sinn, dass sich ein hochfreier steirischer Ritter eine Wurfbarte, welche er sehr wahrscheinlich selbst im Kampf führte, als Wappenzeichen erwählte.

Verfolgen wir nun das Wappen der Stubenberger durch die Jahrhunderte. Im Wappenbuch von Bartsch<sup>10</sup> finden wir beim Wappen der Stubenberger in 1 und 3 wiederum die Wurfbarte, aber in 2 und 4 einen kunstvoll geflochtenen langen Zopf (Abb. 4).

5 Steiermärkisches Landesarchiv Graz (StLA), Allgemeine Urkundenreihe (AUR) 392.

6 StLA, AUR 788.

7 Peter Dinzelbacher (Hg.), Sachwörterbuch der Mediävistik. Stuttgart 1992, 844.

8 Friedrich Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache 22, Berlin New York 1989, 62: fachsprachlich in der Bedeutung ‚kleines Beil‘, mhd. *barte*.

9 Ebenda, 304: *Helmbarte* ‚Stiel, Handhabe‘.

10 Zachrias Bartsch, Steiermärkisches Wappen-Buch, 1567 (Faksimile-Ausgabe, Graz/Leipzig 1893).

Die Funktion der Wurfbarte war damals längst vergessen, aber aus dem Seil war ein Zopf geworden. Hier flicht sich bereits die Sage von der schönen Agnes von Pernegg ein. Sie soll dem Stubenberger, dem sie versprochen war und der auf einen Kreuzzug ging, zum Unterpfand ihrer Treue ihren Zopf mitgegeben haben.<sup>11</sup>

In Stadls „Hell glänzendem Ehrenspiegel“,<sup>12</sup> der uns zugleich auch noch den Text einer Urkunde, ausgestellt von Ulrich von Stubenberg für das Stift Seckau und besiegelt mit dem Wappen, welches die Wurfbarte zeigt, liefert, ist das Seil bereits komplett verschwunden, aber die Öse für seine Befestigung im Stiel der Wurfbarte ist noch zu sehen (Abb. 5).

Wie kontrovers das Wappenbild ausgelegt wurde, ist auch im „Steirischen Wappenschlüssel“ zu lesen.<sup>13</sup> Dort heißt es im Abschnitt „Kriegs- und Jagdgerät“ unter „Barte“: *Wie variabel die Figur war, die wir heute als Wurfbarte bezeichnen, zeigt das Wappen der Stubenberg. Manche wollten darin ein Bandmesser (Bindemesser) sehen, wie es die Fassbinder zum Beschneiden der Bänder brauchen. Die Lederer und Schuster benützen ein ähnliches Werkzeug zum Zuschneiden des Leders. Das Band, das durch den Stiel gezogen erscheint und später zu einem Zopf verändert wurde, wird als Beweis dafür angesehen, dass es sich um ein Werkzeug handle. Wieder andere wollen in dieser Figur eine Wolfsangel erkennen, die später zu einem gestürzten Anker gemacht worden ist.*

Liest man alle diese Möglichkeiten, so muss man sich unwillkürlich fragen, wie es in diesem Fall mit der Realienkunde der Beurteiler bestellt war. Ein ritterliches, kämpferisches Geschlecht erwählt sich ein Ledererwerkzeug als Symbol seiner Familie? Oder eine Wolfsangel, welche als Fanggerät für Raubtiere dient?

Alle jene Feststellungen aber, es handle sich nicht um eine Wolfsangel, wurden offenkundig von einem Großteil der Historiker nicht rezipiert. In der universitären Lehre an der Alma mater Graziensis

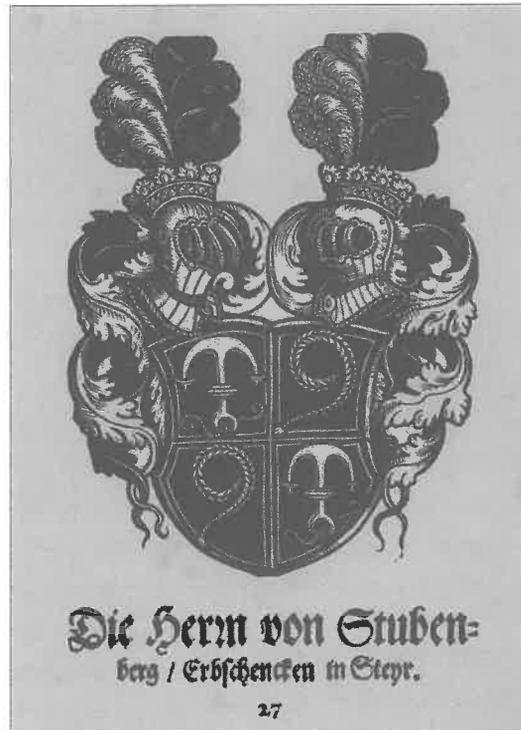


Abb. 4: Das Wappen der Stubenberger mit Zopf und Wurfbarte aus dem Wappenbuch von Bartsch, 1567 (Foto: StLA)

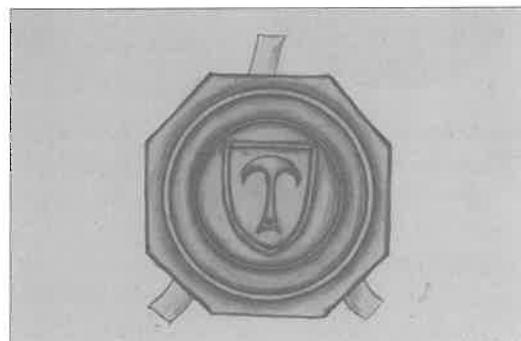


Abb. 5: Wappendarstellung der Wurfbarte, ohne Seil und Zopf, in Stadls „Hell glänzendem Ehrenspiegel“, 1732 (Foto: StLA)

11 Georg Göth, Das Herzogthum Steiermark, geographisch-statistisch-topographisch dargestellt und mit geschichtlichen Erläuterungen versehen. Wien 1841: *Auf dem Rennfelde, von dem die steiermärkischen Geschichten mehrere Erzählungen und Sagen bewahren*. Mehr dazu auch im Internet unter „Oberkapfenberg“.

12 StLA, HS 28 (Franz Leopoldt Frh. von und zu Stadl, Hell glänzender Ehrenspiegel des Herzogthums Steyer), 1732.

13 Josef Kraßler, Steirischer Wappenschlüssel (= Veröffentlichungen des Steiermärkischen Landesarchivs 6). Graz 1968, 124f.

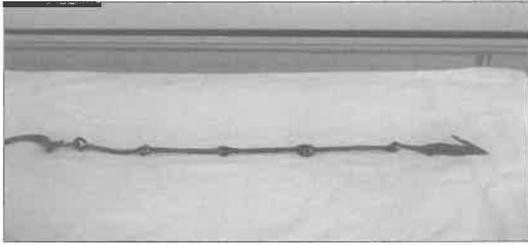


Abb. 6: Nachbildung einer Wolfsangel im Deutschen Jagd- und Fischereimuseum in München (Foto: Schweizer)

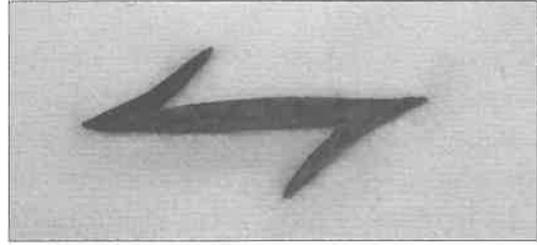


Abb. 7: Ein Doppelhaken der Wolfsangel im Original (Foto: Schweizer)

wurde noch im letzten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts vermittelt, die Stubenberger hätten den Leitnamen Wulfing (was stimmt) und ihr Wappenbild sei die Wolfsangel (was nicht stimmt).

Das bewog mich letztendlich dazu, im Deutschen Jagd- und Fischereimuseum, welches sich in München befindet, vor Ort und an kompetenter Stelle nachzuforschen. Dort befindet sich unter den Exponaten auch die Nachbildung einer Wolfsangel (Abb. 6). Sie ist ca. 75 cm lang, besteht aus einzelnen,

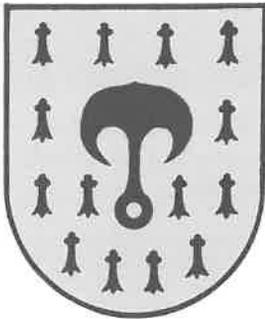


Abb. 8: Diplom Nr. 688, Wappenverleihung an die Gemeinde Gutenberg, Schwarze Wurfbarte in Hermelin (Foto: StLA)

in Kettenform miteinander verbundenen Stahlgliedern und trägt an einem Ende eine axtförmige Verbreiterung. Damit wurde sie in einen Baumstamm geschlagen. Das andere Ende besteht aus einem Doppelhaken, der in dem Köder, einem Fleischbrocken, verborgen war. Ein solcher Doppelhaken, ca. 5 cm lang, wird hier in einem Original gezeigt (Abb. 7).

Ein Stich von Ridinger,<sup>14</sup> einem sehr bekannten Jagdmaler und -zeichner des 18. Jahrhunderts, der aus dem Schwäbischen stammte, zeigt das Anködern mit einer Wolfsangel, was hier durch einen Reiter, ganz in der höfischen Tradition der Jagdknechte, geschieht. Um den Wolf mit seiner Witterung auf die Spur des Köders zu führen, zieht der Reiter mit seinem Pferd Köderfleisch nach, er „legt eine Schleppe“, wie der Jäger sagt (Abb. 8). Der Wolf witterte den Köder, sprang danach, verbiss sich darin und hing dann am Doppelhaken wie ein Fisch an der Angel – daher der Name, der aber absolut nichts mit Wulfing und Stubenberg zu tun hat.

Dieser Doppelhaken, der wesentliche Teil einer Wolfsangel, steht für sich allein auch in einem Wappen und zwar dem Stadtwappen von Halberstadt am Harz. Es würde aber zu weit führen, dies hier zu vertiefen.

Es blieb dem jüngst verbliebenen Wappenspezialisten Heinrich Purkarthofer vorbehalten, hier der Praxis zum Durchbruch zu verhelfen. Das von ihm entworfene Gemeindewappen der Ortschaft Gutenberg,<sup>15</sup> heute Sitz der Nachkommen der Stubenberger, zeigt nämlich in Hermelin eine Wurfbarte (Abb. 8).

14 Brockhaus Enzyklopädie, 15. Bd. Wiesbaden 1972: Johann Elias Ridinger, Maler und Kupferstecher, geb. Ulm 1698, gest. Augsburg 1769, seit 1746 in Regensburg tätig, 1759 Direktor der Stuttgarter Akademie, schuf Gemälde und über 1.300 Stiche, in denen er die Jagd darstellte.

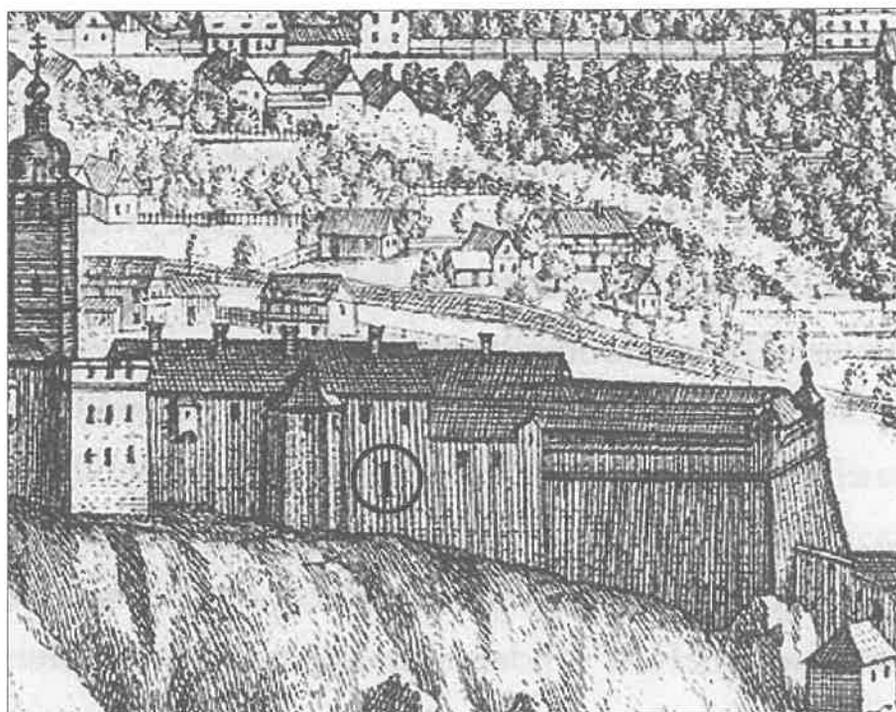
15 StLA, Diplom Nr. 668, Beschluss der Stmk. Landesregierung vom 2. Juli 1984, der Gemeinde Gutenberg an der Raabklamm das Wappen „In Hermelin eine schwarze Wurfbarte“ zu verleihen.

Es ist mir ein Bedürfnis, dem Deutschen Jagd- und Fischereimuseum in München, Frau Jass, und Herrn Dr. Müller vom Stiftsarchiv Rein für ihr Entgegenkommen bei den durchgeführten Forschungen zu danken.

# Vom Soldatenhaus zur Kaserne Zur Geschichte der Grazer Militärunterkünfte

von Leopold Toifl

Eines der dringendsten Probleme, das sowohl den Magistrat als auch landesfürstliche und landwirtschaftliche Institutionen beschäftigte, war die Unterbringung von in Graz stehenden Truppen. Gleich ob Stadtguardia, Stadtgarnison, Regierungswache oder durchziehende Truppen: die Mitglieder der militärischen Einheiten bzw. Soldaten mussten wohnlich untergebracht werden. Trotzdem gab es bis in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts keine einzige Kaserne in der steirischen Hauptstadt. Die Angehörigen der verschiedenen Truppengattungen waren bis dahin in Privathäusern oder in den Türmen der Stadtbefestigung einquartiert. Erst 1676 plante die Hofkammer – veranlasst durch die Aufstockung der Besatzung am Grazer Schlossberg um 24 Mann – den Bau einer Garnisonskaserne für die nunmehr 100 Soldaten, die 36 Quartiere und 18 Herdstellen umfassen sollte. Als Standort ausgewählt wurde der Platz des bisherigen Schlosszeughauses nördlich der Stallbastei.<sup>1</sup>



*1676 entstand an der Stelle des alten Zeughauses am Schlossberg die erste Kaserne von Graz  
(Ausschnitt aus einem Kupferstich von Andreas Trost, 1703)*

In der Stadt selbst wurde erst zu Beginn des 18. Jahrhunderts der Bau von Kasernen bzw. Soldatenhäusern angedacht. Ausschlaggebend dafür waren Exzesse der kurz zuvor durch die Innerösterreichische Regierung aufgestellten Regierungswache (30 Mann zu Fuß und 20 Mann zu Pferd) gegenüber der

<sup>1</sup> Steiermärkisches Landesarchiv (StLA), Hofkammerakten 1676 Jänner, Nr. 27. – Fritz Popelka, Geschichte der Stadt Graz, Band 1. Graz 1959, 296.

Grazer Bevölkerung im Juli 1699. Da deswegen ein Volksaufstand drohte, ersetzte man nach längeren Verhandlungen Hauptmann Georg Friedrich Sallakowitsch durch Maximilian Misson (1701) und beabsichtigte die Stationierung der weiterhin aggressiven Regierungswache in einem Neubau nahe der nordwestlich vom Neutor gelegenen Karmeliterinnenbastei. Doch dagegen erhoben die in dem der Befestigung namengebenden Kloster lebenden Nonnen vehementen und letztlich erfolgreichen Einspruch. Der bereits begonnene Bau musste im August 1702 eingestellt werden.<sup>2</sup> Weiter kam es im März 1703 durch die Vereinigung von Regierungswache und der über 100 Mann zählenden Stadtguardia zur Schaffung der so genannten Stadtgarnison.<sup>3</sup> Und wieder stand man vor der Frage, wo die neue Truppe, die im Übrigen auf 150 Mann aufgestockt und definitiv der landesfürstlichen Militärgewalt zugeordnet wurde, unterzubringen wäre.

Verknüpft mit der Schaffung der Stadtgarnison war der Beginn einer „Garnison Graz“, die sich allerdings bis ins frühe 19. Jahrhundert noch in relativ engem Rahmen hielt. Trotzdem kam auch in der steirischen Hauptstadt jene monarchische Wehrverfassung zum Tragen, die im Habsburgerreich auf dem Gebiet des militärischen Leistungswesens diverse Rechtsvorschriften regelte. Als Beispiele genannt seien das Pferdemonobilisierungsgesetz (RGrBl. Nr. 77/1873), das Militärvorspannengesetz (RGrBl. Nr. 86/1905), das umfassende Kriegsleistungsgesetz (RGrBl. Nr. 236/1912) und insbesondere das Einquartierungsgesetz (RGrBl. Nr. 93/1879). Nach dem Untergang der Österreichisch-Ungarischen Monarchie wurden derlei Rechtsvorschriften im Wesentlichen in die Rechtsordnung der neuen Republik Österreich übernommen, teilweise aber modifiziert oder überhaupt ersetzt. Uns interessiert in erster Linie das Einquartierungsgesetz vom 11. Juni 1859, das in Paragraph 25, Absatz 1 festhielt: *Die im Gagenbezug stehenden Militärpersonen, insoferne sie nicht vom Militärstationskommando entsprechende Wohnungen zugewiesen erhalten, bekommen die tarifmäßige Vergütung zur Selbstmiete.* Und Paragraph 5 bestimmte die definitive Unterbringung von Soldaten in Kasernen sowie in anderen verfügbaren Staatsgebäuden. Damit gab es erstmals genormte Regeln zur Unterbringung von Soldaten auch in Graz. Die Zeiten schwerer Belastungen für die Grazer Zivilbevölkerung, die einst während kriegerischer Auseinandersetzungen Soldaten verschiedener (heimischer wie fremder) Regimenter beherbergen und verpflegen musste, waren damit im Großen und Ganzen vorbei.

## Die Garnison Graz

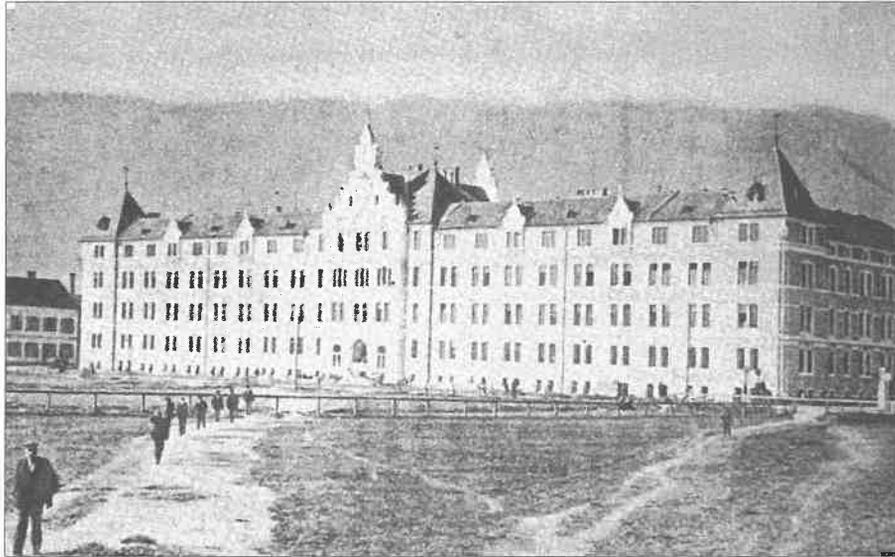
Mit der Errichtung des 3. Korpskommandos<sup>4</sup> im Jahr 1883 wurde die steirische Landeshauptstadt zur Schaltzentrale einer Truppe, die in Graz selbst aus der 6. Infanteriedivision, der 22. Landwehr-Infanteriedivision und der 3. Feldartilleriebrigade bestand. Dazu kamen die 28. Infanteriedivision in Laibach (Ljubljana), die dritte Kavalleriebrigade in Marburg (Maribor) und die 4. Festungsartilleriebrigade in Pula. Von den etwa 20.000 Mann jener Streitmacht waren rund 4.360 in Graz stationiert. Zusätzlich zu dieser Truppe leisteten Soldaten des 1894 aufgestellten bosnisch-herzegowinischen Infanterieregiments Nr. 2 aus Banja Luka ihren Militärdienst in der steirischen Hauptstadt ab. Letztere Einheit

---

2 StLA, Hofkammerakten 1702 August, Nr. 37. – Zu den Exzessen der Regierungswache vgl. Leopold Toifl, Stadtbefestigung – Wehrwesen – Krieg. In: Walter Brunner (Hg.), Geschichte der Stadt Graz, Band 1. Graz 2003, 550.

3 StLA, Hofkammerakten 1703 März, Nr. 2. – Bernhard A. Reismann, Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Stadt Graz 1500 bis 1800. In: Walter Brunner (Hg.), Geschichte der Stadt Graz, Band 2. Graz 2003, 79.

4 Zum Korpskommando vgl. Toifl, wie Anm. 2, 538, 559. – F. Hlavac, Die Armeeorganisation des Jahres 1881-1883. In: Mitteilungen des Österreichischen Staatsarchives, Band 27. Wien 1974, 259f.



*Die Neue Landwehrkaserne bestand bis 1970 (Foto: Sammlung Kubinzky)*

war 1895 mit Bedacht nach Graz verlegt worden, um etwaige politische Konflikte in dem seit 1878 habsburgisch besetzten, aber de jure noch zum osmanischen Reich gehörigen Bosnien zu vermeiden. Zählt man den Truppen des Korpskommando und des bosnisch-herzegowinischen Regiments das Personal in den zur Garnison gehörigen Unterabteilungen wie der Kadettenschule Liebenau (120 Mann), der Equitation der 3. Feldbrigadeartillerie (100), dem Monturdepot Gösting (150), dem Garnisonsspital am Karmeliterplatz (70), dem Militärverpflegsmagazin in der Schörgelgasse (75) sowie im Garnisons- und Landwehrgericht, im Artilleriezeugsdepot Lazarettgasse und im Staatshengstdepot hinzu, so waren vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges in Graz rund 5.500 Mann stationiert.<sup>5</sup>

Interessant ist, dass sich die Mannschaftsstärke der k. (u.) k. Garnison während des 19. Jahrhunderts kaum veränderte: 1843 waren etwa 5.000 Soldaten in Graz stationiert, während die Einwohnerschaft 48.000 betrug. 1894 dagegen waren es 5.500 Soldaten, aber schon 152.000 Stadtbewohner.<sup>6</sup> Als eigentliches Grazer Hausregiment galt das Infanterieregiment „König der Belgier“, das allerdings sehr selten in der steirischen Hauptstadt anwesend war. Hervorgegangen war diese Einheit aus dem 1682 aufgestellten Infanterieregiment Nr. 27. Erst ab Jahresende 1882 blieb die Truppe für zehn Jahre in der Steiermark, ehe sie 1893 nach Laibach (Ljubljana) verlegt wurde. Nur eine einzige Unterabteilung, das 3. Bataillon, blieb bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges in Graz. Nachfolger des IR 27 während der Kriegszeit wurde das aus Klagenfurt in die steirische Hauptstadt verlegte Infanterieregiment Nr. 7 „Graf von Khevenhueller“.<sup>7</sup>

Das Kriegsende 1918 brachte auch das Ende der k. k. Garnisonsstadt Graz. Der Großteil der zur Unterbringung der Soldaten bzw. deren Ausrüstung dienenden Kasernen wurde aufgelassen – nur einige wenige, darunter die Große Reiterkaserne oder die Neue Landwehrkaserne, überlebten vorläufig. Der einstige Glanz der Garnison Graz verblasste. Trotzdem hörte die Garnisonsstadt Graz nie wirklich auf

5 Martin Parth, Die Garnison Graz um 1900. In: Historisches Jahrbuch der Stadt Graz, Band 27/28. Graz 1998, 165-168. – Rainer Egger, Graz als Festung und Garnison. In: Graz als Garnison (= Publikationsreihe des Grazer Stadtmuseums, Band III). Graz 1982, 18-37.

6 Gustav Schreiner, Grätz. Graz 1843, 307. – Parth, wie Anm. 5, 166.

7 Hans Hegenbarth, Furchtlos und treu. 300 Jahre Infanterie-Regiment Nr. 27. Graz-Wien-Köln 1982, 9, 174f.

zu bestehen, wie die hier stationierten Einheiten des Bundesheeres der Ersten Republik bewiesen. Noch im Jahr 1938, zum Zeitpunkt des Anschlusses Österreichs an NS-Deutschland, standen das I. und II. Bataillon des Alpenjägerregimentes „Feldmarschall Daun“ in der steirischen Hauptstadt, ebenso das Kommando sowie das I. und II. Bataillon des Alpenjägerregimentes „Feldmarschall Conrad von Hötzendorf“ Nr. 10. Ergänzt wurden diese Truppen durch die Infanteriekanonenabteilung Nr. 5, durch das Kommando und die Bataillone I, II, und III des Artillerieregimentes „von der Groeben“ Nr. 5, durch das Telegraf-Bataillon Nr. 5 und nicht zuletzt durch die Divisions-Kraftfahr-Abteilung Nr. 5. Am Flughafen Thalerhof garnisonierten die Jagdstaffeln Nr. 1 und 3 des Jagdgeschwaders.<sup>8</sup> Zu dieser Zeit hatte das Bundesheer bereits die Unruhe- und Bürgerkriegsjahre 1927 und 1934, in denen es jeweils in Kämpfe verwickelt wurde, hinter sich. Ebenfalls nicht reibungslos ging wegen nationalsozialistischer Übergriffe die Eingliederung in die Deutsche Wehrmacht vor sich, und während des Zweiten Weltkrieges fanden sich viele Steirer und Grazer auf den Schlachtfeldern wieder. Auch während der Zweiten Republik blieb, obgleich in verkleinerter Form, der Garnisonsstandort Graz erhalten. Die bis heute bestehenden Kasernen des neuen Bundesheeres legen Zeugnis davon ab.

## Historische Kasernen

In den Jahren 1703 bis 1709 erwarb der Magistrat in der Wurmbrandgasse, in der Schmiedgasse und in der Feuerbachgasse um insgesamt 5.350 Gulden vier Häuser, in denen Soldatenquartiere eingerichtet wurden. Das Gebäude Wurmbrandgasse 4 hatte schon seit 1703 Zimmer für die damalige Stadtguardia beinhaltet und diente von da an bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts als Quartier für die Stadtgarnison. Gleiches galt für die Häuser Feuerbachgasse 10 und 14, die den Garnisonssoldaten bis 1752 eine Bleibe boten.<sup>9</sup> Der zur selben Zeit gefasste Plan, in der Paulustorvorstadt eine richtige Kaserne zu bauen, scheiterte im Februar 1709 am Einspruch der Kapuzinerinnen.<sup>10</sup>

Eine wesentliche Entlastung brachten aber auch die genannten vier Soldatenhäuser nicht. Immer noch waren Privatgebäude mit der Einquartierungspflicht belastet: Eigentümer geräumiger Wohnstätten mussten bei Bedarf Unterkünfte nicht nur für das Militär, sondern seit 1564 auch für Beamte des Hofes und der innerösterreichischen Regierung bereitstellen. Aufgehoben wurde diese unangenehme Belastung erst durch ein Dekret Maria Theresias vom 16. Mai 1750. Stattdessen wurde von den Eigentümern der solchermaßen befreiten Häuser eine Jahresgebühr eingehoben, die in einen Fond für den Bau von Kasernen floss. In den Vierzigerjahren des 19. Jahrhunderts begründete das Ehepaar Maria und Josef Kober ein *Kasernenbaucomité*, das sich in der Folge ausschließlich mit der Errichtung entsprechender Gebäude auseinandersetzte.<sup>11</sup>

Schon rund hundert Jahre vor der Familie Kober und ohne Mittel aus einem Kasernenbaufond wurde 1748 jener Bau auf der Lend errichtet, der als die älteste Kaserne von Graz gilt und, wenn auch in etwas abgeänderter Form, heute noch existiert. Schon 1710 hatte man das Haus des Fleischhauers Georg Schaupp auf der Lend (heute Lendplatz 20) gekauft und damit eine halbwegs brauchbare Unterkunft für

---

8 Erich Schmidl, Bundesheer und Wehrmacht in Graz 1938. In: Historisches Jahrbuch der Stadt Graz 18/19. Graz 1988, 138.

9 Ludwig Freidinger/Helmut Eberhardt, Die Garnisonsstadt Graz. Befestigungen, militärische Einrichtungen und Kasernen im Wandel der Zeit. Graz 1978, 26. – Egger, wie Anm. 5, 22.

10 Fritz Popelka, Geschichte der Stadt Graz, Band 2. Graz 1960, 80.

11 Schreiner, wie Anm. 6, 273. – Popelka, wie Anm. 1, 498-501.

auf dem Durchmarsch befindliche Truppeneinheiten gewonnen. Zugleich diente das Gebäude auch als Stockhaus und als Militärspital. Im Juli 1731 zerschlugen sich Pläne, im Neutor Soldatenquartiere zu schaffen, obwohl Magistrat Graz und ein Bürgerausschuss dem mit 8.000 Gulden veranschlagten Projekt zugestimmt und sogar einen finanziellen Beitrag von 2.000 Gulden in Aussicht gestellt hatte.<sup>12</sup> Weil aber die Innerösterreichische Hofkriegsstelle (die Folgeinstitution des Grazer Hofkriegsrates) auf den Bau eigener Kasernen drängte, wurde das Schaupp'sche Haus 1748 zur LEND-KASERNE erweitert. 1764 brannte dieses Gebäude ab und wurde 1789 als schlichter Bau mit zwei Eckrisaliten im Stile des Spätbarocks neu errichtet. Bis zu ihrer Auflassung nach dem Ende des Ersten Weltkrieges diente die Lendkaserne zur Unterbringung verschiedener Grenadierbataillone, von Artillerieeinheiten sowie als Augmentations- und Waffenmagazin des Infanterieregimentes Nr. 27. Anno 1919 in den Besitz der Stadt Graz zurück gestellt, dient die ehemalige Kaserne seither als Wohnhaus und als Polizeiwache.<sup>13</sup>

Trotz des Beispiels der Lendkaserne, des erwähnten Fonds zur Schaffung von Soldatenquartieren und des ins Leben gerufenen *Kasernenbaucomité*, entstanden weitere Kasernen in Graz nur sehr all-

mählich. Nach 1764 verwendete man Häuser am Lazarettfeld (Lazarettgürtel / Lazarettgasse / Lissagasse) als so genannte Lazarettkaserne, ohne dass der Standort vorerst dem Militär gehört hätte. Erst 1792 erwarb der Ärar das Gelände und brachte hier Magazine für Geschütze und Munition unter. Ab 1851 entstand ein riesiger Gebäudekomplex, in dem ein Bataillon des bosnisch-herzegowinischen Infanterieregimentes Nr. 2, eine Abteilung der k. k. Landwehr-Feldhaubitzen-division Nr. 22 sowie die Einjährig-Freiwilligenschule und etliche Augmentationsmagazine Platz fanden.<sup>14</sup> Sie lösten ein hier seit 1785 bestehendes Militärspital ab, nach dem



*Die Lendkaserne war eines der ältesten Soldatenhäuser in Graz (Foto: I. Toifl)*

die Lazarettkaserne ihren Namen erhalten hatte. Noch zu Monarchiezeiten, nämlich 1904/1905, wurde der Großteil des an der Ecke Lazarettgasse / Lissagasse stehenden Komplexes abgerissen. Bestehen blieb nur das ehemalige Kommandantengebäude, das laut Bericht der Austria-Presse-Agentur (APA) vom 2. November in zivile Hände übergeben werden sollte. Tatsächlich nutzte fortan ein Elektronunternehmen einen Teil des Gebäudes als Lager für Lampen, ehe nach umfangreichen Sanierungsarbeiten der Grazer Modelleisenbahnklub 1958 in der ehemaligen Kommandatur der Lazarettkaserne seine Anlage aufbaute und diese bis heute hier präsentiert.<sup>15</sup>

Eine wesentliche Verbesserung der Quartierverhältnisse trat 1775 mit dem Ankauf des Schärffenberg'schen Waisenhauses in der heutigen Kernstockgasse ein. Nach diversen Umbauten diente die nunmehrige WAISENHAUSKASERNE (auch als Grenadierkaserne bezeichnet) ab 1776 zur Unterbringung der bislang auf verschiedene Lokalitäten verteilten Grenadierbataillone der Infanterieregimenter

<sup>12</sup> StLA, Hofkammerakten 1731 März, Nr. 83. – StLA, *Guettbedünckhen* 1731 Juli, Nr. 39, 57. – Toifl, wie Anm. 2, 502.

<sup>13</sup> Egger, wie Anm. 5, 28.

<sup>14</sup> Freidinger/Eberhard, wie Anm. 9, 29f.

<sup>15</sup> www.mec-graz.org. – Karl Albrecht Kubinzky, *Graz im Wandel. Ein Spaziergang durch ein Stadtbild, das es nicht mehr gibt*. Graz 1987, 147.

Nr. 27 und Nr. 47. Im Jahr 1872 zu einer k. k. Oberrealschule umgestaltet, wird das Gebäude heute noch als Volks- und Hauptschule für das Grazer Stadtviertel St. Andrä genutzt.<sup>16</sup>

Ebenfalls am Stadtrand bestanden während der k. k. Zeit kleinere Truppenunterkünfte als die bisher erwähnten. Zu nennen sind das heutige Haus Paulustorgasse 4, in dem seit 1913 Soldaten wohnten, sowie ein Gebäude im Kreuzungsbereich der heutigen Kernstockgasse / Elisabethnergasse. Das damals dort befindliche Haus Seitzergasse 786 beherbergte um 1840 eine QUASIKASERNE der k. k. Artillerie.



*Die Lazarettkaserne wurde schon 1905 abgetragen  
(Foto: Sammlung Kubizky)*

Einen etwas größeren Umfang wies die in der Waltendorfer-Hauptstrasse 32 gelegene und auf einen mittelalterlichen Gutshof zurückgehende HARTLKASERNE auf. 1869 erwarb der Magistrat das schlossartige Gebäude und vermietete es an das Militär-Ärar, das hier kurzfristig eine Husarenabteilung und einzelne Verbände des Korpsartillerieregimentes Nr. 3 unterbrachte. Vor dem Ersten Weltkrieg diente die Hartlkaserne dann den Bedürfnissen des Fuhrwesens.<sup>17</sup>

Mitten in der Altstadt dagegen stand die mitunter auch als Rathauskaserne bezeichnete FÄRBERKASERNE. Das im 18. Jahrhundert für die Familie Trauttmansdorff errichtete Haus, diente von 1827 bis 1888 als Soldatenquartier. Besonders seine Eingangshalle erinnerte an den Ursprung des Gebäudes als Adelspalais, war sie doch mit reichen Deckengemälden verziert und mit zwei Kolossalstatuen von Herakles und Samson geschmückt. Erwähnenswert scheint auch die Tatsache, dass erst durch den Abbruch der Färberkaserne im Jahr 1904 der heutige Färberplatz entstand.<sup>18</sup>

Als Unterkunft für Angehörige der Kavallerie diente die 1840 bis 1846 vom *Kasernenbaucomité* des Ehepaares Kober in der Leonhardstrasse (Nr. 82 a) erbaute Grosse Leonhard-Kavallerie-Kaserne,<sup>19</sup> die bald den passenden Beinamen „Große Reiterkaserne“ erhielt. Am 1. August 1851 kaufte das Militär-Ärar den bis dahin nur gemieteten Komplex und stationierte hier bis zum Ende des Ersten Weltkrieges die Dragonerregimenter Nr. 4 und 5 sowie das Husarenregiment Nr. 16. Nach 1918 übernahm das aus der Volkswehr hervorgegangene Erste Österreichische Bundesheer<sup>20</sup> die Kaserne und stationierte hier in der Zwischenkriegszeit seine Fünfte Schwadron. Auch nach dem Zweiten Weltkrieg diente die Große Reiterkaserne bis zu ihrer Auflösung 1970 als Soldatenquartier, während die danebenstehende und zeitgleich errichtete Kleine Reiterkaserne schon seit dem Ende des Ersten Weltkrieges von Zivilparteien bewohnt gewesen war. Sie wurde im Zuge von Hochhausneubauten 1963 vollständig abgebrochen.<sup>21</sup> Die Große Reiterkaserne dagegen blieb in ihren Grundzügen bis ins 21. Jahrhundert hinein bestehen. Erst in den Jahren 2004/2006 wurden „Maßnahmen zur Revitalisierung“ durch eine Bereinigung der vorhandenen Struktur von Ein- und Zubauten, die Freilegung bestehender Gewölbe im Erdgeschoss

16 Freidinger/Eberhard, wie Anm. 9, 28.

17 Egger, wie Anm. 5, 18, 29. – Schreiner, wie Anm. 6, 297.

18 Kubizky, wie Anmerkung 15, Seite 83 f.

19 Wilhelm von Kalchberg, *Der Grazer Schlossberg und seine Umgebung*. Graz 1856, 100.

20 Vgl. zu dieser Entwicklung Erwin Steinböck, *Die Organisation der österreichischen Streitkräfte 1918-1938*. In: *Die Streitkräfte der Republik Österreich*. Wien 1968, 33-76.

21 Kubizky, wie Anm. 15, 113.

sowie die Öffnung des dreiseitigen, zugemauerten Arkadenganges im Innenhof gesetzt. Durch das Dazusetzen eines weiteren, verglasten Arkadenganges entstanden *tiefe, gut belichtete und luftige Gebäudetrakte*. Die Mauern parallel zur Leonhardstraße wurden abgetragen und durch einen eigenständigen Baukörper, der das Foyer der Kunstuniversität Graz beherbergt, ersetzt. Der ehemalige Kasernenhof ist einer Grünanlage mit einer Tiefgarage darunter gewichen.<sup>22</sup>

Im Jahr 1808 wurde das 1638/1639 errichtete Klostergebäude der Dominikaner durch den Umzug der Mönche in die Münzgrabenvorstadt frei. Das Militär nutzte die Gelegenheit und brachte das Regiments-Knabenerziehungshaus des Infanterieregimentes Nr. 27 in der DOMINIKANERKASERNE, wie das ehemalige Konventsgebäude jetzt genannt wurde, unter. Und auch die Grazer Kadettenkompanie Nr. 2 fand hier eine Heimstatt. Während die Erziehungsanstalt schon 1833 nach Bruck an der Mur verlegt wurde, verließen die Kadetten das ehemalige Kloster erst 1859.



*Die Reiterkaserne einst und jetzt. Collage aus einem Foto (I. Toifl 2007) und einer Ansicht der Reiterkaserne (um 1910)*

Hier zogen jetzt neben diversen Kanzleien und Offiziersmessens auch einzelne Bataillone des Infanterieregimentes Nr. 27 sowie des bosnisch-herzegowinischen Infanterieregimentes Nr. 2 ein. Um mehr Platz zu schaffen, errichtete man zusätzlich zum direkt an die Andräkirche anstoßenden Klostergebäude die so genannte GROSSE DOMINIKANERKASERNE in der heutigen Grenadiergasse 14. Erzherzog Johann legte am 11. Juli 1808 den Grundstein, der Bau erfolgte bis 1812. Bemerkenswert scheint die Tatsache, dass teilweise Abbruchmaterial der geschleiften Schlossbergfestung dabei Verwendung fand. Seit ihrer Fertigstellung diente die Große Dominikanerkaserne als Infanteriekaserne, ehe in deren Hof anno 1908 ein Betzimmer und ein Kaffeehaus für Muslime (!) eingerichtet wurden. In der Zwischenkriegszeit garnisonierte hier das Alpenjägerregiment Nr. 10. Mittlerweile wieder in Privatbesitz, beherbergt die ehemalige KLEINE DOMINIKANERKASERNE Wohnungen, während die Große Dominikanerkaserne (noch) als Landesschülerheim fungiert.<sup>23</sup>

Jüngeren Datums als die beiden Dominikanerkasernen war die k. u. k. KADETTENSCHULE in Graz-Liebenau, die zugleich als Internat diente. 1853 befahl Kaiser Franz Josef I., das einem gewissen Alexander von Kottowitz abgekaufte Schloss Liebenau mit einer Artillerieschulkompanie zu belegen.

<sup>22</sup> Reiterkaserne Projektentwicklungs GesmbH & Co KEG / Planung: Hohensinn Architektur.  
[www.hohensinn-architektur.at/reiterkaserne.html](http://www.hohensinn-architektur.at/reiterkaserne.html).

<sup>23</sup> Freidinger/Eberhard, wie Anm. 9, 28f. – Egger, wie Anm. 5, 30f.

Mit dem Abschluss der Umbauarbeiten am 6. September 1854 waren unter Anleitung des Baumeisters Karl Ohmeyer ein Offizierspavillon sowie das eigentliche Institutsgebäude entstanden. Über dem Portal prangten der Name des Kaisers, die Jahreszahl 1854 und ein vergoldeter Doppeladler. Ebenerdig befand sich ein großer Fechtsaal, in den beiden Stockwerken darüber waren Wohn- und Unterrichtszimmer für die insgesamt 120 Zöglinge untergebracht. Der Offizierspavillon beherbergte die Wohnungen des Kommandanten und der sechs als Professoren angestellten Offiziere.<sup>24</sup> Ausgebildet wurden die Liebenauer



*Die ehemalige Dominikanerkaserne ist derzeit Landesschülerheim (Foto: I. Toifl)*

Kadetten in vierjährigen Kursen zu Artillerieunteroffizieren, die besten jeden Jahrgangs gelangten in den Offizierskurs in die Artillerieakademie. Zum ersten Kommandanten in Liebenau wurde Hauptmann Heinrich Kempfen von Fichtenstamm bestellt. Bestehen blieb die Artillerieschulkompanie bis 1875, dann erfuhr sie eine Umwandlung zu einer Infanteriekadettenschule. Nach dem Ende des Ersten Weltkrieges bzw. während der Ersten Republik erlebte das Gebäude zwölf Organisationsänderungen, wurde 1947 zu einer „Bundeserziehungsanstalt“ und verlor ihren militärischen Charakter. 1962/1963 restauriert, beherbergt das Gebäude heute das Bundesgymnasium Graz-Liebenau.<sup>25</sup>

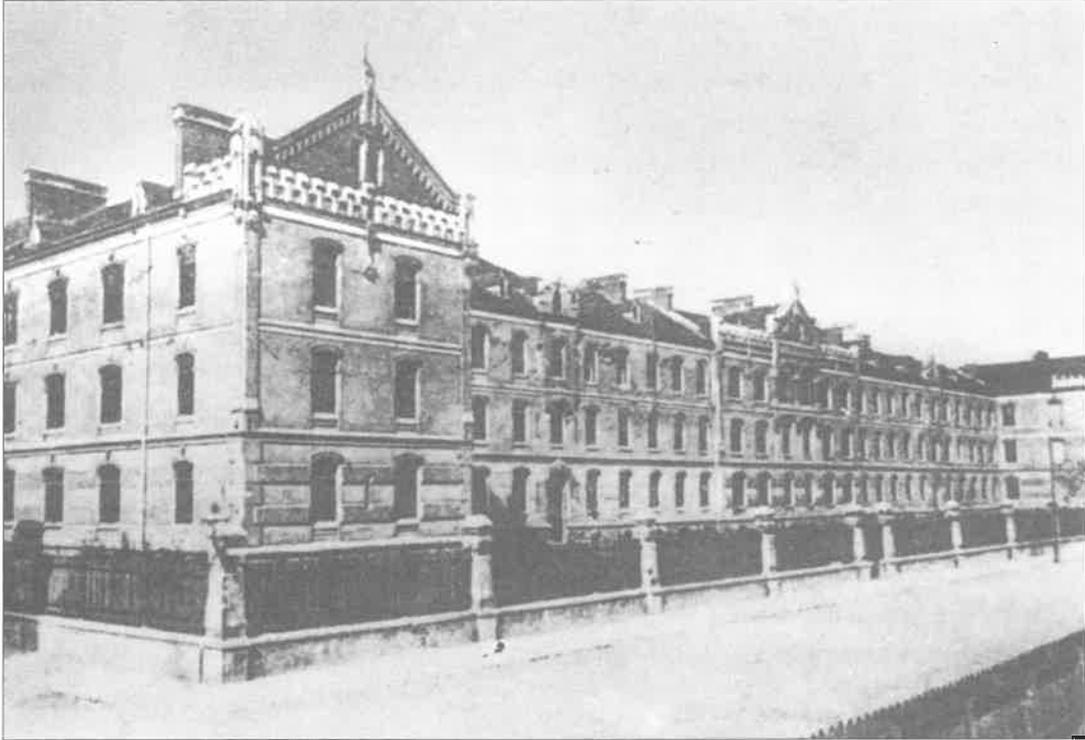
Die bisher erwähnten Kasernen wurden im Wesentlichen vom Militär errichtet oder zumindest vom Militär erworben. Doch es gab auch noch andere Soldatenunterkünfte in der steirischen Hauptstadt. Bereitgestellt wurden solche Gebäude vom Magistrat Graz, der ja ex lege immer noch seiner Einquartierungspflicht nachzukommen hatte. So offerierte die Stadt dem Militär so genannte Quasikasernen in manchmal einfachen Häusern, mitunter in größeren Anlagen.<sup>26</sup> Zu letzteren gehörte der im Bereich Elisabethinergasse – Rösselmühlgasse – Dreihackengasse befindliche Gebäudekomplex, der als STÄDTISCHE DREIHACKEN-NOTKASERNE bezeichnet wurde. Er bot Platz für 540 Mann und beherbergte ein Infanteriebataillon sowie einen Teil der Mannschaft der 3. Artilleriebrigade.

Westlich des Hauptbahnhofes entstand um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert sogar ein regelrechtes Kasernenviertel, in dem mehrere tausend Mann untergebracht werden konnten. Ausschlaggebend für die Wahl jenes Standortes im Geviert zwischen der heutigen Wagner-Biró-Straße, der Alten Poststraße, der Starhemberggasse und der Eggenberger Straße war wohl die Nähe zur Eisenbahn, die günstige Transportmöglichkeiten für die Truppen bot. Als erstes errichtet wurde die STÄDTISCHE BAHNHOFKASERNE, die seit 1882 das Areal der Weitzerischen Wagen- & Maschinenfabrik an der Ecke Eggenberger Straße / Rosensteingasse (die jetzige Wagner-Biró-Straße) belegte. Wenige Jahre später – von 1890 bis 1892 – wurde die nördlich anschließende und zwischen Laudongasse und Alter Poststrasse gelegene LANDWEHRKASERNE gebaut. Sie wurde mitunter auch als Dankkaserne bezeichnet. 1894/95 folgte schließlich noch die riesige STÄDTISCHE FRANZ-JOSEF-INFANTERIEKASERNE, bekannt auch als Laudonkaserne und Alpenjägerkaserne, im Bereich Laudongasse, Wagner-Biró-Straße und Starhemberg-

<sup>24</sup> Kalchberg, wie Anm. 19, 90f.

<sup>25</sup> Dehio Graz. Wien 1979, 209. – Kubinzky, wie Anm. 15, 163.

<sup>26</sup> Reismann, wie Anm. 3, 80.



*Die Franz-Josef-Infanteriekaserne westlich des Hauptbahnhofes war die größte städtische Kaserne von Graz.  
(Foto: Sammlung Kubinzky)*

gasse. Der Komplex bestand aus zwei langgestreckten Mannschaftstrakten, einem Stabsgebäude und mehreren Einzelobjekten wie beispielsweise dem Gefängnis. Als letzter Bau vervollständigte die erst 1905 am westlichen Ende der Laudongasse errichtete NEUE LANDWEHRKASERNE das Ensemble.

Die Städtische Franz-Josef-Infanteriekaserne überstand den Zweiten Weltkrieg nur als Bombenruine, während die Neue Landwehrkaserne zu einem Invalidenheim und später zu Sozialwohnungen umgebaut wurde. Ihr Ende kam 1970 mit dem vollständigen Abbruch. Die beiden südlicher gelegenen Anlagen der Bahnhofskaserne und der (Alten) Landwehrkaserne waren schon nach dem Ersten Weltkrieg abgetragen worden.<sup>27</sup> Der Abriss bedeutete so ziemlich das Aus für Baurelikte aus der einst so blühenden Garnisonsstadt Graz. Im Wesentlichen erhalten blieb nur die Große Reiterkaserne in der Leonhardstraße. Das Ende der meisten verwaltungstechnischen militärischen Einrichtungen war bereits Hand in Hand mit dem Zusammenbruch der Monarchie nach dem Ersten Weltkrieg gekommen.

Neben den Mannschaftsquartieren bestanden im Stadtgebiet von Graz noch eine Vielzahl militärisch genutzter Objekte, die als Garnionsspital (Karmeliterplatz 3 und 4), Garnionsgericht (Äußeres Paulustor), Garnionskirche (Klosterkirche der Barmherzigen Brüder in der Annenstrasse 4), Militär-Stadtkommando (Stempfergasse 7), Kanzleigebäude (Brandhofgasse 18), Militär-Verpflegsmagazin (Schörgelhof), Militärbauhof (Ecke Schönaugasse/Brockmanngasse), Schulen, Schwimmschulen (Schwimm-schulkai), Militärtransportsammelhaus (westliche Ecke Elisabethinergasse/Annenstraße), Monturdepot (Gösting) oder als Beschäl- und Remontierungsdepartement (Köstenbaumgasse 2) dienten.<sup>28</sup>

<sup>27</sup> Egger, wie Anm. 5, 34-36. – Kubinzky, wie Anm. 15, 134f. – Walter Brunner, *Bomben auf Graz – die Dokumentation Weißmann* (= Veröffentlichungen des Steiermärkischen Landesarchivs, Band 18). Graz 1989, 151.

<sup>28</sup> Eine Beschreibung dieser Gebäude bietet Egger, wie Anm. 5, 18-37.

## Die Bundesheerkasernen

Abgesehen von den beiden Reiterkasernen und dem ehemaligen Korpskommando im Palais Kees am Glacis überdauerte keine der bisher erwähnten Soldatenunterkünfte die beiden Weltkriege als militärische Einrichtung. Die heute in Graz existierenden vier Kasernen gehen, abgesehen von der Kirchnerkaserne, auf die ersten Jahre des Zweiten Weltkrieges zurück.

Die derzeit größte Kaserne in Graz ist die Belgierkaserne (Strassgangerstrasse 171), die 1967 im Zuge der allgemeinen Kasernenumbenennung einen historischen Regimentsnamen erhielt: die bis dahin als Wetzelsdorfer Kaserne bezeichnete Anlage wurde zur Erinnerung an das 1682 aufgestellte steirische Infanterieregiment Nr. 27, das kurz *Die Belgier* hieß,<sup>29</sup> in Belgierkaserne umbenannt. Errichtet worden war der Standort in zweijähriger Bauzeit zwischen 1939 und 1940 als SS-Kaserne und hatte dem bisher in Tobelbad stationierten Ersatzbataillon des SS-Regimentes *Der Führer* gedient. Nach Kriegsende besetzten zuerst sowjetische, dann britische Einheiten den Gebäudekomplex und gaben erst 1953 einen Teil wieder frei. Untergebracht wurde hier eine motorisierte Einheit der B-Gendarmerie. Mit dem Abzug sämtlicher Besatzungstruppen am 26. Oktober 1955 stand die Wetzelsdorfer Kaserne, wie sie jetzt genannt wurde, wieder dem österreichischen Militärwesen zur Verfügung und nahm in den kommenden Monaten und Jahren mehrere Abteilungen des neu eingerichteten Bundesheeres der Zweiten Republik



*Das Hauptgebäude der Belgierkaserne zu Beginn des 21. Jahrhunderts (Foto: BMfL)*

auf. Wegen seiner Weiträumigkeit waren und sind hier verschiedenste Truppenteile neben etlichen Verwaltungsstellen sowie die Heeressanitätsanstalt stationiert: Kommando des Landwehrregimentes 201, Panzerbataillon 4, Nachschubtransportkompanien, Kommandokompanien I, Ergänzungsabteilung des Militärkommandos für Steiermark, Stellungskommission der Ergänzungsabteilung. Mit der weitgehenden Räumung des Korpskommandogebäudes am Glacis (Palais Kees) übersiedelte am 25. Jänner 2000 auch das Korpskommando I in die Belgierkaserne. Abgesehen vom 1978

erbauten Stellungsgebäude der Sanitätsanstalt und den zwischen 1968 und 1972 errichteten vier Fahrzeughallen ist der Baukörper der Belgierkaserne gegenüber den Erbauungsjahren 1939 bis 1940 nicht verändert worden. Damals waren die Grazer Baufirmen allgemeinen Richtlinien zur Entstehung von SS-Kasernen gefolgt und hatten eine Bausubstanz geschaffen, die erhalten gebliebenen und vergleichbaren Anlagen der ehemaligen Deutschen Wehrmacht bzw. der SS in der heutigen Bundesrepublik Deutschland entspricht.<sup>30</sup>

Gleichen Ursprungs ist die heutige Gablenzkaserne (Straßgangerstrasse 360), die seit Dezember 1981 das Militärkommando für Steiermark beherbergt. Schon 1939 hatten die zuständigen Stellen der Deutschen Wehrmacht den Beschluss zur Errichtung einer Kaserne für das Gebirgsjägerregiment Nr. 138 gefasst und das dazu nötige Grundstück im Dezember dieses Jahres von der Familie Scarpatetti erworben. Mit der Errichtung wurde im Frühjahr 1940 begonnen, doch verhinderten die folgenden

<sup>29</sup> Zu diesem Grazer Infanterieregiment Nr. 27 („Die Belgier“) vgl. Hegenbarth, wie Anm. 7, passim.

<sup>30</sup> Freidinger/Eberhard, wie Anm. 9, 47f.

Kriegsereignisse den geplanten Vollausbau. Auch rückte nicht wie vorgesehen das Gebirgsjägerregiment ein, sondern im April 1941 die Veterinärersatzabteilung Nr. 18. Obwohl diese bis zum 3. April 1943 blieb und anschließend die Fahrzeuersatzabteilung 18 einzog, bürgerte sich die Bezeichnung *Jägerkaserne* ein. Unmittelbar nach Kriegsende besetzten russische Truppen das Gelände (woran über Jahrzehnte kyrillische Inschriften an der Ostseite der Bauobjekte 19 und 21 erinnerten), mussten es dann aber an die nachrückende britische Besatzungsmacht übergeben. Diese nutzte die Kaserne bis 1947 als Kfz-Abstellplatz ihrer 46. Infanteriedivision. Auch nach Abzug der Briten nutzte man das Gelände als Parkplatz und erst 1957 zog eine Kompanie des Versorgungsregimentes 2 des neu aufgebauten Österreichischen Bundesheeres in die Jägerkaserne ein. Ihrem Beispiel folgte am 15. Dezember 1968 das Kommando des Landwehregimentes Nr. 202. Zu diesem Zeitpunkt trug die Kaserne allerdings bereits einen anderen Namen: das Umbenennungsprogramm für sämtliche Österreichischen Kasernen von 1967 verlieh ihr die Bezeichnung *Gablenzkaserne*, wobei der General Ludwig Freiherr von Gablenz (1814-1874) Namen gebend wurde.<sup>31</sup> Eine Aufwertung sowohl in militärischer als auch in administrativer Hinsicht erfuhr die Gablenzkaserne im Dezember 1981 durch die Übersiedlung des Militärkommandos für Steiermark aus dem Palais Kees in die Straßgangerstrasse.<sup>32</sup>

Älteren Datums ist der Bereich der heutigen HUMMELKASERNE (Peter-Rosegger-Strasse 36), der schon um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert als umfangreiches Munitions- und Fuhrwerksdepot gedient hatte. Nach dem Zusammenbruch der Donaumonarchie übernahm das Bundesheer der Ersten Republik das Areal und nutzte es bis 1934. In diesem Jahr tauschte die militärische Führung die Kaserne gegen die Göstinger Au und errichtete dort einen Exerzierplatz. Heute erinnert nur noch der Straßename *Exerzierplatzstrasse* an diese Transaktion, der Göstinger Übungsplatz selbst ist längst Wohnsiedlungen gewichen. 1940 erwarb die Deutsche Wehrmacht einen Teil des Geländes in der Peter-Rosegger-Strasse zurück und errichtete dort Werkstätten, Lagerhäuser, Kanzleigebäude und Wachthäuser. Obwohl die heutige Hummelkaserne damals keine regulären Truppen sondern nur Verwaltungsbeamte beherbergte, besetzten doch britische Einheiten bis 1947 das Areal. Ihnen folgten etliche Grazer Firmen. Erst 1957 erlangte die Kaserne als *Roseggerkaserne* wieder militärische Bedeutung. Das Bundesheer der Zweiten Republik nutzte die Anlage zur Unterbringung der Stabskompanie der Gruppenversorgungstruppe II, die fünf Jahre später in das Versorgungsregiment Nr. 2 aufging. Die übrigen Kompanien dieser Einheit wurden in der Gablenzkaserne (damals Jägerkaserne) sowie in der Belgierkaserne (damals Wetzelsdorfer Kaserne) untergebracht. Noch 1978 hatte diese Regelung Bestand. Wie die anderen Grazer Kasernen auch, erhielt die Roseggerkaserne 1967 einen anderen Namen: von jetzt an hieß sie nach dem Obersten Johann Ludwig Freiherr von Hummel (1744-1832) *Hummelkaserne*.<sup>33</sup> Als administrative Stelle beherbergt die Kaserne heute das Heeresgebührenamt.

Die weitaus längste Geschichte der heute noch existierenden Kasernen weist die schon um 1780 als Kottonfabrik erbaute Kirchnerkaserne (Kasernstrasse 24) auf. 1828 erwarb das k. k. Kriegsministerium das Grundstück samt Gebäude und richtete dort spätestens 1872 eine *Fuhrwesens Caserne* ein. Während des Ersten Weltkrieges nutzte die Traindivision Nr. 3 das Gelände. Die Zwischenkriegszeit sah die Stationierung eines Telegrafengebataillons, das – im April 1938 in die 3. Gebirgsdivision der Deutschen Wehrmacht eingegliedert – bis zu seiner Mobilmachung im August 1939 in der Kaserne verblieb.

---

31 Ebenda, 45f.

32 Kommandotagebuch des Militärkommandos für Steiermark.

33 Freidinger/Eberhard, wie Anm. 9, 44f.



*Im Palais Kees an der Glacisstraße war bis zum Jahr 2000 das Korpskommando I untergebracht  
(Foto: H. Hynek)*

In dieser Zeit entstanden im Nordsektor der Anlage eine Offiziersbaracke sowie eine Mannschaftsunterkunft, die ursprünglich zur Unterbringung einer Dolmetscherkompanie gedacht waren. Mit dem Ende des Zweiten Weltkrieges rückten russische Truppen ein, gefolgt von den Briten am 23. Juli 1945. Nach deren Abzug 1947 frequentierte man das Gelände als Kfz-Abstellplatz, ehe 1951 eine Gendarmerieschule in der jetzt so bezeichneten *Schönaukaserne* installiert wurde. Zu erneuten Umstellungen kam es mit der Errichtung des Österreichischen Bundesheeres der Zweiten Republik ab 1955. Aus der Gendarmerieschule wurde die Grenzschutzabteilung Nr. 3, aus dieser die Brigadestabskompanie Nr. 5. Die bis dahin in der Kaserne stationierte Kraftfahrzeuganstalt Graz übersiedelte in die Gablenzkaserne (damals Jägerkaserne). In die dadurch freigewordenen Räumlichkeiten zog die Telegrafenzuganstalt ein und blieb hier bis zu ihrer Übersiedlung in die Gablenzkaserne 1968. Ihr folgten nach mehreren Umgliederungen das Stabsbataillon Nr. 5 der Fünften Jägerbrigade sowie eine Fernmeldekompanie. Der Mai 1967 brachte auch die Umbenennung der Schönaukaserne mit sich. Von jetzt an hieß sie *Kirchnerkaserne*, bezeichnet nach Hauptmann Hermann Kirchner (1890-1953), der sich während des Ersten Weltkrieges besondere Auszeichnungen erworben hatte.<sup>34</sup>

Als bedeutendste militärische Instanz des Graz sowohl der Monarchie als auch der beiden Österreichischen Republiken galt das Militärkommando,<sup>35</sup> das mit 1. Juli 1878 im Palais Kees (Glacisstrasse 39) Quartier bezog. Das Gebäude mit seiner klassizistischen Fassade war während der Jahre 1843 bis 1845 durch Georg Hauberisser dem Älteren für Johann Christoph Kees erbaut worden, gelangte aber

<sup>34</sup> Ebenda, 42f.

<sup>35</sup> Vgl. dazu Toifl, wie Anm. 2, 537f.

schon 1851 in Besitz der Grazer Familie Franck. Als am 7. November 1877 ein Mietvertrag zwischen August und Moritz von Franck einerseits und dem k. k. Militär-Ärar andererseits geschlossen wurde,<sup>36</sup> begann die militärische Nutzung des Palais: es avancierte zur Schaltzentrale des seinerzeitigen Generalkommandos. Zu einer Umgliederung kam es per 1. Jänner 1883 mit der Neuschaffung des Korpskommando.<sup>37</sup> Dabei blieb es bis zum Zusammenbruch der Österreichisch-Ungarischen Monarchie bzw. Ende des Ersten Weltkrieges 1918. Am 4. November wurde der letzte k. k. Militärkommandant, Generaloberst Hugo Martiny von Malastow, abgesetzt. Ihm folgte Josef Reisinger als Landeschef der neu aufgegebenen Volkswehr, die in jedem Bundesland zu installieren war.<sup>38</sup> Nach der Umwandlung der Volkswehr zum Bundesheer der Ersten Republik wurde der Nachfolger Reisingers, Franz Mitteregger, zum Kommandant dessen 5. Brigade. 1934 schuf man aus dem genannten Truppenkörper die Fünfte Division. Der Anschluss Österreichs an Hitler-Deutschland 1938 brachte im August des Folgejahres die Mobilmachung dieser Einheit, so dass bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges nur noch Verwaltungsdienststellen im Palais Kees verblieben. Wie die anderen Kasernen auch, besetzten britische Truppen im Juli 1945 das Gebäude am Glacis und nutzten es als Kommandozentrale für die englische Militärregierung in der Steiermark. Neuer Hausherr im Palais Kees wurde Oberst A. Wilkinson.<sup>39</sup> Mit der Wiedererrichtung des Österreichischen Bundesheeres zog zunächst das Gruppenkommando II am Glacis ein. Um dieser Dienststelle einen sicheren Standort zu gewährleisten, kaufte die Republik Österreich am 11. Dezember 1967 von der Familie Marenzi (Erben der Familie Franck) das bis dahin immer noch in Privatbesitz befindliche Palais Kees. Im Zuge einer allgemeinen Heeresreform wurde das erwähnte Gruppenkommando II im Jahr 1974 zum Korpskommando I transformiert und damit zur höchsten militärischen Dienststelle für die Bundesländer Steiermark, Kärnten und Burgenland. Als zweite ranghohe Behörde logierte das Militärkommando für Steiermark am Glacis. Zwischen dem 2. und dem 10. Dezember 1981 übersiedelte die letztgenannte Verwaltungsstelle in die Gablenzkaserne. Das Korpskommando I folgte schließlich am 25. Jänner 2000: es wurde in die Belgierkaserne verlegt.<sup>40</sup> Seitdem zeugten im Palais Kees nur noch einige Amtsstuben von der früheren Präsenz militärischer Machtstrukturen am Glacis.

Derzeit (2007) stehen die Errichtung eines Zubaus, die Generalsanierung sowie eine Nutzungsadaptierung des ehemaligen Kommandogebäudes an. Dann sollen im Palais Kees Institute der Theologischen Fakultät, des Fremdsprachenzentrums der Karl Franzens Universität Graz sowie das Institut für Orgel- und Kirchenmusik der Kunstuniversität Graz eine neue Heimstatt finden.

---

36 StLA, Urkundenband 136, fol. 247. – Dehio Graz. Wien 1979, 70.

37 Hlavac, wie Anm. 4, 259f.

38 Peter Bramreiter, Die höchste Militärbehörde zu Graz 1701-1918. In: Graz als Garnison (= Publikationsreihe des Grazer Stadtmuseums, Band III). Graz 1982, 82f. – Steinböck, wie Anm. 17, 36.

39 Johannes Feichtinger, Chronik 1945-1955. Ereignisse in der Steiermark, in Österreich und in der Welt. In: Siegfried Beer (Hg.), Die „britische“ Steiermark 1945-1955 (= Forschungen zur geschichtlichen Landeskunde der Steiermark, XXXVIII. Band). Graz 1995, 697.

40 Freidinger/Eberhard, wie Anm. 9, 41f. – Kommandotagebuch des Militärkommandos für Steiermark.

# Die Kalvarienberganlage in Murau

von Wolfgang Wieland

In den Jahren 2005 bis 2006/07 wurde die Kalvarienberganlage mit breiter Unterstützung der Bevölkerung gründlich saniert und erneuert.

## Entstehung

Im Jahr 1680 wird bereits von der Fertigstellung einer Kalvarienberganlage in Murau berichtet und aus einem Schreiben vom Jahr 1684 geht hervor, dass Fürst Schwarzenberg als Inhaber der Herrschaft Murau auf dem St. Leonhardiberg in Murau *aus sonderbarer zu dem schmerzhaften Leiden unsers Seligmachers Christi Jesu tragenter andacht, dessen creuzigung der Calvariberg präsentiert*, eine Kreuzweganlage errichten ließ. Für die folgenden Jahre kündigte der Murauer Herrschaftsverwalter auch die Errichtung eines Heiligen Grabes und einer weiteren Kapelle an, was auch tatsächlich erfolgte.

Zur Heiligen Grabkapelle führt eine Stiege mit 28 Stufen. Es ist dies vermutlich eine Nachbildung der „Heiligen Stiege“ zur Capella Sancta Sanctorum in Rom. Der ehemalige Festungssteig am Leonhardiberg wurde zu einem Kreuzweg so umgestaltet, dass er von Alt und Jung leicht zu begehen ist.

1688 ließ der damalige Murauer Pfarrer Philipp Jacob Zächs auf eigene Kosten im Bereich des Kalvarienberges auf halber Höhe bei der Stadtmauer nach der sechsten Kreuzwegstation eine mit Messlizen ausgestattete Kapelle zu Ehren des Blutschwitzenden Heilandes errichten. 1786 wurde sie jedoch gesperrt, zunächst dem Religionsfonds einverleibt, alsbald aber an den Murauer Bürger Anton Egger verkauft. Auf vielseitigem Wunsch der Bevölkerung der Stadt und des Umlandes erlaubte das Bischöfliche Ordinariat 1794 für diese Kapelle die Wiederöffnung. Da aber die Erhaltung nicht mehr gesichert war, wurde sie wegen Baufälligkeit um 1820 abgerissen. Anstelle der Blutschwitzungskapelle dürfte die große Nischenkapelle an der Stadtmauer erbaut worden sein, an deren Wand eine Ansicht vom Ölberg mit der Stadt Jerusalem im Hintergrund gemalt war, davor wurde später ein großes Kreuz mit einem 125 cm großen Korpus angebracht.

## Bisherige Renovierungen

Im Laufe der Zeit mussten die religiösen Bauwerke immer wieder erneuert werden. So wird zum Beispiel berichtet, dass im Jahr 1731 der inzwischen wieder einmal völlig zusammengefallene Kalvarienberg renoviert wurde. Da die Kreuzwegstationen heute mit unterschiedlichen Dachformen (Zelt- und Satteldach) und verschiedenen Fassadengliederungen vorhanden sind, ist anzunehmen, dass diese Verschiedenheiten durch die oftmaligen Erneuerungsarbeiten entstanden sind.

Im Jahr 1914 veranlasste Dechant Dr. Johann Pauli, dass Murauer Bürger die Kosten für die Renovierung der einzelnen Kreuzwegstationen übernahmen. Damals restaurierte der akademische Maler Adolf Rosmanith – er war mit der Enkelin des Murauer Malers Ignaz Raffalt verheiratet – die Bilder in den Rundbogennischen. Im Jahr 1936 wurden wiederum einige Bauwerke renoviert.

Im Erzherzog-Johann-Gedenkjahr 1959 erfolgte eine grundlegende Sanierung der Kreuzwegstationen und die 15 Bilder in den Nischen wurden vom Maler Robert Gattinger aus Pöls ob Judenburg neu gemalt. Einige wenige der alten Kreuzwegbilder befinden sich im Heimatmuseum Murau und dienten als Vorlage für die im Jahr 1959 geschaffenen neuen Bilder. Auch die schmiedeeisernen Gitter stammen aus dieser Zeit. In jenem Jahr wurde auch die Ansicht des Ölberges und der Stadt Jerusalem in der Nischenkapelle an der Stadtmauer vom Maler Hans Rohacs restauriert.

Von den Restaurierungen der Jahre 1914, 1959 und 1982 sind die Namen jener Murauer bekannt, welche die Kosten für eine bestimmte Kreuzwegstation übernahmen. Auch bei der letzten Renovierung im Jahr 1982 mit Gesamtkosten in Höhe von 242.000 Schilling beteiligten sich wiederum viele Murauer Privatpersonen und Betriebe.

### Zustand im Jahr 2004 vor Beginn der Renovierungsarbeiten

Am Kalvarienberg befinden sich außer den 15 gemauerten Kreuzwegstationen und der genannten Nischenkapelle an der Stadtmauer auch die mehrfigurale Kreuzigungsgruppe als Nischenkapelle an der höchsten Stelle des Berges nahe der Burg Grünfels, die Heilig-Grabkapelle nahe der Kreuzigungsgruppe, nach der 11. Kreuzwegstation die Rosalien-Grotte und zwischen der 13. und 14. Kreuzwegstation die Petrus-Kapelle. Die Kreuzigungsgruppe besteht aus einem übergroßen Kreuzifix, aus zwei lebensgroßen Holzfiguren der beiden Schächer aus der Judenburger Schnitzwerkstätte Balthasar Prandstätter aus dem 18. Jahrhundert und aus drei qualitätsvollen Sandsteinfiguren aus dem 17. Jahrhundert. Diese Kreuzigungsgruppe ließ die Pfarre Murau in den Jahren 1997/98 komplett restaurieren. In der Heilig-Grabkapelle befand sich ein 200 cm großer aus Holz geschnitzter Leichnam Jesu. Diese Skulptur befindet sich aber in der Pfarrkirche Murau für die Verwendung bei der Osterliturgie. Die Rosalien-Grotte war ebenfalls leer. Die aus Holz geschnitzte Figur der hl. Rosalia dieser Felsengrotte befindet sich im Heimatmuseum Murau, da sie an den Umwelteinflüssen sehr gelitten hatte. Die lebensgroße Statue des hl. Petrus in der Petrus-Kapelle ist aus Sandstein und stammt aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Kopf und Hände wurden 1959 aber schlecht ergänzt. Die letzte größere Renovierung der Kreuzwegstationen erfolgte im Jahr 1982. Doch nach mehr als 20 Jahren sind diese Bauobjekte wieder sehr reparaturbedürftig. Die 10. Kreuzwegstation drohte sogar abzustürzen. Durch die Schlägerung der Nadelbäume am Leonhardiberg im Jahr 2001 erhielten die religiösen Bauwerke mehr Freiraum und Licht, so dass für die Zukunft bessere Bedingungen zur Erhaltung zu erwarten sind. Außerdem ließ die Stadtgemeinde Murau den Weg entlang der Kreuzwegstationen verbreitern, um bei den Renovierungsarbeiten mit kleinen Fahrzeugen zufahren zu können.

### Renovierung 2004/05

Zur gründlichen Renovierung der stark beschädigten Kreuzwegstationen bildete sich im Jahr 2004 ein Komitee aus Mitgliedern der Stadtgemeinde, der Pfarre und des Hauses Schwarzenberg. Mit Hilfe von Spendengeldern und vieler freiwilliger Arbeitsleistungen von Murauer Vereinen und Privatpersonen konnte das Vorhaben in den Jahren 2004 (August bis September) und 2005 (Juni/Juli) erfolgreich durchgeführt werden. An allen 17 Objekten wurden folgende Arbeiten durchgeführt: Dränagierung mit Roll-

schotter an allen Seiten der Kapellen, Abschlagen des lockeren Verputzes und Erneuerung des Verputzes, an 11 Bauwerken wurden die Dächer mit Lärchenschindeln neu gedeckt, alle schmiedeeisernen Ziergitter wurden entrostet und gestrichen, Zugänge angelegt und gegebenenfalls mit Stufen aus Natursteinen ausgelegt, und schließlich erhielten alle Bauwerke mit Messingschildern ihre Bezeichnung und vom Maler einen neuen Farbanstrich.

Da eine sinnvolle Renovierung der bisherigen Kreuzwegbilder von Robert Gattinger wegen des äußerst schlechten Zustandes nicht mehr möglich war, malte der talentierte Murauer Hobbykünstler und Zeichner Rupert Kampusch nach einigen Vorbildern auf Leinen mit Acrylfarben 15 neue Kreuzwegbilder, die fotografiert und durch ein technisches Verfahren auf licht- und wetterunempfindliches Kunstleinen gedruckt wurden. Bisher hatte die 15. Station als Thema „Helena findet das Kreuz Christi“, bei der Neuanfertigung der Kreuzwegbilder durch Kampusch wurde auf Grund theologischer Beratung als Darstellung das Thema „Jesus ist siegreich von den Toten auferstanden“ gewählt. Diese 15. Station ist vermutlich erst in späterer Zeit errichtet worden, denn ihre Stellung ist zur Stiege zum Kirchengang gerichtet und nicht zum ursprünglichen Verlauf des Steiges zur Kreuzigungsgruppe.

Der heimische Bildhauer Gernot Jungmeier aus St. Georgen ob Murau fertigte für die bisher leere Rosalien-Grotte eine lebensgroße liegende Statue der Pestheiligen Rosalia aus St. Margarethener Sandstein an. Schließlich überarbeitete er bei der Petruskapelle ein wenig die Figur des hl. Petrus und fertigte als Attribut noch einen krähenden Hahn – ebenfalls aus Sandstein – an, der in der Kapelle an der Wand Platz fand.

Dank der großen Spendenfreudigkeit der Murauer Bevölkerung war es auch möglich geworden, dass für die Heilig-Grabkapelle der Bildhauer Johann Leitner aus St. Peter am Kammersberg einen lebensgroßen Leichnam Jesus aus Lindenholz schnitzen konnte. Diese liegende Figur zeigt eine schlichte, elegante Form und ist in der Art der bildhauerischen Ausführung typisch für den Künstler. Somit hatten mehrere heimische Künstler die Möglichkeit erhalten, ihre Fähigkeiten zu beweisen.

Nach Abschluss der Renovierungsarbeiten und Schaffung der neuen Kunstwerke erfolgte am 6. November 2005 nach einem feierlichen Gottesdienst in der St. Leonhardikirche die kirchliche Segnung der sanierten Objekte.

Da im Jahr 2004 von der Malerei in der Nischenkapelle an der Stadtmauer zwischen der 6. und 7. Kreuzwegstation nichts mehr vorhanden war, musste etwas Neues geschaffen werden. Der akademische Bildhauer und Maler Mag. Wolfgang Stracke aus Liebenfels in Kärnten fertigte im Jahr 2006 für diese Kapelle ein neues zeitgenössisches Gemälde in alter Freskotechnik an und widmete es dem Kalvarienberg Murau. In symbolhafter Form wird Folgendes dargestellt: „Vom Leid zum Licht, vom Licht zur Liebe, durch Gnade zur Er-Lösung.“ Am Leonhardisonntag, 6. November 2006, erfolgte die Segnung dieser neu gestalteten Kapelle. Damit waren die über zwei Jahre währenden Arbeiten endgültig abgeschlossen. Das Kruzifix, das sich bis 2004 in der Nischenkapelle befand, befindet sich nun in der Schwarzenberg'schen Familiengruft in Murau.

Zur Person von Mag. Stracke: Wolfgang Stracke ist aus Graz gebürtig, besuchte die Meisterklasse für Gebrauchsgrafik bei den Professoren Jaruschka, Toman und Rainkenhof, die Meisterklasse bei Professor Welz (Medailleur – Kleinplastik) an der Akademie der Bildenden Künste in Wien und erhielt 1974 den Fiegerpreis der Akademie. Schließlich absolvierte er die Meisterklasse für Bildhauerei bei den Professoren Wotruba und Gironcoli ehe er sein Studium 1979 als Magister artium beendete.

Mag. Stracke befasst sich auch gerne mit theologischen Themen bei seinen Kunstwerken, die im In- und Ausland Käufer fanden und sich größtenteils in Privatbesitz befinden. Einige seiner Bilder sind beispielsweise auch in der Albertina, in der Österreichischen Galerie des 20. Jahrhunderts und im Oberen Belvedere in Wien sowie in bedeutenden Museen und Sammlungen.



*Am „Leonhardisonntag“ (6. November) 2006, segnete Stadtpfarrer Mag. Anton Herk-Pickl die mit einem neuen Kunstwerk ausgestattete Nischenkapelle an der Murauer Stadtmauer am Leonhardiberg. Mag. Wolfgang Stracke erklärte bei dieser Gelegenheit sein Werk*

Durch Arbeitsleistungen und Großspendern erhielten die einzelnen Kreuzwegstationen und Kapellen Patenschaften von 27 Murauer Privatpersonen, Vereinen, Geldinstituten und Betrieben.

Die Kulturabteilung des Landes Steiermark, die Stadtgemeinde Murau, die Fürstlich Schwarzenberg'sche Familienstiftung sowie 66 Privatpersonen unterstützten die Erneuerung mit Geldspenden. 40 freiwillige Helfer leisteten 650 Stunden unentgeltliche Arbeit. Insgesamt wurden 50.000 Euro an Spendengeldern für die Renovierung der Kalvarienberganlage aufgebracht und in den Jahren 2004 bis 2006 in die Erhaltung der Gebäude und für neue Kunstwerke investiert. Alle Namen der Patenschaften, aller Spender von 1914, 1959, 1982 und 2005/06 sowie jener Personen, die unentgeltlich mitgearbeitet haben, sind am Beginn des Kreuzweges in einer Informationstafel angeführt. Den Text der Informationstafel – auch mit geschichtlichem Inhalt – verfasste der Gefertigte, der als Wirtschaftsrat der Pfarre Murau die Organisation der Renovierungsarbeiten übernahm und auch für die gesamte Finanzierung der Aktion sorgte.

# St. Matthäus-Pfarrkirche Murau mit neuem Aussehen

von Wolfgang Wieland

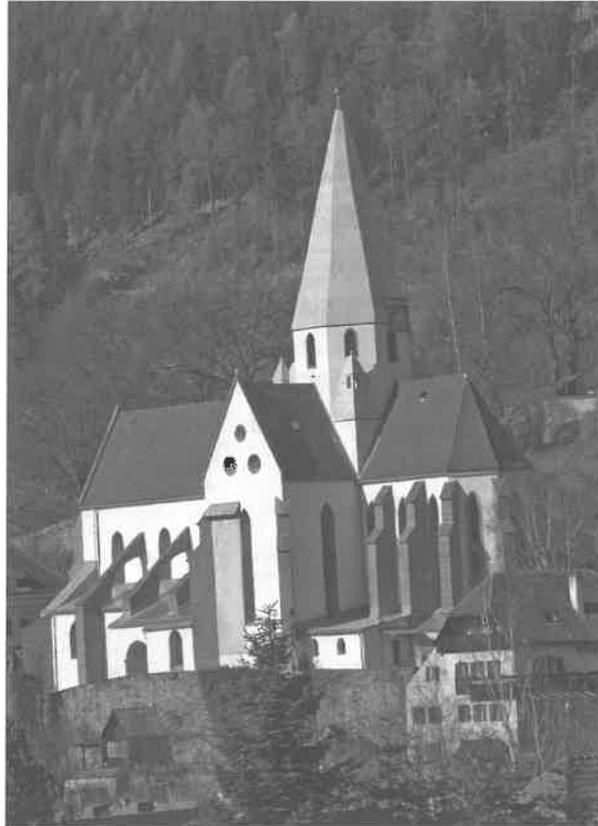
Nach 35 Jahren war es notwendig geworden, im Jahr 2006 die Außenfassade der frühgotischen Pfarrkirche St. Matthäus in Murau wieder zu sanieren. Die letzte Außenrenovierung erfolgte 1971/72. Im Jahr 2005 wurde mit der Erneuerung der Holzschindeldächer ein Vorgriff vorgenommen.

Auf Grund der genauen Untersuchungen im Fassadenbereich und ausführlicher Beratungen mit den zuständigen Fachleuten Dr. Miriam Porta von der diözesanen Kommission für Liturgie, Sektion Kunst, Dr. Christian Brugger vom Bundesdenkmalamt und Restaurator Claudio Bizzarri aus Fohnsdorf sowie Vertretern der Pfarre wurde anstelle der bisherigen einheitlichen hellgelben Färbelung für die historische Farbgebung entschieden, und zwar die Flächen in Naturweiß und die Fensterlaibungen und -umrahmungen sowie die Strebepfeiler in Siena-Rot. Damit hat die Pfarrkirche in ihrer Bauart als Kreuzbasilika außen die gleiche rote Farbe (der Gotik) erhalten wie im Inneren.

Ein besonderes Anliegen war die Reinigung und Ausbesserung des steinernen Turmhelmes. Daher erfolgte auch die Einrüstung des gesamten Turmdaches bis zur obersten Kugel mit dem Kreuz. Freiwillige Helfer beteiligten sich nach Möglichkeit auch an den Arbeiten. Sie entfernten das Traufpflaster rings um die Kirche.

Alle Blechdächer wurden mit einem Schutzanstrich versehen und zum Teil erneuert. Die Strebepfeiler erhielten als Abdeckung ein schützendes Bleiblech. Die Kirche wird nun auch mit einer Blitzschutzanlage geschützt. Schließlich wurden an der Nordseite eine Drainage angebracht und alle Regenwasserableitungen verbessert. Auch die in der Nachkriegszeit durch die englische Besatzung mehrfach beschossene Kugel an der Spitze des Turmes sowie das Kreuz und die Windfahne in Form eines Sternes mit Schweif wurden repariert und ausgebessert.

Während der Renovierungsarbeiten wurde entschieden, dass dieses Mal auch die noch vorhandenen Reste der Malereien in den fünf äußeren Chornischen gefestigt und teilweise renoviert werden. Bei der letzten Außenrenovierung im Jahr 1971 konnten diese Arbeiten aus Geldmangel nicht durchgeführt werden und wurden daher auf unbestimmte Zeit zurückgestellt. In diesen Chornischen – auch Apsisnischen genannt – befanden sich seit mehr als 150 Jahren alte, geschichtlich interessante Grabsteine, welche die Malereien verdeckten. Wie vom Restaurator festgestellt wurde, stammen die Reste der Malereien vom 16. bis zum 19. Jahrhundert. In der (ersten) südlichen Apsisnische sind Fragmente von der Geißelung Christi um 1500 vorhanden, in der südöstlichen Nische ist eine Kreuzigungsszene von der Art des Malers Lederwasch laut Inschrift vom Jahr 1766, darunter befindet sich eine Malschicht von 1645. Im März 2007 wurden die 23 vorhandenen historischen Grabsteine aus dem 15. bis 18. Jahrhundert nach deren Reinigung und teilweisen Restaurierung an der Nordfassade und im südlichen Eingangsportal fachgerecht mit Hinterlüftung montiert. Es sind dies Grabsteine vom ehemaligen Friedhof um die Pfarrkirche und tragen die Namen von Murauer Hammerherrengeschlechtern, wie zum Beispiel Schmelzer, Trapp, Diewalt, Grössing (Gressing) und Monsperg. Um künftige Verunreinigungen und Beschmierungen der Wände mit den Malereien zu verhindern, wurden bei den Nischen Einfriedungen angebracht. Die Reste des Freskos an der Südfassade mit der teilweise noch vorhandenen Darstellung des hl. Christophorus erhielt ein Schutzdach, damit Wettereinflüsse nicht weitere Beschädi-



*Die St. Matthäus-Pfarrkirche nach Abschluß  
der Außenrenovierung*

gungen verursachen. Schüler der Landesberufsschule Murau beteiligten sich beim Verputzabschlagen im Sockelbereich und errichteten unter Anleitung ihrer Lehrer eine sehr schöne neue Stufenanlage zum Sakristeieingang von außen. Der Zugang zur Krypta unter dem Chor, die vermutlich seit der Auflösung des Friedhofes am Kirchplatz in der josephinischen Zeit (1786) als Beinhaus benützt wird, wurde mit einer Eisengittertür versehen.

Eine ausführliche Gedenkschrift über die in Arbeit befindliche Außenrenovierung der Pfarrkirche und über die derzeit herrschenden kirchlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse legten am 30. Juni 2006 Stadtpfarrer Mag. Anton Herk-Pickl und Wolfgang Wieland als Verfasser der Gedenkschrift mittels eines Glasgefäßes in die Kugel des Kirchturmes. Auch Fotos, Münzen und weitere Erinnerungsstücke an die Gegenwart wurden in das Glasgefäß gelegt.

Nach siebenmonatiger Bauzeit konnte am 8. Dezember 2006 die Beendigung der Arbeiten mit einem Festgottesdienst gefeiert werden. Dank des außerordentlich warmen Wetters im November und Dezember konnten die im Mai 2006 begonnenen Bauarbeiten bis knapp vor die Feier fertig gestellt werden.

Die Gesamtkosten der Renovierung beliefen sich auf rund 500.000 Euro. Ein Großteil hiervon konnte durch die Diözese Graz-Seckau, öffentliche Förderungen, den damaligen Patronatsherren Fürst Schwarzenberg, viele Benefizveranstaltungen und Spenden aus der Bevölkerung aufgebracht werden.

Der Verfasser dieses Beitrages war als Wirtschaftsrat der Pfarre Murau an der Planung, Finanzierung und Durchführung der Arbeiten maßgeblich beteiligt.

# Der Murauer Kirchturm Ein steirisches Denkmal der besonderen Art

von Wolfgang Wieland

Der Kirchturm der frühgotischen Stadtpfarrkirche Murau ist ein Denkmal der besonderen Art. Im Jahr 2006 wurde der Helm (= Turmdach) des Vierungsturmes in Rahmen der Außenrenovierung vollkommen eingerüstet und vom Murauer Steinmetzmeister Egger grundlegend renoviert.

Der Vierungsturm der auf halber Höhe des Schloßberges befindlichen dominanten Pfarrkirche ist wegen seines massiven Helmes einmalig in der Steiermark und für den Bereich Österreich ist er der jüngste von insgesamt sieben während des Mittelalters errichteten Vierungstürmen. Das Turmdach ist nicht mit Schindeln oder Steinplatten gedeckt, sondern massiv gemauert aus Kalktuffstein aus der örtlichen Umgebung. Der Übergang von der quadratischen Vierung zum achteckigen Turm ist mit vier Ecktürmchen geschmückt. Das enorme Gewicht des steinernen Turmhelmes hat Steinmetzmeister Michael Egger mit 350 Tonnen errechnet. Der Vierungsturm mit einem geschätzten Gesamtgewicht von 550 Tonnen ruht auf den Vierungspfählern und leitet sein Gewicht auf die stabilisierenden Außenmauern und Strebebögen ab. Egger stellte weiters fest, dass der über 700 Jahre alte Turmhelm einzigartig ist, denn er besteht aus etwa 10.000 bearbeiteten massiven Werksteinen. *Wir arbeiteten insgesamt 1000 Stunden an dem 15 Meter hohen bemoosten und verschmutzten Turmhelm und benötigten für die Reinigung mit einem Hochdruckreiniger (250 bar) 400.000 Liter reines Wasser hierfür. Die Löcher im Tuffstein füllten wir mit Mörtel auf der Basis von Löschkalk mit Bruchsand und naturhydraulischen Kalken sowie mit Farbpigmenten in der beige Steinfarbe* berichtete Egger. Bei diesen Arbeiten wurde festgestellt, dass der steinerne Turmhelm rot verputzt war, und zwar mit Ziegelmehl und Ziegelsplittern – also ähnlich der roten Farbe, die nun bei der Außenrenovierung bei den Fensterläubungen und Strebebögen angebracht worden ist. Schließlich erhielt der Helm als „Opferschicht“ eine Kalkschlämme in der beige Tuffsteinfarbe. Diese Farbgebung ist für die Murauer noch gewöhnungsbedürftig.

Der Bau der Pfarrkirche Murau erfolgte als Stiftung des Otto II. von Liechtenstein – Sohn des berühmten Minnesängers Ulrich von Liechtenstein – von 1284 bis zirka 1311, doch schon am 6. Mai 1296 erfolgte die Weihe des noch nicht abgeschlossenen Bauwerkes. Der Baumeister ist nicht bekannt, doch er hat sein Handwerk gut verstanden, denn er wusste mit der Ableitung der im Mauerwerk wirksamen Kräfte umzugehen. Die massive Bauweise des Turmhelmes überstand sogar einen zerstörerischen Blitzschlag im Jahr 1983 (Fronleichnamstag).

Wie Philipp S. C. Caston in seiner im Jahr 1995 verfassten Dissertation „Die Konstruktion spätmittelalterlicher Vierungstürme im deutschsprachigen Raum“ feststellte, kann der Vierungsturm der St. Matthäus-Pfarrkirche Murau durchaus mit den größten und bekanntesten Vierungstürmen des späten Mittelalters, vor allem mit der Kathedrale zu Salisbury, verglichen werden.

# Bericht über die Tätigkeit im Bereich Murau

von Renate Brodschild

Bei meiner Tätigkeit als Korrespondentin der Historischen Landeskommission sind meine drei übrigen Arbeitsbereiche immer wieder von Vorteil: Die Leitung des Stadtmuseums Murau, das Quellenstudium für zwei Ortsgeschichten und meine Lehrtätigkeit an der Volkshochschule. Der folgende Bericht ist daher in diesem Zusammenhang zu sehen.

Nach der Sanierung des Museumsgebäudes, des ehemaligen Kapuzinerklosters, und der Neugestaltung der Außenanlage und des Innenhofes, worüber bereits ausführlich berichtet wurde, konnte auch die Um- und Neugestaltung der Schauräume weitergeführt werden. Der größte und schönste Raum, das ehemalige Refektorium, wurde gänzlich ausgeräumt und steht jetzt nach gründlicher Renovierung für Sonderausstellungen und diverse Veranstaltungen zur Verfügung. Die zuvor hier zur Schau gestellten landwirtschaftlichen Geräte konnten im ersten Obergeschoß untergebracht werden.

Der Bibliotheksraum, der seit 1998 für Sonderausstellungen genutzt worden ist, beherbergt eine wertvolle aus dem Schloss Goppelsbach stammende Sammlung militärischer und geschichtlicher Bücher, ist aber groß genug, um auch Exponate zur Verdeutlichung der geschichtlichen Entwicklung der Stadt und ihrer Umgebung aufzunehmen. Es finden sich hier nun die frühgeschichtlichen Funde, römische Münzen, Fibeln und Dolchreste, Gegenstände zur Stadtentwicklung, wie die beiden Stadtsiegel aus dem Mittelalter, die gotische Madonna von der sogenannten Armensünderssäule, die Marktfreie, Gebrauchsgegenstände für den Saumhandel und Ähnliches mehr. Auch an Hand von Schautafeln und Straßenkarten wird dem Besucher die Entstehung und Entwicklung der Stadt anschaulich gemacht. Die jüngste Bereicherung ist ein erst vor kurzem auf dem Leonhardiberg gefundenes Bronzebeil (s. dazu Bericht von W. Wieland), das dem Stadtmuseum überlassen wurde. Die umfangreiche Sammlung an Münzen und Geldscheinen wurde neu geordnet und ist jetzt ebenfalls in diesem Raum ausgestellt.

Durch großzügige Sachspenden und durch die Mithilfe eines Buchdruckers konnte ein Schauraum für das Buchdrucker- und Buchbindergewerbe geschaffen werden. Somit wird neben der Schlosserei und der Schusterwerkstätte ein weiterer Murauer Gewerbebetrieb im Stadtmuseum vor dem Vergessen bewahrt. Seit 1886 hat die Fa. Helfer annähernd 100 Jahre lang am Raffaltplatz als Familienbetrieb bestanden. Nun fanden die alte Druckerpresse, Lettern und Setzkästen sowie verschiedene Druckwerke aus diesem Betrieb im Stadtmuseum einen neuen Platz.

Dankbar sind wir der Witwe des letzten Buchbinders dieser Firma, Frau Irma Zoher, die einen Großteil des Handwerksgerätes ihres Mannes dem Museum übergeben hat. Prägestempel, ein Schriftkasten, Fileten und eine Kassette mit Prägebuchstaben machen diese Sammlung besonders wertvoll, ebenso wie die vollständige Reihe der von 1895 bis 1897 bei Helfer erschienenen Wochenzeitschrift „Obermurtaler Bote“.

Ein eigener Schaukasten über die Papiererzeugung mit einem von Dr. G. Schweizer gespendeten Handschöpfsieb ergänzt die Ausstellung.

An der weiteren Ausgestaltung der Räume wird gearbeitet.



*Zylinder-Buchdruckmaschine, 1908*

Neben Gegenständen werden auch immer wieder Schriftstücke und Dokumente dem Museum zur Verfügung gestellt. Nachdem schon vor Jahren die Gerichtsakten Karl Brunner an das Museum gelangt waren, konnten nun auch zwei handschriftliche Briefe, die Brunner aus dem Gefängnis an einen befreundeten Murauer Kaufmann geschrieben hat und die Kopie des unmittelbar nach der Urteilsverkündung an seine Frau geschriebenen Briefes (Original ist noch im Privatbesitz) übernommen werden.

Erwähnen möchte ich auch die von mir eingeführten jährlichen Zusammenkünfte der Museumsleiter des Bezirkes, die sich durch wertvollen Erfahrungsaustausch und persönliche Kontakte bewährt haben.

Neben der Arbeit für das Museum habe ich die Quellenforschungen für die Ortsgeschichten von Steirisch Laßnitz und St. Georgen ob Murau, hauptsächlich im Schwarzenberg'schen Archiv im Schloss Murau, fortgeführt.

Seit dem Jahr 2000 habe ich acht Kurse in Steiermärkischer Landeskunde gehalten, wobei ich ab 2003 jeweils fünf Nachmittage mit Rundfahrten zu Sehenswürdigkeiten im Bezirk gestaltet habe. Alle Kurse waren erfreulich gut besucht. Daher ist für das nächste Jahr geplant, diese Exkursionen fortzusetzen und auf angrenzende Bezirke auszuweiten.

# Die Sammlung und Edition mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Inschriften der Oststeiermark in den Jahren 2002 bis 2007

von Meinhard Brunner

Der Berichterstatter wurde am 15. November 2001 zum Korrespondenten der Historischen Landeskommision (HLK) für den Bereich Quellenedition ernannt. Wenig später verlor die HLK mit dem unerwarteten Tod von Univ.-Prof. Dr. Helfried Valentinitich nicht nur ein langjähriges Mitglied, sondern auch den Bearbeiter des Forschungsvorhabens „Sammlung der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Inschriften der Oststeiermark“ (CIS), welches der Verstorbene seit 1968 mit großer Ausdauer und Sachkenntnis verfolgt hatte. Nach der Übernahme der CIS-Materialien aus dem Nachlass Valentinitich wurde nun der Verfasser im April 2002 von der HLK mit der Fortführung der Arbeit am oststeirischen Inschriftenband beauftragt. Die Leitung des Projekts sollte weiterhin bei o. Univ.-Prof. Dr. Winfried Stelzer liegen.

In den ersten Wochen, oder besser Monaten dieser Tätigkeit galt es, die Sichtung und Ordnung der übernommenen Materialien (Aufnahmebögen, Typoskripte, Fotos, Dateien) fortzuführen. Als Teil der Materialsammlung wurden von der HLK auch tausende Inschriften-Fotos übernommen, welche Prof. Valentinitich in der gesamten Steiermark aufgenommen hat. Sie bilden eine wichtige Arbeitsgrundlage für die Edition, weil mit ihnen die vor Ort durchgeführte erste Transkription eines Textes sowie die Beschreibung des Inschriftenträgers später ohne weiteren Aufwand überprüft und allenfalls verbessert werden kann. Zwecks Sicherung des Fotobestandes, aber auch um das Handling zu vereinfachen, wurden die rund 600 Aufnahmen von oststeirischen Inschriften eingescannt.

Einen wesentlichen Faktor für einen zufrieden stellenden Verlauf der Inschriften-Sammlung und v. a. -Edition stellt die seit Beginn des Forschungsvorhabens in den späten 1960er Jahren beibehaltene Zusammenarbeit mit der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (ÖAW) dar. Die Kooperation mit der Arbeitsgruppe Inschriften wurde nach dem Ableben von Prof. Valentinitich weitergeführt und wohl noch deutlich intensiviert. So gilt es etwa, bei der Gestaltung jeder einzelnen Katalognummer stets auf die Einhaltung der ÖAW-Editionsgrundsätze Bedacht zu nehmen. Die Beachtung dieser Richtlinien ist zur Wahrung der Einheitlichkeit innerhalb der Reihe „Die Deutschen Inschriften“, in welcher auch die steirischen Inschriftenbände erscheinen werden, unabdingbar.

Da jeder einzelnen Katalognummer jeweils Literaturhinweise angeschlossen werden sollen, wurden – anknüpfend an die bereits von Prof. Valentinitich durchgesehenen Veröffentlichungen – weitere „einschlägige“ Publikationen im Hinblick auf bislang in der Inschriftensammlung fehlende Texte überprüft. Soweit überblickbar werden seither alle regional- und kunstgeschichtlich – für die Inschriftenarbeit möglicherweise – relevanten Neuerscheinungen kontrolliert. Eingehend durchgearbeitet wurden weiters „verdächtige“ Quellenbestände im Steiermärkischen Landesarchiv und im Diözesanarchiv Graz, hier besonders die Pfarrchroniken.

Durch diese Bearbeitungsschritte wuchs der Katalogteil von 568 zum Zeitpunkt der Übernahme (April 2002) innerhalb von eineinhalb Jahren auf rund 740 Texte an. Um eine raschere Drucklegung zu erreichen, entschied sich der HLK-Inschriftenausschuss im November 2003, vom ursprünglich geplanten

oststeirischen Gesamtband abzusehen und stattdessen zuerst eine Publikation mit den mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Inschriften der Bezirke Hartberg und Weiz herauszubringen. Für die Inschriften der Bezirke Fürstenfeld, Feldbach und Radkersburg wurde ein Folgeband ins Auge gefasst. Da aber selbst für den nunmehr verkleinerten Bearbeitungsraum die Zahl der neu aufgenommenen Inschriften stetig anwuchs, fiel im Juni 2005 die Entscheidung, von der bisher geltenden Zeitgrenze 1711 abzurücken und fortan – wie es auch bei den meisten anderen Bänden aus der Reihe „Die Deutschen Inschriften“ der Fall ist – nur die bis 1650 entstandenen Texte zu edieren.

In Zahlen ausgedrückt weist der Band Hartberg/Weiz derzeit (Stand: 7. Juni 2007) 253 Katalognummern aus. Die Verteilung der häufigsten Inschriftentypen gestaltet sich wie folgt: 60 Bauzahlen (ca. 24 %), 46 Grabinschriften (ca. 18 %), 43 Bauinschriften (ca. 17 %), 37 Glockeninschriften (ca. 15 %), 28 Bildbeischriften (ca. 11 %). Als ältester Inschriftenträger aus dem Bearbeitungsraum hat vorläufig ein mit 1160/70 datiertes Reliquiar zu gelten, welches heute im Museum für angewandte Kunst in Wien aufbewahrt wird, aber erst 1926 aus dem Stift Voralpe angekauft wurde. Die beiden ältesten noch in situ vorhandenen Inschriften(träger) dürften um 1300 entstanden sein. Es handelt sich um eine Glocke der Pfarrkirche Fischbach sowie einen Inschriftenrest auf einer 1933/35 freigelegten Wandmalerei im Chorquadrat der Weizer Taborkirche. Als wichtigste Inschriftenstandorte erwiesen sich: Schloss Herberstein (29 Inschriften), Stiftskirche und Stift Voralpe (17), Stadtpfarrkirche Hartberg (14), Pfarrkirche Weizberg (10), Taborkirche Weiz (9) und Pfarrkirche St. Ruprecht an der Raab (9).

### Übersicht zur Arbeit an den oststeirischen Inschriften (Stand: 7. Juni 2007)

	<b>Katalogteil (Alt-Bestand)</b>	<b>Zuwachs aus Nachlass Valentinitisch</b>	<b>Zuwachs aus Literatur, Quellen und Reisen</b>	<b>Zuwachs gesamt</b>	<b>Katalogteil (Ist-Stand)</b>
<b>BH Hartberg</b>	<b>78 / 73 (151)</b>	<b>5 / 16 (21)</b>	<b>64 / 83 (147)</b>	<b>69 / 99 (168)</b>	<b>147 / 172 (319)</b>
<b>BH Weiz</b>	<b>78 / 74 (152)</b>	<b>4 / 10 (14)</b>	<b>24 / 32 (56)</b>	<b>28 / 42 (70)</b>	<b>106 / 116 (222)</b>
<b>Summe</b>	<b>156 / 147 (303)</b>	<b>9 / 26 (35)</b>	<b>88 / 115 (203)</b>	<b>97 / 141 (238)</b>	<b>253 / 288 (541)</b>
<b>BH Feldbach</b>	<b>71 / 39 (110)</b>	<b>9 / 4 (13)</b>	<b>9 / 5 (14)</b>	<b>18 / 9 (27)</b>	<b>89 / 48 (137)</b>
<b>BH Fürstenfeld</b>	<b>27 / 16 (43)</b>	<b>2 / 1 (3)</b>	<b>3 / 7 (10)</b>	<b>5 / 8 (13)</b>	<b>32 / 24 (56)</b>
<b>BH Radkersburg</b>	<b>78 / 23 (101)</b>	<b>4 / 4 (8)</b>	<b>2 / 3 (5)</b>	<b>6 / 7 (13)</b>	<b>84 / 30 (114)</b>
<b>Summe</b>	<b>176 / 78 (254)</b>	<b>15 / 9 (24)</b>	<b>14 / 15 (29)</b>	<b>29 / 24 (53)</b>	<b>205 / 102 (307)</b>
<b>Gesamt</b>	<b>332 / 225 (557)</b>	<b>24 / 35 (59)</b>	<b>102 / 130</b>	<b>126 / 165</b>	<b>458 / 390 (848)</b>

[Fett = Inschriften bis 1650; Normal = Inschriften 1651 bis 1711; Zahlen in Klammern = Gesamtbestand bis 1711]



*Familienbild Ottos von Rattmannsdorf mit Bildbeischrift in der Schlosskapelle Thannhausen, 1582*

Im Mai 2004 erhielten alle HLK-KorrespondentInnen aus den Bezirken Hartberg und Weiz die Texte der bisher in ihrem regionalen Zuständigkeitsbereich aufgenommenen Inschriften und wurden gebeten, diese Unterlagen zu überprüfen. Dank der oft mit erheblichem Zeitaufwand erstellten Rückantworten konnten Angaben zu Inschriften-Standorten aktualisiert, Transkriptionen verbessert und bisher übersehene Inschriften festgemacht werden. Diese Sondierung bei den HLK-KorrespondentInnen diente auch als Vorbereitung für die geplanten Inschriftenreisen, welche aus zweierlei Gründen vor dem Beginn der eigentlichen Editionsarbeit absolviert werden mussten: Erstens wurde die Erfassung der steirischen Inschriften von Prof. Valentinitich im Wesentlichen bereits Mitte der 70er Jahre abgeschlossen. Die damals gültigen Angaben zu den einzelnen Inschriften (Standort, Erhaltungszustand etc.) bedurften, nach rund 30 Jahren, selbstredend einer neuerlichen Kontrolle. Zweitens mussten die seit 2002 neu aufgenommenen Inschriften erst vor Ort überprüft und dokumentiert werden. Der Berichterstatter unternahm daher ab September 2005 insgesamt 15 Inschriftenreisen – darunter ein fünftägiger Aufenthalt im Raum Hartberg und Vorau –, bei denen er tausende Inschriften-Fotos aufnahm und rund 2.200 km abspulte. Im Übrigen „tauchten“ während dieser Fahrten wiederholt Inschriften auf, die bis dahin nicht in der Inschriftensammlung enthalten waren.

Bis Juni 2007 wurden Inschriften in folgenden (alphabetisch gereihten) Ortsgemeinden untersucht: Anger (Pfarrk. hl. Andreas, Filialk. Vierzehn Nothelfer), Bad Waltersdorf (u. a. Pfarrk. hl. Margarethe), Birkfeld (Marktgemeindeamt), Blaindorf (Filialk. hll. Rochus und Sebastian), Ebersdorf (Pfarrk. hl. Andreas), Eichberg (u. a. Pfarrk. hl. Johannes d. T., Schloss Eichberg), Feistritz bei Anger (Ulrichsk.), Fischbach (u. a. Pfarrk. hl. Ägydius, Ägydiuskapelle), Fladnitz an der Teichalm (Pfarrk. hl. Nikolaus), Gleisdorf (u. a. Pfarrk. hl. Laurentius), Grafendorf bei Hartberg (Pfarrk. hl. Michael), Gutenberg an der Raabklamm (Schloss Gutenberg, Loretok.), Hartberg (u. a. Pfarrk. hl. Martin, Filialk. Maria Lebing, Schloss Paar), Hartberg Umgebung (Filialk. St. Anna am Masenberg), Hofkirchen bei Hartberg (Filialk.

hl. Stephan), Kaindorf (Pfarrhof), Koglhof (Pfarrk. Mariä Heimsuchung, Filialk. St. Georgen am Gasenbach), Limbach bei Neudau (Filialk. Unterlimbach), Ludersdorf-Wilfersdorf (Schloss Freiberg), Markt Hartmannsdorf (Pfarrk. hl. Radegundis), Mitterdorf an der Raab (Schloss Stadl), Mönichwald (Pfarrk. hll. Peter und Paul), Passail (Pfarrk. hl. Veit, Filialk. St. Anna am Lindenberg), Pischelsdorf (Landschaftsmuseum), Pöllau (u. a. Pfarrk. hl. Veit, Schloss Pöllau), Pöllauberg (u. a. Pfarrk. hl. Maria, Kapelle hl. Anna), Puch bei Weiz (Pfarrk. hl. Oswald), Rabenwald (Schloss Lehenshofen), Rohr bei Hartberg (Bildstock), Schäßfern (Pfarrkirche, hll. Peter und Paul, Dorfkapelle Götzendorf), Schlag bei Thalberg (Burg Thalberg), Sebersdorf (Schloss Obermayerhofen, Untermayerhofen), Sinabelkirchen (Filialk. Gnies), St. Jakob im Walde (Pfarrk.), St. Johann bei Herberstein (Pfarrk.), St. Johann in der Haide (Filialk. Schölbling), St. Margarethen an der Raab (Pfarrk., Pfarrhof), St. Ruprecht an der Raab (Pfarrk.), Strallegg (Pfarrk. hl. Johannes d. T.), Stubenberg (u. a. Pfarrk. hl. Nikolaus, Schloss Herberstein, Schloss Stubenberg), Thannhausen (Schloss Thannhausen), Voralpe (u. a. Stiftsk. hl. Thomas, Stift, Marktk. hl. Ägydius, Friedhofsk. hl. Kreuz), Waisenegg (Filialkirche St. Lorenzen am Autersbach), Waldbach (Pfarrk. hl. Georg), Weiz (u. a. Weizbergk., Tabork.), Wenigzell (Pfarrhof).

Weitergeführt wurde die Zusammenarbeit mit Prof. Mag. Dr. Wolfgang Pietsch, der die Übersetzungen lateinischer Inschriften beisteuert. Diese Aufgabe ist ein wichtiger Bestandteil der Edition, zumal allein in den Bezirken Hartberg und Weiz rund 130 Inschriften mit lateinischen Texten bzw. Textbestandteilen zu finden sind.

Neben den jährlichen Berichten im Rahmen der HLK-Korrespondententagungen konnte der Verfasser seine Forschungstätigkeit auch im Rahmen zweier ÖAW-Arbeitstreffen (Wien 2003, Hall in Tirol 2005) sowie eines epigraphischen Workshops an der Comenius Universität-Bratislava (2007) jeweils einem Fachpublikum vorstellen.

Mit der Drucklegung des ersten steirischen Inschriftenbandes ist im Laufe der 22. HLK-Geschäftsperiode (2007–2011) zu rechnen.

# Bericht über die Tätigkeit im Bereich Leibnitz 2003 bis 2007

von Gert Christian

Da 2002 die steirische Landesausstellung „Die Römer in der Steiermark“ abgesagt und bald darauf auf das Jahr 2004 verschoben wurde, sind die Aktivitäten, die bis dahin vom Archäologischen Verein, zusammen mit dem Referat Provinzialrömische Sammlung am Landesmuseum Joanneum und mit den Gemeinden begonnen worden waren, eingestellt worden. Einzig die Planung des vom Verein (Mag. G. Christian / Dr. E. Hudeczek) initiierten Baues eines Museums im Flavia-Solva-Gelände wurde vom Landesbauamt weiter betrieben.

- 2002 Lichtbildervortrag. Frühes Christentum in Südnorikum.  
Unterlagen für einen einzurichtenden sportlichen „Römerlauf“ rund um Leibnitz.  
Konzept für einen Archäologieführer für den steirischen Süden.  
Projekt Tempelgrabung Frauenberg: Von 2002 bis 2004 ermöglichte der Archäologische Verein Flavia Solva, dessen Präsident ich seit 1997 bin, drei wissenschaftliche Grabungen des Österreichischen Archäologischen Instituts (ÖAI) im Tempelareal am Frauenberg bei Leibnitz durch organisatorische Unterstützung und Zuwendung beträchtlicher finanzieller Mittel.
- 2003 Mitarbeit an dem Buch: „Leibnitz die Bezirksstadt im steirischen Süden“, Graz 2004 (acht längere Beiträge).  
Ausarbeitung einiger Module für die neu konzipierte Landesausstellung „Die Römer“.  
Mitarbeit an der Fixierung der Rahmenprogramme für die Landesausstellung 2004.  
Vorbereitungen für Radar-Messungen in Flavia Solva.  
Entwurf einer Route auf antiken Wegen von Rom nach Flavia Solva für die Staffettenläufer, die eine Botschaft des Bürgermeisters von Rom an LH Klasnic bringen sollen.  
Leitung von archäologischen Rundfahrten und Führungen, u. a. von Frau LH Klasnic in Flavia Solva.  
Einleitung der Umbauverhandlungen für das Tempelmuseum Frauenberg zur Landesausstellung 2004.  
Aufstellung von Tafeln mit historischen Texten am Leibnitzer Hauptplatz.  
Einleitung des „Terra-sigillata-Projektes“ für die Landesausstellung.
- 2004 12-teilige Begleitserie über die Römerzeit in Flavia Solva in der südsteirischen Monatszeitung „Leibnitz aktuell“.  
Planung und Bau eines großen Schichtmodells aus Holz (3 x 1,5 m) für Flavia Solva für das neue „Flavia Solva Museum“ in Wagna.  
Unterlagen, Erkundungsfahrten und Vermittlung eines „römischen“ Reisewagens und „römischer“ Begleitung für den ORF-Fernsehfilm „Die Römer in der Steiermark“.  
Vermittlung und Koordination von Gesprächen zwischen Lafarge-Perlmooser und dem BDA für Grabungen in der römischen Villa in Retznei.

- Unterstützung und Zurverfügungstellung von Unterlagen für das Projekt „Römerstraßen in der Steiermark“ der HTBLA Villach.
- 41 Führungen in der Landesausstellung „Die Römer“.
- Präsentation des Buches von Vereinskurator Mag. Dr. Ortwin Hesch, „Wanderwege in die Antike – Auf Spurensuche in und um Flavia Solva“ im neuen Ausstellungspavillon Flavia Solva des Landesmuseums Joanneum.
- Unterstützung des Wiener Univ.-Prov. Dr. Harl bei der Suche von „Römersteinen“ für sein Projekt „Digitales Mitteleuropaarchiv ...“.
- Einleitung von Besprechungen zur Klärung rechtlicher Verhältnisse beim Tempelmuseum Frauenberg zwischen Diözese, Gemeinde und Joanneum.
- Lichtbildervortrag über Flavia Solva für den Obersteirischen Kulturbund in Leoben.
- 2005 Publikation des Führers „Die Wallfahrtskirche Frauenberg bei Leibnitz“, St. Paul 2005 (68 Seiten, 37 Abb.).
- Artikel: Der Frauenberg bei Leibnitz. Ältester kontinuierlich genutzter Kultplatz der Steiermark“. In: XXVI. Bericht d. HLK. f. Stmk. Graz 2005.
- Nachruf HS Dir. Prof. E. Staudinger in: wie oben.
- Vermittlung von archäologischen Funden an die Provinzialrömische Sammlung des Joanneums.
- Als Obmann des Museumsverbandes Südsteiermark – Archäologie im Süden Aufnahme von Kontakten mit der (Archäologie-)Gemeinde Paldau.
- Erweiterung des Museumsverbandes um die Mitglieder: Burgmuseum Archo Nordico Deutschlandsberg und Römervilla Retznei. Errichtung eines Kooperationsvertrages mit dem Landesmuseum Joanneum Flavia Solva.
- Teilnahme am Expertentreffen von steirischen und slowenischen Vertretern archäologischer Museen und Tourismusfachleuten im Rahmen von EUREGIO in Ptuj (Pettau) und Wagna.
- 2006 Bau eines Schichtmodells aus Holz (1,7 x 0,7 m) vom Saazer Kogel in der Gemeinde Paldau für das ÖAI Wien, aufgestellt im Tabormuseum Feldbach.
- Archäologische Führungen im Raum Flavia Solva.
- Mitgestaltung des „Römerfestes“ am Saazer Kogel durch Gruppen des Museumsverbandes.
- Unterstützung einer Ausstellung von Freskenfragmenten aus der Römervilla Retznei im Museum Flavia Solva.
- Zusammen mit dem ÖAI Veranstalter des internationalen Kolloquiums „Blut und Wein – Keltisch römische Kultpraktiken“ am Frauenberg bei Leibnitz. Präsentation der ersten wissenschaftlichen Publikation über die Tempelgrabungen.
- 2007 Mitarbeit an dem Buch: K. Maritschnik und G. Christian, Eine Kirchen- und Kapellenreise durch den Bezirk Leibnitz. Gnas 2007.
- Unterstützung der archäologischen Grabungen in der „Römervilla Retznei“.
- Subventionen für die Erforschung eines römischen Gutshofes in Gralla bei Leibnitz (Surfey und elektronische Messungen des ÖAI).
- Zuschuss zu einem neuen Ausstellungsraum für archäologische Objekte in der Stadt Leibnitz.

# Bericht über die Tätigkeit im Bereich Trautenfels

von Volker Hänsel

## Neue Sicht auf Schloss Trautenfels

Eine schon länger geplante und zum Teil auch ansatzweise in den letzten Jahren durchgeführte Maßnahme, die Auslichtung des Schlossberges um Schloss Trautenfels, wurde um die Jahreswende 2006/07 in Angriff genommen. Damit kommt der gesamte Schlosskomplex wieder deutlich zur Geltung. Dies gilt vor allem für das Erscheinungsbild der mächtigen Basteien und des ostseitigen, ehemaligen Hauptzugangsbereiches, der in seiner historischen Situation in den letzten Jahren nicht mehr erkennbar war. Alte Darstellungen zeigen den Schlossberg immer baumlos, um die Schutz- und Wehrfunktion der ehemaligen Burg Neuhaus zu unterstreichen.

Die gesamte Aktion wurde im Einvernehmen mit der Gemeinde Pürgg-Trautenfels, dem Landesmuseum Joanneum und dem Verein Schloss Trautenfels durchgeführt, wobei die Zustimmung durch die Naturschutzbehörden, das Bundesdenkmalamt und die Bezirksforstinspektion gegeben wurde.



*Schloß Trautenfels, 2007*

## Bildungsprogramm

Die Haupttätigkeit fiel wieder in meinen beruflichen Wirkungskreis als Museumsleiter (bis 31. 12. 2005) im Landschaftsmuseum Schloss Trautenfels. Daneben konnte ich als Geschäftsführer des Vereines Schloss Trautenfels (bis Juni 2006) zahlreiche Veranstaltungen zur Erwachsenenbildung organisieren und betreuen und weitere Aktivitäten initiieren.

## Vorträge, Seminare, Kurse

Erfreulich war, dass die Landeskundekurse unter der Leitung von OStR Prof. Dr. Josef Hasitschka mit den Themen „Erzherzog Johann im Ennstal und Ausseerland“ (2003), „Wie haben wir nach 1945 gelebt?“ (2004), „Vom wahren Glauben“ (2005) und „Landstreicher, Bettler und anderes Gesindel“ (2006) jährlich stattfinden konnten.

Univ.-Prof. Dr. Günther Jontes hielt jeweils viertägige Seminare: „Von der Romanik zur Moderne. Kunstgeschichte der Steiermark“ (2003), „Geschichte der Steiermark“ (2004), „Einführung in die Volkskunde der Steiermark“ (2005) und 2006 gemeinsam mit OStR Dr. Josef Hasitschka ein zweitägiges Seminar über „Die vier Elemente – Mythos, Weltordnung und Nutzung“.

Eine weitere Möglichkeit für die Teilnehmer von landeskundlichen Veranstaltungen, die Wartinger-Medaille wie bei den Kursen von Dr. Hasitschka und Dr. Jontes zu erwerben, bestand bei dem mehrtägigen Seminar „Ortsgeschichtsforschung – Einführung in Möglichkeiten und Methoden“ mit Univ.-Prof. Dr. Walter Brunner (2004).

Weiters gab es eintägige Veranstaltungen: mit Univ.-Prof. Dr. Walter Brunner „Juden – Wiedertäufer – Protestanten: Glaubensverfolgungen in der Steiermark“ (2005) und „Hofnamen, Ortsnamen, Flurnamen – wo kommen sie her, was bedeuten sie?“ (2007) sowie mit Univ.-Prof. Dr. Günther Jontes über „Die Klöster der Steiermark“ (2007).

Zahlreiche Vorträge – zum Teil von Exkursionen begleitet – zum Bergbau, zur Archäologie, Geschichte, Kunstgeschichte, Volkskunde, Architektur, Geologie, Mineralogie, Botanik, Höhlenkunde sowie über Ausstellungen und Sammlungen (Reihe: „Treffpunkt Joanneum“) rundeten das Trautenfelser Angebot ab.

## Bildungsreisen

Unter der bewährten Leitung von Univ.-Prof. Dr. Günther Jontes fanden seit 2004 regelmäßig mehrtägige kulturhistorische Fahrten statt: „Stadt Leoben und die steirische Eisenwurz“ (2004), „Gebiet der oberösterreichischen Eisenwurz“ (2004), „Nürnberg und Eichstätt“ (2005), „Wiener Friedhöfe“ (2005) sowie gemeinsam mit dem Obersteirischen Kulturbund Leoben „Oberbayrische Städte, Klöster und Seen“ (2006), „Tiroler Unterland“ (2006) sowie „Mühlviertel und südliches Böhmen“ (2007).

## Stammtischgespräche „Verschwundener Alltag seit 1945“

Von Februar 2005 bis Juli 2007 fanden unter der Leitung von OStR Prof. Dr. Josef Hasitschka einmal im Monat Stammtische statt.

Die technische Revolution der vergangenen sechzig Jahre hat die Arbeitswelt und damit das Wirtschafts- und Sozialgefüge sehr verändert. Vieles gerät schnell in Vergessenheit. Diesem „verschwundenen Alltag“ spürte Josef Hasitschka nach. Eine möglichst flächendeckende Felduntersuchung im Bezirk Liezen über den Wandel in der Arbeits- und Alltagswelt von dreißig Berufen war das Ziel.

Die aufwendige wissenschaftliche Untersuchung (Recherchen vor Ort bei den Gewährsleuten, Foto- und Tondokumentationen, Strukturierung der einzelnen Berufe und Techniken, Hintergrundinformationen, Vergleichszahlen etc.) wurde – als „work in progress“ – in Form eines „Werkstattgespräches“

einem Forum von Interessierten dargeboten und gleichzeitig vervollständigt. Während der Präsentationen in Wort und Bild konnten die Zuhörer selbst Ergänzungen hinzufügen oder Querverbindungen feststellen und so das Bild eines Berufsstandes abrunden. Damit wurde die eher punktuelle Feldforschung auf eine breitere Basis gestellt. Die Zusammenkünfte wurden in Audiodokumenten archiviert und in Protokolle umgeschrieben; sie ergeben gemeinsam mit dem digital aufgenommenen Bild- und Tonmaterial eine ausführliche Dokumentation über den verschwindenden oder bereits verschwundenen Alltag.

Diese Stammtischgespräche lockten an jedem ersten Mittwoch im Monat (18 bis 21 Uhr) bis zu 90 interessierte Zuhörer in den Seminarraum des Schlosses Trautenfels. In angenehmer Atmosphäre war genügend Zeit zum „Fachsimpeln“, zum Kennenlernen neuer Gewährsleute, für Anregungen zu neuen Themen. Es waren also echte „Werkstattgespräche“ mit folgenden Berufsgruppen: Forstmeister, Bergmann, Kaufmann, Schuster, Bäuerin, Bahnmeister, Trachtenschneider, Volkssänger, Sennerin, Schmied, Lehrerin und Lehrer, „Sagler“, Schilehrer, Hebamme, Tischler, Bauernfunktionär, Tourismuspionier, „Wildbachler“, Landarzt, Bäcker, Zimmermann, Gerber, Busfahrer und Frächter, Wirtin, Berufsjäger, Feuerwehr und Rettung sowie Vom E-Werk zum Elektriker, Vom Holzknecht zum Forstfacharbeiter und Vom Bauernhof zum 4-Sterne-Hotel.

Das Projekt soll 2008 mit einer Publikation in Buchform abgeschlossen werden.

### Schriftleitung und Herausgeberschaft

Volker Hänsel (Hg.), *JagdGründe. Eine Spurensuche in obersteirischen Revieren* (= Schriftenreihe des Landschaftsmuseums im Schloss Trautenfels am Steiermärkischen Landesmuseum Joanneum, Band 7). Trautenfels 2005, 480 Seiten, mit 46 Beiträgen, über 500 großteils farbige Abbildungen.

Schriftleitung der *Kleinen Schriften des Landschaftsmuseums im Schloss Trautenfels*: Heft 29: Bodo Hell, Eva Kreissl, Franz Mandl, *Auf der Alm ...* Trautenfels 2004 (96 S.); Heft 30: Günther Jontes, *Die Grüne, die Eherne Mark. Eine kurze Fassung der langen Geschichte der Steiermark*. Trautenfels 2006 (128 S.).

Bis April 2007 Mitarbeit im Redaktionsteam der vierteljährlich erscheinenden Zeitschrift „Da schau her – Kultur in Österreichs Mitte“.

### Das Leader+-Projekt

Von 2004 bis 2006 führte der Verein Schloss Trautenfels ein dreiteiliges Leader+-Projekt unter der Leitung von Mag. Michael Greger mit folgenden Schwerpunkten durch:

Bräuche im Bezirk Liezen: Erhebung und möglichst vollständige Dokumentation der aktuellen Bräuche im Bezirk Liezen durch fast 80 ehrenamtliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter aus nahezu allen 51 Gemeinden des Bezirkes. Die Arbeit wurde im Sommer 2007 mit der Veröffentlichung aller Ergebnisse (ca. 700 Seiten Text und 1.800 Abbildungen) in Form einer CD Rom abgeschlossen. Eine Auswahl davon wird in dem Buch „Brauch und Jahr“ von Michael Greger im Herbst 2007 erscheinen.

Kulturführer-Ausbildungsmodul „Kultur. Steirisches Ennstal“: Aus den bisherigen Vortrags- und Exkursionsveranstaltungen wurde ein Lehrplan für den Ausbildungskurs mit folgenden Schwerpunkten entwickelt: Archäologie, Geschichte, Kunstgeschichte, Volkskunde und Naturraum. 2005 wurde ein Kurs für Mitarbeiter aus dem Tourismus erfolgreich abgehalten.

Bildungsnetzwerk Schloss Trautenfels – Bildungs- und Kulturkalender: Auf der Homepage des Vereins wurde ein Kulturkalender eingerichtet, der allen Kulturinteressierten die Möglichkeit bietet, sich über aktuelle Veranstaltungen in der Region zu informieren – [www.kulturkalender-bezirkkliezen.at](http://www.kulturkalender-bezirkkliezen.at). Durch Versendung eines ausgewählten Wochenprogramms per E-Mail an die Gemeinden und Fremdenverkehrsbetriebe der Region sowie an Vereinsmitglieder und andere Interessierte wollen wir erreichen, dass der Kalender in der Öffentlichkeit präsent ist.

### Sammlung „Steirisches Salz“

Salinenbaumeister Ing. Franz Stadler hat ab den 1970er-Jahren die Sammlung „Steirisches Salz“ mit einem umfangreichen Archiv aufgebaut, die in den Sammlungsbestand des Landschaftsmuseums im Schloss Trautenfels eingegliedert wurde, jedoch im Kammerhofmuseum Bad Aussee ausgestellt bzw. deponiert war.

Nach meinem Übertritt in den Ruhestand wurde ich 2006 vom Joanneum mit der Gesamtrevision der Sammlung *Steirisches Salz* und des *Archivs Stadler* betraut. Neben der Nachinventarisierung der rund 1.200 Objekte und Pläne ist auch die Neuordnung des Archivs im Umfang von ca. 100 Ordnern mit Archivalien, Manuskripten, Literatúrauszügen, Sonderdrucken, Plänen, Bildquellen u. a., der Bibliothek mit ca. 400 Büchern und Broschüren sowie des Bildarchivs vorgesehen.

# Almforschung im Gesäuse

von Josef Hasitschka

## Traditionelle Wirtschaftsgeschichte

Seit etwa 10 Jahren betreibe ich Almforschung im Gesäuse. Erste Zwischenergebnisse sind im Aufsatz „Almzins und Almverwaltung in der Herrschaft Admont vom 15. bis in das 18. Jahrhundert“ in der Zeitschrift des Historischen Vereines für Steiermark (XCI./XCII. Jg., 2000/2001) erschienen. Das reichhaltige Archivmaterial der Forst- und Weideakten im Stiftsarchiv Admont spiegelt die verschiedenen Verwaltungsaufgaben des Forstamtes Admont für nahezu sämtliche Almen und Weiden des Admonttales und Gesäuses, ja auch für jene der ehemaligen Herrschaft Gallenstein wider. Nahezu alle Belange der Almwirtschaft mit Schwierigkeiten wie Weidestreit, Grenzen, Überbestoßung, Umalpfung aus verschiedenen Gründen, Wechsel der Bewirtschaftung sind darin zu finden.

## Interdisziplinärer Ansatz der „Landschafts-Geschichte“

Es fasziniert mich, jede der beschriebenen Almen aufzusuchen und die Spuren von Hüttstätten, Grenzen, ehemaligen Weideflächen zu finden. Eine derartige Feldforschung öffnet den Blick für topographische und morphologische Unterschiede und Vegetationszonen, kurz für landschaftliche Bedingtheiten. Eine solche „Landscape-History“, wie sie im anglikanischen Raum bereits betrieben wird, kann zu etwas anderen Blickwinkeln und geänderten Forschungsansätzen führen. Ich verbinde dabei Wirtschafts- und Sozialgeschichte zunehmend mit naturwissenschaftlichen und ökologischen Fragestellungen im Nationalpark Gesäuse, Abteilung Forschung. Dort sind historische Grundlagen zu früherer Weidenutzung von heutigen Wald-, Alm- oder Ödlandflächen sehr erwünscht, kann doch in solchen ehemaligen Kulturflächen das Wechselspiel von anthropogenen Eingriffen und natürlicher Sukzession von den Naturwissenschaftlern untersucht werden.

Ich habe die Aufgaben der landscape-history auf folgende Fragestellung verkürzt: *Wo und wie hat der Mensch natürliche Ressourcen genutzt und damit Landschaft gestaltet? In welchen Bereichen haben die Umwelt-Bedingungen die menschliche Kultur geprägt?*

## Zurück zu den Quellen!

Für meine Almforschungen im Gesäuse bedeutet der obige Forschungsansatz eine enge Kooperation mit den laufenden Forschungsarbeiten im Nationalpark Gesäuse – für den Historiker eine spannende und bereichernde interdisziplinäre Forschungsmethode. Im Auftrag des Nationalparks Gesäuse habe ich seit dem Jahr 2002 jeweils eine begrenzte Anzahl von Almen nach allen nur möglichen historischen Aspekten untersucht. Das Aufsuchen von schriftlichen Quellen im Stiftsarchiv, in den Steiermärkischen Landesforsten und im Steiermärkischen Landesarchiv war ebenso wichtig wie das Studieren der Publikationen von Geramb über Haiding bis zu Stadlers Almforschungen in Trautenfels. Zu Vergleichszwecken wurden die Almforschungen von Mandl im oberen Ennstal sowie meine Untersuchungen über



*Melken auf der Jagerhoferalm, 1910*

Rohrmooser und Sölktaler Almen herangezogen. Mit Neid schiele ich dabei auf die archäologischen Ergebnisse von 4000 Jahren Almgeschichte auf dem Dachsteinplateau, welche meinen (schriftlichen) „Quellen-Horizont“ im 15. Jahrhundert um eineinhalb Jahrtausende übertreffen.

Mündliche Quellen sind für die Almgeschichte im 20. Jahrhundert hilfreich, aber nicht immer zuverlässig. So manche anekdotenhafte Erinnerung aus den Fünfzigerjahren verdanke ich einigen alten Almbauern. Sie beleuchten anschaulich den sozialen Aspekt der oft harten und mühevollen Almbewirtschaftung. Hervorzuheben ist ein Tonbandarchiv von regionalen Zeitzeugen, welches Dr. Haiding, der ehemalige Leiter des Museums Schloss Trautenfels, in den Sechzigerjahren angelegt hat.

Die oben erwähnte Zusammenarbeit mit Geologen, Gewässerkundlern, Biologen und Ökologen bietet zwar keine Quellen, aber doch Hinweise auf Besonderheiten. So kann der Grund für die Aufgabe der Eggeralm, der ehemals zweitgrößten Privatalm des Gesäuses, mithilfe eines Limnologen im allmählichen Versiegen der lebenswichtigen Brunnen auf der Hochfläche schlüssig erklärt werden.

Bildliche Quellen lassen sich für das 20. Jahrhundert in größerer Anzahl finden. Hier sind die Ansichtskartensammlung des Stiftsarchives Admont, aber auch meine eigene, eine Fundgrube für die ehemalige Lage von Hüttstätten, Weidegrenzen, Flurformen und Triebwege. Auch einige alte Spezial-Kartenwerke und Servituten-Mappen aus dem späten 19. Jahrhundert geben Auskunft über die Lage von längst verschwundenen Almen.

Spuren in der Natur schließlich sind in genügender Anzahl vorhanden. Hier trifft der neugierige Almgeher – meistens abseits von heutigen Wegen oder Almflächen – mitten im Wald oder im Ödland auf anthropogene Reste von Almbewirtschaftung. Die sorgfältige fotografische Aufnahme, manchmal sogar einfache Vermessung, sind für diese Feldforschung nötig. Da jährlich nur zwei, drei Almen untersucht werden, kann sich der Beobachter sorgfältig und intensiv auf das systematische Absuchen einer begrenzten Fläche konzentrieren. Manchmal sind anthropogene ehemalige Eingriffe nur durch „Kulturweiser“, z. B. stickstoffliebende Vegetation, oder durch unscharfe niedere Erhebungen im Waldboden zu erkennen – ein Eldorado für einen naturliebenden, entdeckerefreudigen Historiker.

## Untersuchungsgebiet

Das Untersuchungsgebiet ist zwar eng begrenzt, es umfasst im Wesentlichen die Grenzen des Nationalparks Gesäuse, also eine Fläche von etwa 11.000 Hektar. Doch dieses Gebiet ist morphologisch kleinräumig und damit außerordentlich vielfältig, zudem liegen die (ehemaligen) Weideflächen in Seehöhen zwischen 580 m (Gesäuse unterhalb von Gstatterboden) und 2.100 m (Gsuchmauer und Lugauerplan). Die historischen Almen waren also in allen Vegetationsstufen vom Auwald bis in das hochalpine Ödland anzutreffen. Der Großteil der Weiden lag unterhalb der Waldgrenze. Traditionelle „Hochalmen“ oberhalb der Waldgrenze sind im Gegensatz zu anderen Almregionen Österreichs kaum zu finden (lediglich zwei verlassene Hüttstätten – Wüstungen – lagen oberhalb von 1.800 m.) Bereits aus der ungewöhnlichen Höhenstaffelung lässt sich eine österreichweit seltsame Auftriebssituation ablesen: Einige Admonter Bauern trieben ihr Vieh nicht auf die Alm hinauf, sondern bergab hinunter nach Gstatterboden, wo in den Auwäldern ihre Weideflächen lagen – „Almauftrieb bergab“.

## Historische Besonderheiten

Die Ressource Weide war – im Gegensatz zu manchen Tauerntälern – im Admonttal sehr knapp bemessen. Die landschaftliche Besonderheit mit wenigen brauchbaren Wiesen im Admonttal führte zu einem Ausweichen in die „Johnsbacher Alpen“ oder sogar über die ehemaligen Herrschaftsgrenzen hinweg nach Norden über die Hallermauern ins Laussatal. Lange Triebwege waren in Kauf zu nehmen. Zur Zeit der intensivsten Bestoßung von Almen (16. bis Ende 18. Jahrhundert) wurde nahezu jede kleinste Weidefläche genutzt, selbst wenn sie hoch oben zwischen den Felsen lag. Solche oft steile Flächen im Ödland hießen „Planen“, die Almfahrer waren „Planfahrer“. Flurnamen wie Planspitze, Gleckplan, Böckl-, Schaf-, Kälberplan deuten heute noch darauf hin. Bergnamen wie Hochtor, Planspitze, Stadelfeld, Gsuchmauer sind von der Almbewirtschaftung abzuleiten.

Almwirtschaft erforderte viel Holz. Die Verbindung mit und die Konkurrenz zur Forstwirtschaft wird hier deutlich, insbesondere wenn sich solche „Alminsel“ allmählich auf Kosten der Hochwälder ausweiteten.

Die bisher in der Almforschung vernachlässigte „Heimweide“ (Weideflächen in der Nähe des Heimhofes) betrug etwa ein Viertel der Sommerweide aller Bauern. Dieser Art der Sömmerung soll eine eigene Untersuchung gewidmet sein, wurde doch ein Großteil solcher „Halten“ in Talnähe des Ennstales auf diese Art genutzt.

Vor 100 Jahren hat sich der Schweizer Dr. Paul Schuppli um Land- und Almwirtschaft in unserer Region sehr verdient gemacht: Er gründete die heute noch bestehende Landwirtschaftsschule Grabnerhof, damals als „Landesschule für Alpwirtschaft“ geführt. Zahlreiche Verbesserungen der Almwirtschaft schwebten ihm vor, einige davon haben heute noch Gültigkeit, einige wie die noch im Gesäuse anzutreffenden „Ruheterrassen“ oder die betonierten „Alp-Versuchsställe“ sind nur mehr historische Relikte eines ruhelosen und kämpferischen Pioniers für verbesserte Almwirtschaft im Ennstal.

Die Variationen im Almhüttenbau, im Besatz (Kuh-, Kalb-, Ochsen-, Galt-, Ross- oder Schafalm), Auftriebsdauer, in den Rechtsverhältnissen und in der Milchwirtschaft sind zahlreich, der Wechsel im Laufe der Jahrhunderte ergibt ein Spiegelbild der jeweiligen landwirtschaftlichen Bedürfnisse, angepasst an die landschaftlichen Besonderheiten. Es zeichnet sich ab, dass Almgeschichte wesentlich differen-



*Sulzkaralm, 1909*

Der Bogen der Almgeschichte ist bis in die Gegenwart zu ziehen. So sind auch die Chancen, einzelne Almen zu touristischen Attraktionen mit Jausenstationen oder auch Veranstaltungen auszubauen, mit in die Untersuchung einzubeziehen.

## Veröffentlichungen

Josef Hasitschka, Almzins und Almverwaltung in der Herrschaft Admont vom 15. bis in das 18. Jahrhundert. In: ZHVfStmk. 91/92 (2000/2001), 377-424.

Der Nationalpark hat meine Almuntersuchen in seine interdisziplinären Forschungen integriert und in seiner Homepage teilweise zum Herunterladen veröffentlicht. Unter <http://www.nationalpark.co.at/nationalpark/de/forschung-geschichte.php> sind zu finden:

Josef Hasitschka, Die Geschichte der Sulzkaralm. Unveröff. Studie i. A. d. Nationalpark Gesäuse GmbH., 2004 (24 Seiten). – Download (PDF 0.2 MB).

Josef Hasitschka, Die Geschichte der Almen Haselkar, Hüpflinger und Scheuchegg. Unveröff. Studie i. A. d. Nationalpark Gesäuse GmbH., 2005 (34 Seiten). – Download (PDF 3.9 MB).

Josef Hasitschka, Die Geschichte der Wolfbauernhochalm. Unveröff. Studie i. A. d. Nationalpark Gesäuse GmbH., 2005 (16 Seiten). – Download (PDF 1.8 MB).

Josef Hasitschka, Die Geschichte der Eggeralm. Unveröff. Studie i. A. d. Nationalpark Gesäuse GmbH., 2005 (18 Seiten). – Download (PDF 3.0 MB).

Josef Hasitschka, Die Geschichte der Ebnesangeralm. Unveröff. Studie i. A. d. Nationalpark Gesäuse GmbH., 2006 (11 Seiten). – Download (PDF 1.6 MB).

Josef Hasitschka, Die Geschichte der Gstatterboden-Almen Draxltal, Nieder- und Hochscheiben. Unveröff. Studie i. A. d. Nationalpark Gesäuse GmbH., 2006.

Josef Hasitschka, Die Geschichte der Goferalmen. Unveröff. Studie i. A. d. Nationalpark Gesäuse GmbH., 2006.

Josef Hasitschka, Die Geschichte der Kölblalm. Johnsbach, 2007 (4 Seiten). – Download (PDF 0.5 MB).

zierter und vielseitiger zu sehen ist als bisher angenommen.

Der starke Rückgang der Beweidung von Almflächen in der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts und die „Talfahrt der Sennereien“ (bis zum gänzlichen Versiegen der Milchwirtschaft in österreichischen Almregionen) haben auch vor dem Gesäuse nicht Halt gemacht. Der letzte Almhalter, der noch Butter und Schotten erzeugt hat, ist 2006 verstorben.

# Waldgeschichte im Gesäuse

von Josef Hasitschka

Der folgende Beitrag ist der Einleitung zu meinem Buch „Gesäusewälder“<sup>1</sup> entnommen.

## Forstgeschichte einmal anders gesehen: Nicht die Holznutzung, sondern der Wald im Mittelpunkt

Wie erging es den Wäldern im Gesäuse vom Mittelalter bis zur Gegenwart? Diese Fragestellung wird zwar weitgehend im Sinne der herkömmlichen Forstgeschichte abgehandelt, doch die Sichtweise soll sich nicht bloß auf den Nutzen der Forste beschränken, sie soll weiter gefasst sein, und das aus mehreren Gründen: Das im Gesäuse so divergierende Problem Weide gegen Wald stellt sich aus der Sicht der Forstgeschichte eindeutig dar: Almrodung, Vergrößerung der Weideflächen, Waldweide waren die ärgsten Schädlinge des Waldes. Doch in ökologischer (oder kulturhistorischer) Sichtweise sind die Almen für die Artenvielfalt von Fauna und Flora äußerst wertvoll, und heute können beweidete Wälder von Seite des Naturschutzes sinnvoll sein.

Ein „nicht aufgeräumter Wald“, wie er im Waldmanagement des Nationalparks Gesäuse mit seinen vermehrten Totholzanteilen Platz haben soll, ist für die wirtschaftliche Perspektive der Forstwirtschaft ein Mangel, für die Ökologen dagegen ein erstrebenswertes Ziel.

Zahlreiche Konflikte zwischen Wald und Benutzern in Vergangenheit und Gegenwart wurden und werden aus verschiedenen Blickwinkeln gesehen. Der forstwirtschaftliche Aspekt ist nur einer davon. Deshalb ist es auch heute noch schwer zu beurteilen oder zu werten, was nun tatsächlich dem Wald genutzt oder geschadet hat. Hingegen ist es möglich aufzuzeigen, unter welchen Umständen Wald durch verschiedene Nutzungsarten verändert wurde. Diese Fragestellung nähert sich der „landscape-history“ eher an als der reinen Forstgeschichte.

## Das Gliederungsproblem

Forstliche Monographien kämpfen mit dem Problem der Strukturierung des komplexen Themas Wald. So hat Franz Hafner seine Monographie „Steiermarks Wald in Geschichte und Gegenwart“<sup>2</sup> zur Hälfte chronologisch, zur Hälfte jedoch themenorientiert aufgebaut. Die dadurch notwendigen dauernden Verweise und Zeitsprünge sind für den Lesefluss störend. Deshalb habe ich mich zur chronologischen Methode entschlossen und nehme in Kauf, dass Nutzungsgeschichte, Forstfrevel, Waldbeschreibung und Forsttaxation mitunter nebeneinander stehen. Doch diese synchrone Darstellung ermöglicht auch, die komplexe Vernetzung der verschiedenen Interessen in einer waagrechten Zeitebene anschaulich darzustellen.

---

1 Josef Hasitschka, Gesäusewälder. Eine Forstgeschichte nach Quellen von den Anfängen bis 1900. Admont 2005.

2 Franz Hafner, Steiermarks Wald in Geschichte und Gegenwart. Eine forstliche Monographie. Wien 1979.

Die zeitliche Abgrenzung bis 1900 ist aus folgenden Gründen gesetzt: Zum ersten hört die hauptsächlichliche Nutzungsart der Wälder im Gesäuse, die Umwandlung zu Holzkohle für die Montanindustrie, etwa um 1900 auf, die Ära der Nutzholzwirtschaft beginnt. Zum anderen sind im Gesäuse die letzten 100 Jahre Forstgeschichte von den Steiermärkischen Landesforsten geschrieben worden, eine Erfolgsgeschichte, deren Würdigung eine eigene Monographie rechtfertigt. Immerhin sind die letzten zwei Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts als Schlusspunkt der vorliegenden Arbeit ausführlich beschrieben. Dort wurden – zuerst von den Forstpionieren der „Alpine Montan-AG Eisenerz“ (Innerberger Hauptgewerkschaft), dann eigenständig von den Steiermärkischen Landesforsten, die Voraussetzungen für jene neuen Nutzungs-, Bringungs- und Kultivierungsarten erarbeitet, die bis zum 2. Weltkrieg Gültigkeit hatten.

## Örtliche Abgrenzung

In Monographien über größere Einheiten hat sich gezeigt, dass die Grundfrage: Was hat den Wald im Laufe der Geschichte am stärksten beeinflusst? nur allgemein beantwortet wird, da die regionalen Eigenheiten in einer umfassenden Sichtweise zu sehr vernachlässigt werden. So ist für die Steiermark die zu starke Laubstreunutzung als extrem waldschädigend dargestellt worden, die in unserer Region jedoch nur eine geringe Rolle spielte. Umgekehrt wird die Zurückdrängung des Waldes durch „Einfänge“ der Untertanen nur am Rande erwähnt, was im Gesäuse aber häufig war. Auch die starke Auslichtung durch unsachgemäße Plenterung in Siedlungsnähe oder durch Bauernkohlung ist in der überregionalen Literatur bisher kaum erwähnt. Der Grassbezug von Untertanen, aber auch von Hieflauer



*Die Archive bergen eine Fülle von noch nie verwendetem Material (hier Stiftsbibliothek mit Dr. Johann Tomaschek)*

Köhlern, ebenfalls in einschlägigen Publikationen kaum beschrieben, war für die Nadelwälder im Gesäuse sehr schädlich, man suchte um Abstellung dieser Waldnutzung (so ersetzte man die Grassabdeckung bei Meilern durch Löschkohl).

Die enge Begrenzung des Untersuchungsgebietes auf etwa 12.000 Hektar, mit den Grenzen des Nationalparks Gesäuse zum großen Teil identisch, ist aus mehreren Gründen vorteilhaft: Das Waldgebiet bildet eine räumliche Einheit, auf drei Seiten durch Gebirgskämme vom Siedlungsgebiet und von anderen Forstrevieren abgeschlossen. Die südliche Begrenzung – identisch mit den Nationalparkgrenzen – reicht bis in das Siedlungsgebiet von Johnsbach hinab und wird zusätzlich

durch Einforstungen in der Almzone „angenagt“. Hier werden die verschiedenen Nutzungsinteressen von Grundeigentümer, Grundnutzer und privatem Bauer besonders deutlich. Im ehemals kaum besiedelten Durchbruchstal der Enns prallten dagegen die gegensätzlichen Ansprüche des Stiftes Admont und des Landesfürsten aufeinander. Schlägerungen durch die Innerberger Hauptgewerkschaft, Holztrift auf der Enns bis zum Hieflauer Rechen, gewerkschaftliche Holzarbeit sind im Kessel um Gstatterboden sehr deutlich herauszuarbeiten.



*Köhlerei Hartelsgraben, um 1900*

In historischen Querverweisen wird hin und wieder mit der allgemeinen Waldgeschichte der Steiermark verglichen. Als „Brennpunkt“ – angesichts des Hieflauer Rechens mit den glühenden Kohlenmeilern im wahrsten Sinne des Wortes zu verstehen – eignet sich die enge Fokussierung auf wenige Hektar am besten. Ist doch durch die ausgezeichnete Quellenlage eine sehr detaillierte Untersuchung bis zur Reviergröße möglich. Erst dadurch ist der exakte Zustand der Wälder im Gesäuse im Laufe der Jahrhunderte nachvollziehbar.

Nicht zuletzt kann durch die enge Begrenzung ein Ausblick auf die Sonderstellung der Wälder im Nationalpark eingegangen werden.

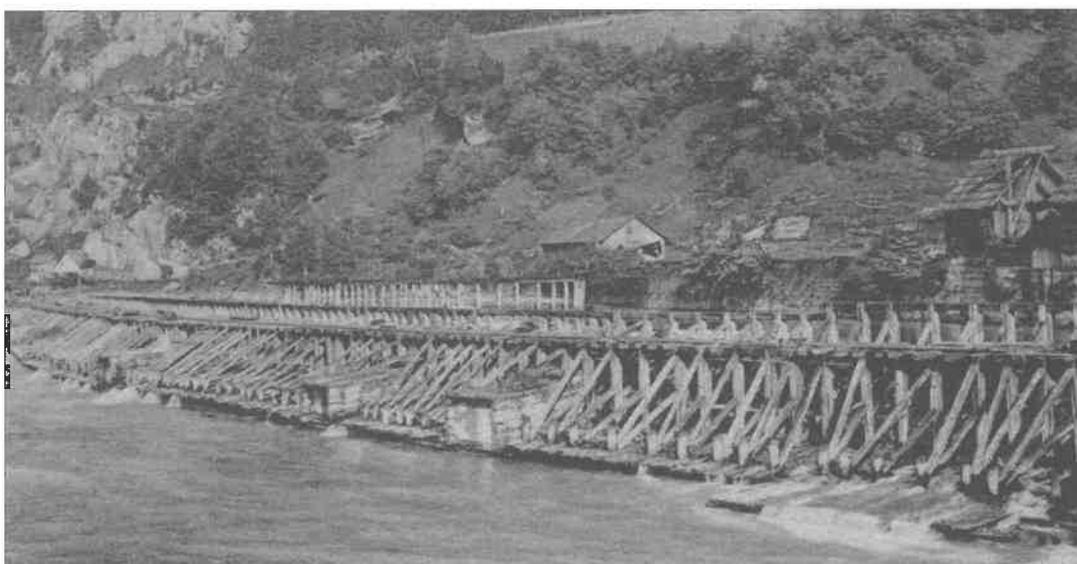
### Archivsuche bringt neue Ergebnisse

Der ausgezeichneten Forstgeschichte der Steiermark von Franz Hafner nachzueifern ist ein kühnes Unterfangen. Dennoch sind mir ergänzende und sogar neue Ergebnisse zur Forstgeschichte gelungen. Grund dafür ist die Konzentration auf ein enges Untersuchungsgebiet, dessen schriftliche Quellen in erstaunlicher Dichte in den Archiven liegen. Mein Prinzip: möglichst zurück „ad fontes“ – zu den ursprünglichen (handschriftlichen) Quellen, und erst dann zu Vergleichszwecken zur Sekundärliteratur – erfordert eine sehr aufwändige Quellensuche. An dieser Stelle sei den Hütern dieser Schätze (Dr. Johann Tomaschek für das Stiftsarchiv Admont, DI Dr. Jürgen Thum und DI Andreas Holzinger für das Archiv der Steiermärkischen Landesforste und den Damen und Herren im Steiermärkischen Landesarchiv für das Teilarchiv VA Eisenerz) herzlich für ihre Mühe gedankt. Selbst wenn das Graben in den Archivalien oft unergiebig ist und verdrießen kann, finden sich manchmal aufschlussreiche Schriftstücke, welche plötzlich einen neuen Aspekt auf die Forstgeschichte bieten.

## Was bietet die Arbeit Neues?

In Stichworten: neue Ergebnisse zur angeblichen Senkung der Waldgrenze, engere Ursachenverknüpfung zwischen Alm- und Forstwirtschaft, Ausweitung der Interessenten an der Ressource Holz, Ursachen der Waldschädigung im Detail, Besonderheiten beim Schlagbrennen, die enorme Rolle der Bauern als Holzkohlenerzeuger, bisher unveröffentlichte Waldbeschreibungen im Detail, den schriftlichen Nachweis auf den „Urwald“ Zinödl, den Aufbau einer Forstorganisation Ende des 19. Jahrhunderts, die Veröffentlichung der ersten Forstkarten mit wertvollen Details.

Damit könnte diese Forstgeschichte, wenn auch regional auf den Raum zwischen Admont und Eisenerz beschränkt, doch für die nationale Forstgeschichte von Interesse werden, indem die vorliegenden neuen Fakten mit denen anderer Waldregionen verglichen werden. Denn Forstgeschichte ist weitaus vielfältiger und unterschiedlicher als bisher angenommen.



*Hieflauer Rechen, um 1900*

## Weiterführung der Studie

Die positiven Reaktionen von Seiten einiger Institutionen wie Nationalpark Gesäuse, Hochschule für Bodenkultur, Lebensministerium mit dem Spezialgebiet „Waldkultur“ und den historischen Fachkollegen zeigen, dass Wirtschaftsgeschichte mit Einbeziehung von „Landscape-History“ und Sozialgeschichte ein buntes Bild vom „Brennpunkt“ Wald ergeben kann. Der Raum Gesäuse darf durchaus als Modellfall für ähnliche Konfliktfelder zwischen Grundbesitzer, Nutzer und Montanindustrie in der Monarchie gesehen werden. Zwei Sequenzen im Universumfilm „Gesäuse – Wildes Wasser, blanker Fels“ setzen (in einer geglückten Zusammenarbeit zwischen den Naturfilmern Dr. Michael und Dr. Rita Schlamberger und mir) die historische Entwicklung der Gesäusewälder in optische Handlung um.

Mit meinen Forschungen zur Almgeschichte im Gesäuse ist das Thema Wald eng verbunden. Eine Monographie über die „Arbeiter von Hieflau“ (500 Jahre Trift und Lendkohlung) ist im Entstehen. Das Thema der „Gesäusewälder“ wird dort unter geänderten Blickwinkel weiter behandelt.

# Bericht aus dem Tätigkeitsbereich Hartberg

von Fritz Huber

Als Sprachrohr einer geschichtlich interessierten Hartberger Öffentlichkeit und des hiesigen Historischen Vereins Hartberg darf der Berichterstatter auf die wichtigsten Ereignisse und Entwicklungen in seinem Beobachtungsbereich verweisen, die zu einem nicht unerheblichen Teil im komplexen Tätigkeits- und Registrierungsfeld dieser örtlichen Vereinsgesellschaft verlaufen, weil sich diese unter vielem anderen auch als Anlauf- und Koordinationsstelle und als Träger von Initiativen und größeren Vorhaben versteht.

Berichte erschöpfenden Charakters über längst schon institutionalisierte Vortragsrunden, variantenreiche Stadtbegehungen und Führungen, über Betreuung, Erweiterung und Aktualisierung des Stadtmuseums, darunter die mittlerweile traditionellen Tage der offenen Tür, über die mit angemessener Regelmäßigkeit jährlich stattfindenden Exkursionen und die laufende Aufarbeitung der kommunalen Zeitgeschichte finden sich in der jährlich erscheinenden Zeitschrift des Historischen Vereins Hartberg, im „Steinpeißer“. Die wesentlichen Teile des „Steinpeißer“, der in den letzten Jahren von Dr. Herta Farnberger und Dr. Norbert Allmer betreut und redigiert wird, sind selbstverständlich einer Vielfalt von Beiträgen vorbehalten, deren Autoren eine prominente Liste füllen (z. B. N. Allmer, H. Farnberger, J. Huber, F. Hutz (†), A. Kernbauer, L. Freidinger, M. Jeitler). Die orts- und regionalgeschichtlichen Beiträge zeichnet eine interessante interdisziplinäre Streuung aus, nicht selten werden neue Forschungsergebnisse präsentiert. Die Beiträge des im Juni erschienenen Steinpeißer 14 (2007) widmen sich dem heurigen Pfarrjubiläum (erste Nennung eines Hartberger Pfarrers vor 850 Jahren).

## Problemfeld Stadtmuseum Hartberg und „Museum neu“

Seit Jahren bewegt die Frage einer neuen Konzipierung und Erweiterung des Stadtmuseums unter dem früheren Obmann RR Sepp Strauß und seinem Nachfolger Dr. Reinhold Glehr (seit November 2004) den Kreis einer interessierten Öffentlichkeit. Zwar konnten drei Keller- bzw. Erdgeschossräume für das 1997 eröffnete Lapidarium adaptiert werden – so konnten für die von der südlichen Außenmauer der Pfarrkirche losgelösten Römersteine, des Weiteren der Bacchusstein und das mit neun Köpfen skulpturierte romanische Kapitell angemessene Positionen erhalten –, doch scheiterten alle Erweiterungs- und Erneuerungspläne zunächst an bautechnischen Problemen (Intervention des BDAs: Hinweis auf die wertvolle Holzdachkonstruktion aus der 2. H. des 16. Jhdts.) und dem – bis vor kurzem – uneinsichtigen Beharren einer Mittelschülerverbindung auf Mietansprüchen.

Nach anfänglicher Irritation beauftragte im Einvernehmen mit dem Historischen Verein die Stadtgemeinde das BDA mit der Erstellung einer „Bauhistorischen Untersuchung“, die Mag. Elisabeth Wahl in aufwändiger, gründlicher, akribischer und gediegener Ausfertigung vornahm. Das damit vorliegende denkmalpflegerische Konzept für Sanierung, Neugestaltung und Adaptierung der gesamten Liegenschaft, weil auch die dem Zwinger zugehenden Gärten und der Reckturm (im Obergeschoss) in das Gesamtvorhaben einbezogen werden sollen, ist nun Grundlage für die Realisierung des Projekts „Museum Hartberg neu“. Außerdem wird im Hof des Gebäudekomplexes ein Glas-Stahl-Bau errichtet,

der sich in das bestehende Ambiente gegliedert einfügen und der – bei videokontrollierter Aufsicht – vor allem Wechselausstellungen beherbergen soll. In einem Architekturwettbewerb im Rahmen des „Hartberger Kunst- und Kulturpreises 06“ fand die unter Vorsitz eines bekannten Grazer Architekten tagende Jury unter 27 Einreichungen jenes Modell, das am ehesten den gestellten Vorstellungen und Anforderungen entspricht.

Für die Gestaltung der „ständigen Ausstellung“ im Steinpeißhaus fand eine kleine Delegation (mit Vertretern des Vereins und der Stadtgemeinde [Bgm. Karl Pack und Vizebgm. LA Wolfgang Böhmer als Kulturreferent]) Anregungen und Orientierungshilfe auf einer Exkursion zu den Museen in Bildein und Pinkafeld. Staatspreisträger Andreas Lehner, der neben vielen Ausstellungen vor allem das Zeitgeschichte-Museum in Bildein gestaltet hat, konnte für die Konzipierung und Neugestaltung des „Museums neu“ gewonnen werden. Ihm zur Seite stehen als fachorientierte Verantwortliche für die einzelnen Themen- und Ausstellungsbereiche neben dem Berichterstatter SR Hans Hofer, Dr. Markus Jeitler, Dr. Peter Spitzer, Dr. Leopold Toifl (Zeughaus Graz) u. a.

Das Hartberger „Museum neu“ wird aus heutiger Sicht mit seiner ständigen und einer interessanten Wechselausstellung Anfang Mai 2008 eröffnet.

## Ausstellungen, Projekte, Grabungen

Gemeinsam mit dem Kulturreferat der Stadtgemeinde veranstaltete der Historische Verein im Schloss Hartberg in der Zeit vom 8. bis 19. 10. 2003 die Ausstellung „Dr. Friedrich Schöpfer – sein graphisches Werk“ nach einer Idee und Initiative der Schriftleiterin des „Steinpeißer“, Dr. Herta Farnberger, die auch Auswahl und Gestaltung übernahm. Friedrich Schöpfer (1825-1903) war 40 Jahre lang Advokat in Hartberg, engagierte sich wirkungsvoll kommunalpolitisch als Gemeinderat und hinterließ graphische Arbeiten mit einer zeit- und gesellschaftskritischen Akzentuierung.

Großen Anklang fanden zwei Monate zuvor (19.-13. August) unter der Benennung „Rund um den Kalk“ die Projektstage des Joanneums, die eine an Anschauungs- und Bildungswerten reichhaltige und ergiebige Veranstaltung waren. Aufbau und Inbetriebnahme eines Kalkofens, der über die Veranstaltungstage beheizt blieb, konnten eindrucksvoll den Werdegang vom Rohstoff zum Werkstoff und „durch Kalkbrennen zum Wertstoff“ veranschaulichen.

Von nachhaltigem Erlebnis- und Erfahrungswert waren die von Hon.-Prof. Dr. Diether Kramer, Dr. Ingomar Fritz, dem Hartberger Dr. Markus Jeitler u. a. Wissenschaftlern des Joanneums interdisziplinär gestalteten archäologisch-naturkundlichen Wanderungen vom Ringkogel zur Aktionsstätte beim Kalkofen im Heimatgebiet des Schildbacher Muschelkalks.

Der Zeitpunkt für die Projektstage war insofern folgerichtig, als im Sommer die Grabungen am Ringkogel fortgesetzt wurden. Das im Frühjahr 2004 kolportierte Vorhaben der Errichtung einer Tiefgarage im Bereiche Michaeligasse/Pfarrwirtschaftshof machten Grabungen im früheren Wirtschaftsareal des Pfarrhofs erforderlich; die Ortung seinerzeitiger Funktionsbaulichkeiten der Wirtschaftsgebäude wie Schweinestall und Saukuchel machte die Tätigkeit amüsant.

Nach ebenso zeitlich erforderlichen Grabungen im Breiche der Ringwarte (2006) setzte Dr. Kramer diese am Ringkogel im Sommer 2007 fort.

Die von Univ.-Prof. Helfried Valentinitzsch (†) Anfang der siebziger Jahre begonnene Bestandsaufnahme der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Inschriften wird bekanntlich von Mag. Meinhard

Brunner fortgesetzt. Der Berichtersteller hatte (zwischen 2004 und 2006) diese für seinen Beobachtungsbereich zu überprüfen und auch allfällige Veränderungen (Erhaltungszustand) wahrzunehmen.

## Exkursionen

Eine Exkursion nach Graz sah am 5. 10. 2003 in der vom Berichtersteller vorgenommenen Auswahl vor allem den Besuch solcher Stätten und Stationen vor, welche das Prädikat einer Kulturhauptstadt Europas rechtfertigten: von Aula und Archiv der Universität über Forum Stadtpark, Burg, Sakralbauten, Jesuitenuniversität, Landhaus und Bauensembles bis zu den inszenierten Attraktionen dieses Jahres.

Am 19. 11. 2003 folgten viele Interessenten der Einladung zum Besuch des von DI Dr. Johann Huber eingerichteten Museums in Grafendorf, dessen überlegtes Konzept das Museum „zu einem Ort der Erfahrung, der Erkenntnis und der Mitarbeit“ gestaltet hat.

Eine vom Berichtersteller geplante, von SR Johann Hofer durchgeführte Exkursion führte eine größere Interessentengruppe am 16. 5. 04 in den ehemaligen Marburger Kreis (Maribor, Ptuj, Ptujška Gora).

Mit dieser Veranstaltung begann eine kleine Serie von Bildungsfahrten in den benachbarten slowenischen Staatsraum, deren Ziele ein Bewusstwerden regionaler Zusammenhänge, der Gemeinsamkeiten mit Nachbarregionen und deren Identitäten waren: ein Vorhaben im Sinne des steirischen Kulturpolitikers Univ.-Prof. Dr. Hanns Koren, dessen Gedenkgeburtstag sich 2006 zum hundertsten Mal jährte. Hanns Koren war es ein Anliegen, unentwegt auf die Gemeinsamkeiten und Eigenständigkeiten der romanischen, slawischen und deutschen Traditionen im alten innerösterreichischen Kulturraum hinzuweisen. So kam aus der einstigen innerösterreichischen Residenzstadt Graz mit Koren die *trigon-Idee*, die in das Avantgarde-Festival des „steirischen Herbstes“ übergegangen ist, der ja jüngere steirische Kulturgeschichte geschrieben hat, was vielleicht nicht immer von Traditions- und Geschichtseliebhabern goutiert wird.

So zu sehen sind vor allem die weiteren kulturhistorischen Exkursionen in den einstigen Cillier Kreis (u. a. mit Šempeter/St. Peter a. d. Sann, Celje/Cilli, Vojnik/Hohenegg, Žiče/Seitz) am 13. 10. 2004, ins Prekmurje (5. 6. 2005), hier nicht nur nach Martjanci oder Bogojina, auch zu den früher überwiegend deutschsprachigen Grenzdörfern, während eine zweitägige Exkursion (24./25. 9. 2005) über den Loibl nach Bled/Veldes, Krajin, Škofja Loka/Bischoflak nach Laibach führte: Ljubljana zwischen den begeisterten Bildern Johann Weikard Valvasors, den Jugendstilbauten und insbesondere der Handschrift des Jože Plečnik.

Nicht ohne Erwähnung bleiben sollten jene fünftägigen Exkursionen des Berichterstellers, die seit 1993 von einem von Mag. Gerlinde Lechner initiierten Kulturkreis in Zusammenschau mit dem Historischen Verein Hartberg in der jeweils vorösterlichen Zeit veranstaltet wurden; die letzten fünf seien genannt: 2003: „An den Peripherien des Erzbistums Salzburg“; 2004: „Der Terra ferma Lieblingskind“ (v. a. die Provinzen Treviso und Vicenza); 2005: „Auf den Spuren der Langobarden“ (v. a. Cividale, Raum Pavia – Lomello – Mailand – Monza); 2006: „Der Brenner als Grenze und verbindende Klammer“ (von Hall und Innsbruck bis Salurn unter Einbeziehung der Kaiserstraße über den Ritten); 2007: „Über die Klausen“ (vom Lienzer Tor bis zur Veroneser Klause, u. a. mit Trient und Verona).

## Vorträge, Forumdiskussionen, Gesprächsrunden

Nach fortgesetzten Grabungen präsentierte DI Dr. Johann Huber ausführlich und anschaulich die Ergebnisse im Falle der *Villa rustica II* in Grafendorf (3. 4. 2003).

Zwei Monate später informierte im Philipp-Wilhelm-Hörnigk-Saal am Kirchplatz Dr. Ernst Lasnik über Projekt, Fragestellungen, Zielsetzungen und Inhalte der Landesausstellung „Mythos Pferd“.

Im Anschluss an die Jahreshauptversammlung des örtlichen Historischen Vereins (20. 4. 2004) sprach in einem sehr anspruchsvollen Vortrag Univ.-Prof. Mag. Dr. Alois Kernbauer zum Thema „Hartberg in der Zeit des Übergangs zum frühabsolutistischen Fürstenstaat“, wobei er nicht nur die Disziplinierung der Bürger und die Einschränkung ihrer Freiheiten aufzeigte, sondern auch das Konzept des gemäßigten Absolutismus der Habsburger vor dem Hintergrund der Staatsrechtstheorie veranschaulichte.

Dem prominenten Referenten folgte im Anschluss an eine weitere Jahreshauptversammlung, die den Obmannwechsel im hiesigen Verein vorsah, am 23. 11. 2004 der Ordinarius für Südosteuropäische Geschichte an der KFU Graz, o.Univ.-Prof. Dr. Karl Kaser, der zum Thema „Die Türkei zwischen Asien und Europa“ sprach.

Abgesehen vom Vortrag „Aus der Welt der Kelten – Asterix und Obelix am Hartberger Ring“ von Hon.-Prof. Dr. Diether Kramer am 10. 11., galten alle anderen Vorträge und Gesprächsrunden dem Gedenken und vor allem der Thematisierung der Ereignisse, die sich im Jahre 2005 zum 60., 50. und zehnten Mal jährten: Veranstaltungen mit großer Resonanz, die vor allem auf eine Initiative des vormaligen Bürgermeisters HR Mag. Manfred Schlögl zurückgingen.

So sprach er selbst mit Außenminister a. D. Alois Mock über „10 Jahre Österreich und die EU“ (21. 4.), während sich der Berichterstatter am 30. 6. mit Staatssekretär a. D. Dr. Ludwig Steiner über das Werden des österreichischen Staatsvertrags unterhielt.

Ein besonderes Anliegen der an der jüngeren Geschichte interessierten Hartberger war es, die örtliche Szenerie – „Hartberg 1945 bis zum Ende der sogenannten ‚Russenzeit‘ [2. 8. 45]“ – in den größeren Zusammenhang dieses „Österreich-Jahres“ einzubinden. In der Veranstaltung vom 19. 5. gelang SR Johann Hofer, der seit Jahrzehnten so gut wie alles verfügbare Material, in erster Linie Auskünfte von Zeitzeugen gesammelt hat und demnächst in Buchform veröffentlichen wird, die Präsentation der heimischen Perspektive. Das im Anschluss daran sich ergebende Gespräch mit fast zwanzig Zeitzeugen rundete diesen Abend ab.

Mit der thematischen Auseinandersetzung „Das ‚Österreich-Jahr‘ 1945 als politische Inszenierung“ schloss der Berichterstatter diese Vortrags- und Gesprächsrunde ab.

Aus gegebenen Anlässen („850 Jahre Pfarre Hartberg“) präsentierte in einem fundierten Vortrag der Archäologe und Historiker Dr. Markus Jeitler die wesentlichen geschichtlichen Erscheinungsbilder der Pfarre, deren erster Amtsträger vor 850 Jahren genannt wurde.

# Tätigkeitsbericht Bereich Grafendorf 2002 bis 2006

von Johann Huber

## Vom *Wolffhof* zum *Stierhof*

Durch Jahrhunderte hat Kirchberg am Walde die wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung der nördlichen Oststeiermark mitbestimmt. Als Verwaltungszentrum – für den riesigen Besitz der Grafen von Formbach südlich des Wechsels – um 1130 gegründet, wurde die Burg später der Mittelpunkt einer Grundherrschaft, zu der zahlreiche Bauern in der näheren und weiteren Umgebung zinspflichtig waren. Das Land Steiermark erwarb 1923 den gesamten Besitz und errichtete eine Ausbildungsstätte für die bäuerliche Bevölkerung. Die Lehrtätigkeit begann bereits im Herbst 1924 mit verschiedenen Kursen, der Schulbetrieb am 17. Jänner 1925. Im „Anschlussjahr“ 1938 wurde die „Landwirtschaftsgesellschaft“ (1819 von Erzherzog Johann gegründet) aufgelöst und der Besitz der „Filiale Hartberg“, ein *Stieraufzuchtshof* am Masenberg, der Landwirtschaftsschule Kirchberg am Walde angegliedert. Der Verfasser hat das 75-Jahr-Jubiläum zum Anlass genommen, die Entwicklung des Hofes in einem eigenen Beitrag aufzuzeigen.

## Hofarchive

Im Bereich von Grafendorf gibt es nur wenige Bauernhöfe, die eine umfangreiche Dokumentensammlung aus den vergangenen Jahrhunderten besitzen. Der Verfasser konnte im Jahr 2002 zwei Sammlungen ordnen, inventarisieren und dem Steiermärkischen Landesarchiv zur Anfertigung von Kopien übermitteln.

Die „Sammlung Schlögl“ enthält 62 Schriftstücke. Zeitlich umfasst dieses Archiv den Zeitraum von 1801 bis zum Zweiten Weltkrieg. Die „Sammlung Neubauer“ ist noch umfangreicher und enthält 82 Dokumente, die den Zeitraum von 1753 bis zur Zwischenkriegszeit erfassen.

Die „Sammlung vulgo Sagbauer“ aus der Nachbargemeinde Stambach wurde 2004 bearbeitet und an das Landesarchiv weitergeleitet (Kopie). Kaufbriefe, Dokumente zur „Grundentlastung“, Grundbuch- und Gerichtsprotokolle, Heimatscheine, persönliche Briefe (z. B. 1862 aus Mailand) und anderes mehr, geben einen Einblick in die Geschichte der Höfe, aber auch in ganz persönliche Schicksale.

## Das „*Kirchsteig(er) – Kreuz*“ in Kleinlungitz

Ein altes Wegkreuz im Ortsteil Kleinlungitz wurde 2002 umfassend restauriert und nach einer Segnung wieder seiner Bestimmung als Weg- und Andachtskreuz zugeführt. Der Verfasser konnte nachweisen, dass die Benennung des Kreuzes im ursächlichen Zusammenhang mit dem Ankauf des nahe gelegenen Hofes steht.

## Musikkapelle

Bisher wurde aufgrund der mündlichen Überlieferung angenommen, dass im Jahre 1865 eine Musikkapelle in Grafendorf gegründet wurde. Mit einem Dokument aus der oben genannten „Sammlung Neubauer“ konnte der Verfasser den Nachweis erbringen, dass bereits im Jahr 1855 in Grafendorf eine „Musikbando“ existierte. In einem „Rundschreiben“ bittet der damalige Schullehrer Johann Hackl die Gemeinden der Pfarre Grafendorf um *einen milden Beitrag* zu einem *neu angeschafften Harmonie-Bahs – einem so genannten Bombardon*. Somit konnte die Musikkapelle im Juni 2005 ihr 150-jähriges Bestehen feiern.

## Projekt „Erlebnis 1800“ der Steirischen Landjugend.

Im Rahmen der Aktionstage „Erlebnis 1800“ (Herbst 2002) erhielt die *Gruppe Grafendorf* der Steirischen Landjugend eine Aufgabenstellung aus dem Museumsbereich. Folgende Aufgaben waren innerhalb eines bestimmten Zeitrahmens auszuführen:

1. Zwei alte „Fahrisse“ (1 Vorfeld- und 1 Schwebenwagen) reinigen, konservieren und im Museum aufbauen.
2. Die „Anspannungen“ reinigen, konservieren und an Modellen (Kuh, Pferd) aufbauen.
3. Den Eingangsbereich des Museums als „altes Hoftor“ gestalten.

Unter der Anleitung des Verfassers wurden alle Aufgaben von den zehn Teilnehmern zeitgerecht bewältigt.

## Benennung von Verkehrsflächen

Im Jahr 2002 beschloss der Gemeinderat der Marktgemeinde Grafendorf die Einführung von Straßennamen. Der Verfasser wurde vom Bürgermeister eingeladen, Vorschläge für die zukünftige Benennung von öffentlichen Verkehrsflächen in den Katastralgemeinden Grafendorf und Seibersdorf auszuarbeiten.

Viele alte Flur- und Riednamen aber auch historisch und geografisch begründete Namen konnten in den Vorschlag aufgenommen werden. Damit haben die Straßennamen nicht nur die Funktion einer Orientierungshilfe, sie sind auch Teil der öffentlichen Erinnerung und spiegeln so ein Stück der Ortsgeschichte wider.

Das vorgeschlagene Konzept wurde der Bevölkerung vorgestellt und – nach einer entsprechenden Einspruchsfrist – durch einen Beschluss des Gemeinderates mit 1. Jänner 2003 auch rechtskräftig.

Darüber hinaus hat der Verfasser ein „Lexikon der Straßennamen“ erstellt, in dem die Herkunft und die Bedeutung der Namen erklärt wird.

## Museum der Marktgemeinde Grafendorf

Nach einer beinahe 10-jährigen „Odyssee“ wurde 2002 der neue Standort für das Museum im Bereich der Pflichtschulen gefunden. Als „Museum zur bäuerlichen Kultur“ umfasst es zeitlich gesehen örtliche Funde aus der Ur- und Frühgeschichte, aus der Römerzeit und bäuerliches Gerät aus den vergangenen Jahrhunderten. Die Ausstellung GRAFENDORF GENESIS zeigt das Werden der Region

unter dem Masenberg an Hand von Objekten, aber auch mit Hilfe von Schautafeln und ganz persönlichen Aussagen von Zeitzeugen. Frau Mag. Edler (Volkskunde und Museumspädagogik) erarbeitete in Absprache mit dem Verfasser einen Vorschlag zur Gestaltung der Ausstellung im bäuerlichen Bereich. Für die Ur- und Frühgeschichte hatte der Verfasser das Konzept verfasst. Im Rahmen eines landwirtschaftlichen EU-Projektes der Marktgemeinde, erhielt das Museum eine Förderung.

Die Realisierung wurde durch bauliche Mängel aber auch durch Umbauarbeiten in der Hauptschule mehrfach verzögert und unterbrochen. Die Einrichtung und Gestaltung der Ausstellung konnte vom Verfasser erst in den letzten Monaten vor der Eröffnung am 21. September 2003 durchgeführt werden.

## Krippenbau in Grafendorf

Waltraude Lechner, eine in Tirol und Salzburg ausgebildete Krippenbaumeisterin, leitete 1994 erstmals einen Krippenbaukurs in Grafendorf. Dass daraus eine Tradition entstehen würde, die nicht nur in Grafendorf, sondern darüber hinaus in vielen Orten der Oststeiermark gepflegt wird, konnte damals wohl niemand ahnen. Der Verfasser nahm das 10-jährige Jubiläum „Krippenbau in Grafendorf“ zum Anlass, die in diesem Zeitraum ganz individuell gestalteten Krippen im Grafendorfer Krippenbuch zu dokumentieren.

## Von der Zisser- zur Hubertus-Kapelle

Auf einer Anhöhe zwischen den Ortschaften Grafendorf und Wagendorf steht am Waldrand ein kleines Gotteshaus, das zwar die Aufschrift St. Hubertus trägt, im Volksmund jedoch als „Zisser-Kapelle“ bezeichnet wird. Was sich zur Gründung und den Renovierungen sagen lässt, hat der Verfasser in einem eigenen Beitrag ausführlich dargestellt.

## Neue Funde im alten Speicher

Im Jahre 2004 wurde der Verfasser verständigt, dass im alten Speicher des Schlosses Kirchberg alte Tongefäße und ein eigenartig geformter Glaskörper gefunden wurden. Die Ergebnisse, aufgrund der Begutachtung der Fundstücke durch Experten der Universität und des Landesmuseums Joanneum, wurden in einem eigenen Beitrag zusammengefasst.

## Archäologie VILLA RUSTICA II – 2004

Auf Antrag des Verfassers wurde bereits im Jahre 2003 ein Beschluss des Gemeinderates über die Weiterführung der archäologischen Untersuchungen im Bereich der *villa rustica II* gefasst. Das Projekt – us Mitteln des AMS (Arbeitsmarktservice), der Wirtschaftsabteilung des Landes Steiermark und der Marktgemeinde Grafendorf finanziert – wurde über die Einrichtung „Archäologieland Steiermark (ALS)“ abgewickelt. Unter der wissenschaftlichen Leitung von Univ.-Prof. Dr. E. Pochmarski (Universität Graz) untersuchte ein Team den südöstlichen Teilbereich der *villa rustica*, der bereits in den vorangegangenen Jahren geophysikalisch untersucht wurde.

## Archäologie VILLA RUSTICA II – 2005

Überraschenderweise ergab sich im Frühjahr 2005 die Möglichkeit – wiederum über die Einrichtung „Archäologieland Steiermark“ – eine Grabung im Bereich der *villa rustica II* durchzuführen. Unter der wissenschaftlichen Leitung von Univ.-Prof. Dr. E. Pochmarski (Universität Graz) konzentrierten sich die Arbeiten auf den Nord-Ost-Teil der Villa. In diesem Bereich wurden bereits 2001 Gebäudereste lokalisiert, deren Funktion und Datierung durch die Ausgrabung abzuklären war.

### Ein altes Geschäftshaus – neu belebt

Seit der Eröffnung des „Cafe la Mocca“, am 15. August 2005, wird das renovierte Haus Nr. 44 am Grafendorfer Hauptplatz wieder seiner ursprünglichen Funktion gerecht, ein Geschäftshaus zu sein. Die Geschichte des Handelshauses begann vor mehr als 200 Jahren. Was sich zur Gründung und den Renovierungen sagen lässt, hat der Verfasser in einem eigenen Beitrag dargestellt.

### Der Seibersdorfer Dorfbrunnen

Mit der Errichtung eines Dorfbrunnens auf dem alten Anger der ehemaligen Seibersdorfer Bauernkommune wurde eine alte Tradition wieder belebt. Die Entstehungsgeschichte von der ersten Erwähnung eines „Heilbründls“ bis zum Dorfbrunnen wird in einem Beitrag untersucht.

### Kreuzweihe in Reibersdorf

Bis zum heutigen Tage werden aus einer tiefen religiösen Überzeugung Kreuze zum Hof oder an einen Weg gestellt. Aus dieser Motivation heraus wurde auch vor mehr als zweihundert Jahren ein Nischenpfeiler aus Natursteinen am Ortseingang von Reibersdorf und am Kreuzungspunkt zweier Wege errichtet. Es ist wohl einem Zufall zu verdanken, dass im Archiv der Pfarre Grafendorf ein Dokument aus dem Jahre 1799 über die Errichtung des „Reibersdorfer Kreuzes“ bis heute aufbewahrt wird. Der Verfasser konnte den historischen Hintergründen für die ursprüngliche Errichtung nachgehen.

### Der Totentanz in der Kreuzkapelle von Grafendorf

Die Restaurierung der ehemaligen Friedhofskapelle im Jahr 2002 hat den Verfasser veranlasst, die Geschichte des Bauwerkes und die künstlerische Gestaltung des Innenraumes näher zu betrachten. In der kleinen Kapelle schuf Johann Cyriak Hackhofer (1675-1731), 1724 auf engstem Raum eine eindrucksvolle Totentanzdarstellung. Die Fresken „Das Kind und der Tod“ und „Der Wucherer und der Tod“ sind die einzigen frühen Totentanzdarstellungen in der Steiermark. Bei der Ausstattung der Friedhofskapelle in Grafendorf hat Hackhofer die zentralen Elemente nach dem Vorbild der Wiener „Toten-Capelle“ von Abraham a Sancta Clara gestaltet. Der Künstler hat jedoch nicht schlichtweg abgekupfert, sondern den Grafendorfer Totentanz in Kenntnis und Auseinandersetzung mit der Tradition entwickelt. Ein ausführlicher Beitrag wurde 2006 in den Blättern für Heimatkunde veröffentlicht.

# Bericht über die Tätigkeit im Bereich Hohentauern

von Alois Leitner

## Die Bergbaustube am Tauern – Ein Montanmuseum der besonderen Art

Nahezu 150 Jahre hindurch prägten neben der Land- und Forstwirtschaft die drei Bergbaue Magnesit, Graphit und Chlorit das Geschehen des Ortes Hohentauern, am Paßübergang zwischen dem Palten- und dem Murtal.

1991 wurde der Magnesitbergbau Hohentauern aus wirtschaftlichen Überlegungen heraus überraschend stillgelegt. Sechs Jahre später wurde er geschlossen. Ähnlich erging es dem Graphitbergbau. Auch er wurde 1994 geschlossen. Lediglich im Chloritbergbau findet noch eine geringe Abbautätigkeit statt.

Die Einrichtungen der beiden Bergbaue, bestehend aus Werkstätten, Bürogebäuden, Wohnhäusern sowie einem Knappensaal, einer Kantine und Garagen wurden mit Ausnahme der Knappenwohnhäuser des Magnesitbergbaues geschliffen. An ihrer Stelle wurde ansatzweise eine Eventkultur installiert, die nichts mit dem Bergbau zu tun hat.

Um die Geschichte der Bergleute zu wahren, bemühten sich neben dem Berichtersteller – er beschäftigte sich 2003 in seiner Dissertation ausführlich mit der Arbeits- und Lebensweise der Bergleute des Magnesitbergbaues – auch der ehemalige Betriebsleiter DI Karlheinz Krisch als auch ehemalige Knappen.

Man ging daran, einen *Raum der Erinnerung* zu schaffen. Immerhin waren in Spitzenzeiten im Magnesitbergbau bis zu 300 Arbeiter beschäftigt.

Unter fachkundiger Anleitung einer Architektin und einer Architekturstudentin versuchte man, den Bergbau als einen *Raum* (Arbeits- und Lebensraum) innerhalb der anderen *Lebensräume* (Land- und Forstwirtschaft, Tourismus) der Gemeinde darzustellen. Aus diesem Grund ist das Bergbaumuseum auch im Gemeindehaus Hohentauern integriert. Präsentiert werden kostbare Objekte wie Steine (unter ihnen viele örtliche Mineralien), Volkskundliches (Kleidung, Fahnen, u. a. m.), als auch Geschichte und Abbaumethoden der Bergbaue. Das Museum wird auch als Archiv- und Arbeitsraum der ARGE-Sunk Mitglieder genutzt, von welchen es auch betreut wird.

## Bildband „St. Johann am Tauern in alten Ansichten“

Anhand von 200 S&W-Aufnahmen (aus einem Fundus von 700 Aufnahmen, bestehend aus Fotografien, Glasdiapositiven und Postkarten) wird das Leben der Bewohner von St. Johann/Tauern aus der Zeit vom ausgehenden 19. Jahrhunderts bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges dargestellt.

Neben landschaftlichen und baulichen Raritäten vermittelt der Bildband (herausgegeben vom Berichtersteller im Eigenverlag 2006) dem Betrachter wie die Menschen arbeiteten, wie sie wohnten, wie sie ihre Bräuche lebten, wie sie zur Schule gingen u. v. m.



### Zeitungsprojekt „Der Tauern“

Eng verbunden mit seiner Heimatgemeinde, begann der Berichterstatter zunächst als Autoditakt und später als promovierter Volkskundler seinen Lebensraum – handle es sich dabei um Arbeit, Wohnen, Schule oder Tourismus, Vergangenheit oder Gegenwart – zu beschreiben. Bald konnten zusätzlich namhafte Autoren, die sich ebenfalls mit der Region beschäftigten, gewonnen werden. Erschienen die Aufsätze zunächst als Beilage zum Pfarrblatt (welches ebenfalls vom Berichterstatter verfaßt und im Eigendruck hergestellt wurde) unter dem Titel „Unsere Heimatgemeinde – unser Zuhause“, so kam es nach der Trennung von Pfarrblatt und Geschichtsbeilage zu einer Umbenennung der Geschichtsblätter zu „Der Tauern“. Finanziert werden die Geschichtsblätter von Alois Leitner, freiwilligen Spenden und Sponsoren. Im Jahr 2006 erhielt Dr. Alois Leitner dafür den Volkskundepreis des Landes Steiermark.

# Bericht über die Tätigkeit im Bereich Köflach-Voitsberg

von Ernst Lasnik

Einen großen Arbeitsaufwand bedeutete die Vorbereitung und Durchführung der Steirischen Landesausstellung „MYTHOS PFERD“ in Piber. Ich wurde von der Landesregierung nicht nur zum Wissenschaftlichen Leiter bestellt, sondern ich bemühte mich auch um ein attraktives Rahmenprogramm „rundherum“. Dank des attraktiven Themas und Ausstellungsortes sowie einer guten Teamarbeit wurde es eine sehr erfolgreiche Landesausstellung (273.075 Besucher) mit wirtschaftlicher und kultureller Nachhaltigkeit!

Neben dieser sehr zeitaufwändigen Tätigkeit konnten aber doch auch noch andere Projekte in Angriff genommen oder weitergeführt werden.

Weitergeführt wurden die Renovierungsarbeiten auf der Burgruine Hauenstein (hier wird seit 1981 mit freiwilligen Helfern eine Musterrestaurierung durchgeführt), die Tätigkeiten als Obmann des Burgvereines Krems (seit 1990 sehr umfangreiche Sicherungs- und Renovierungsarbeiten) und als Kurator des „Gustinus Ambrosi-Museums“ in Stallhofen, als wissenschaftlicher Berater des „Dorf museums St. Martin a. W.“ sowie als (ehrenamtlicher) Vorsitzender der Katholischen Bildungswerke der Steiermark und als Geschäftsführender Vorstand der „Kulturgemeinschaft Oberland“.

## Tätigkeiten im Bereich der Archäologie bzw. Denkmalpflege

In Zusammenarbeit mit Univ.-Doz. Dr. B. Hebert vom BDA Graz wurden die wissenschaftlichen Grabungen auf der Burgruine Hauenstein weitergeführt, eine Sicherungsgrabung auf der Burgruine Krems sowie je zwei Probegrabungen auf der Burgruine Alt-Leonrod und im Vorfeld der Burgruine Obervoitsberg vorgenommen, ein historischer Kalkofen (19. Jh.) in Krenhof bei Köflach sowie ein um 1670 errichteter Bildstock auf dem Heiligen Berg bei Bärnbach renoviert. (Wertvolle Hilfe bei den Renovierungen leistete hier die Berg- und Naturwacht-Ortseinsatzgruppe Voitsberg.)

Weiters wurden verschiedene Baustellen im Bezirk Voitsberg beobachtet. Diese Tätigkeit brachte z. B. bei der Anlage eines neuen Parkplatzes bei der Burgruine Obervoitsberg den Fund eines spätgotischen Armbrust-Trittbügels, von Keramik des Spät-MA sowie einer barocken Tabakpfeife; bei einer Nachsuche (mit Metallsuchgerät) im Bereich eines neuangelegten Weges um die Burgruine Obervoitsberg den Fund mehrerer Armbrustbolzen und Kanonenkugeln; beim Bau eines neuen Einkaufszentrums in der „Grazer Vorstadt“ von Voitsberg den Fund eines großen Porträtgrabsteines aus der Römerzeit; bei der Sanierung der Voitsberger Bahnhofstraße die Entdeckung der alten Abwasserentsorgung des Hauptplatzbereiches; im Bereich der Burgruine Krems die (Wieder-)Entdeckung mehrerer römerzeitlicher Spolien; beim Bau eines Funkmastes auf dem Heiligen Berg die Beobachtung der Fundschichte sowie die Aufsammlung von Keramik aus der Urnenfelderzeit; die Entdeckung von Wandmalereien beim „Sandwirt“ in Köflach sowie beim Bauernhaus „Lindner“ in Bärnbach-Mitterdorf (dieses Gebäude wurde mittlerweile abgebrochen).

Geholfen wurde vom Berichtersteller im Jahr 2005 auch bei einer Ausgrabung des Landesmuseums Joanneum, Provinzialrömische Abteilung in der Gössnitz. Diese brachte interessantes Material der Spätantike zu Tage.

Weitergeführt wurde auch die Beobachtung verschiedener archäologischer Fundstellen (z. B. Heiliger Berg bei Bärbach, Franziskanerkogel bei Maria Lankowitz, Burgruinen Ligist, Alt- und Neu-Leonrod, Klingenstein, Wartenstein bei Krottendorf, Höhlen im Zigöllerkogelbereich) sowie die Beratungstätigkeit für verschiedene Renovierungsprojekte (auch für den Revi-Fonds des Landes Steiermark).

## Kurse in Steiermärkischer Landeskunde, Exkursionen und Vorträge

Im Zeitraum 2000 bis 2007 konnten in Zusammenarbeit mit der Volkshochschule auch wieder mehrere „Kurse in Steiermärkischer Landeskunde“ abgehalten werden. Erfreulicherweise stellten sich viele Teilnehmer erfolgreich der Preisprüfung zum Erwerb der „Wartinger-Medaille“.

Für die „Fortgeschrittenen“ wurde ein umfangreiches Exkursionsprogramm (auch nach Kärnten und Slowenien) angeboten. Landeskundliche Exkursionen wurden auch für die URANIA-Graz, den LI-ONS-Club und den KIWANIS-Club Voitsberg-Köflach sowie verschiedene Schulen des Bezirkes Voitsberg durchgeführt.

Weiters wurden im In- und Ausland (z. B. in Südtirol und in Bochum) eine Reihe von Fachvorträgen (z. B. „Versteckte Kostbarkeiten der Weststeiermark“, „Großausstellungen: Eine Chance für eine Region?!“, „Das Projekt „Bergbauerlebniswelt“ in Voitsberg, „Auf den Spuren Erzherzog Johanns in der nördlichen Weststeiermark“) gehalten.

## Publikationen

2000 wurden für die Gemeinde Kohlschwarz verschiedene Texte betreffend den „Montanhistorischen Wanderweg – Schleifsteinbruch Sunfixl-Höhle“ erstellt. Diese fanden Verwendung für einen Werbeprospekt, für einen Führer durch die Anlage sowie in mehreren Fachpublikationen.

2001 erschien im Verlag Styria, Graz das Buch „Altes Leben Im Bezirk Voitsberg“ (Eine Dokumentation des „täglichen Lebens“ mit sehr vielen historischen Fotografien aus mehreren Privatsammlungen) und

2002 das Buch „Auf historischen Wegen – Verborgenes und neu entdecktes im Bezirk Voitsberg“. (Hier wurden im Laufe der letzten zehn Jahre entstandene „kleinere Arbeiten“ zur Geschichte, Kunstgeschichte und Volkskunde des Bezirkes Voitsberg zusammengefasst und gut illustriert.)

2003 wurde für den Katalog zur Landesausstellung „Mythos Pferd“ eine ausführliche Einbegleitung in das Thema und die Ausstellung verfasst.

2004 erschienen im Huemer Media-Verlag das Buch sowie die TV-Dokumentation „Glück auf! Glück ab! – Die Ära des braunen Goldes.“ Dieses Buch erschien (in erweiterter und aktualisierter Form) als Ersatz für die 1997 im Verlag Styria erschienene und bereits vergriffene Publikation „Das Braune Gold – Die Geschichte der weststeirischen Kohlenreviere“.

2005: Im März erschien die in Zusammenarbeit mit dem Landesmuseum Joanneum und Univ.-Prof. Dr. Viktor Herbert Pöttler, von Dr. Peter Strnad und mir im Verlag für Sammler, Graz herausgegebene

Künstlermonographie „Emmy Hiesleitner-Singer, Bilder aus vergangener Zeit – Gehöfte, Orte, Landschaften“, im Juni wurde der in der Steirischen Verlagsgesellschaft erschienene großformatige, mit fast 700 (!) Bildern überaus reich illustrierte Band „Glas – funkelnd wie Kristall. Zur Geschichte des steirischen Glases“ sowie im August die „Ortschronik Piberegg“ (168 Seiten) der Öffentlichkeit präsentiert.

2006: Im Juni erschien ein 32 Seiten starker Kunst- und Kulturführer der Stadt Voitsberg und seiner näheren Umgebung, im September die Ortschronik „Graden. Eine Zeitreise durch die Gemeinde“ (384 Seiten) und im November das Buch „Das obere Kainachtal. Aus der Geschichte der Gemeinden Kainach, Gallmannsegg und Kohlschwarz (648 Seiten, mehr als 1.000 Fotos).

2007: Im März erschien im Verlag für Sammler, Graz eine erweiterte Neuauflage des von mir herausgegebenen Sagenbuches „Von Teufelsspuk, Trud und Wilder Jagd“, am 4. Juni wurde die Ortschronik „Bärnbach. Vom Dorf zur Stadt“ (556 Seiten, mehr als 1.500 Illustrationen) präsentiert und für den Spätherbst 2007 ist die Fertigstellung der Ortschronik von St. Martin a. W. vorgesehen.

Weiters wird die Herausgabe von Ortschroniken für Edelschrott, Maria Lankowitz, Söding und Voitsberg vorbereitet sowie an einem weiteren Band „Der Bezirk Voitsberg in alten Ansichten“ und auch an einem neuen Kunst- und Kulturführer dieser Region gearbeitet. Diese Bücher sollen bis Ende 2010 erscheinen.

## Abgeschlossene Projekte

Im Jahr 2001 konnte Dank intensiver Hilfe durch Bürgermeister August Raudner und mit Unterstützung durch das Land Steiermark in der Gemeinde Kohlschwarz der „Montanhistorische Wanderweg – Schleifsteinbruch Sunfixl-Höhle“ eingerichtet und eröffnet werden. Er wurde in das Rahmenprogramm zur Landesausstellung 2003 „Mythos Pferd“ aufgenommen und konnte in diesem Jahr mehr als 6.500 Besucher aus dem In- und Ausland verzeichnen.

## Projekte in Vorbereitung

Intensiv gearbeitet wurde im Berichtszeitraum 2000 bis 2007 an den Projekten:

„Bergbauerlebniswelt in Zangtal bei Voitsberg“ (Dazu wurden erste Konzepte vorgelegt, viele Gespräche geführt, Maschinen und Geräte sichergestellt (zum Teil privat angekauft!), eine Machbarkeits- und Kostenstudie erstellt.),

„Ständige Prof. Franz Weiß-Galerie. Der weit über die Steiermark hinaus bekannte Künstler feierte am 18. Jänner 2006 seinen 85. Geburtstag. Zu diesem Anlass organisierte der Berichterstatter in Zusammenarbeit mit den Stadtgemeinden Voitsberg und Bärnbach im Rathaus der Stadt Voitsberg eine große Sonderausstellung und erstellte einen Katalog. Im Mai 2006 wurde im Volkshaus Bärnbach ein als TV-Film erstelltes Porträt des Künstlers präsentiert, zu dem der Berichterstatter verschiedene Werkbeschreibungen und Interviews lieferte. In absehbarer Zeit soll nun in der ehemaligen Volksschule Tregist bei Voitsberg eine ständige „Prof. Franz Weiß-Galerie“ (ein bereits lange Zeit gehegter Wunsch des Künstlers) eingerichtet werden. Als Vorbild für das Konzept diente dem Berichterstatter das „Werner Berg-Haus“ in Bleiburg/Kärnten.

„Bewerbung der Stadt Voitsberg um eine Landesausstellung“ (Dazu wurden Grobkonzepte für zwei mögliche Themen entwickelt und dem Land Steiermark vorgelegt.),  
„Steirisch-Slowenische Kohlenstraße“ und „Steirisch-Slowenische Glasstraße“. (In Zusammenarbeit mit dem EU-Regionalbüro Voitsberg sowie dem Regionalen Entwicklungsverband und dem Tourismusverband wurden Konzepte für diese „grenzüberschreitenden Themenwege“ entwickelt. Die „Kohlenstraße“ könnte nun eventuell bald (2007/08?) verwirklicht werden.

## Ehrungen

Mit EntschlieÙung vom 24. Oktober 2001 verlieh der Herr Bundespräsident dem Berichterstatter „in Anerkennung seiner Tätigkeiten als Publizist, Historiker und Volkskundler“ den Berufstitel „Professor“, am 19. Oktober 2003 erfolgte die Überreichung der von der Landeskammer für Land- und Forstwirtschaft verliehenen „Kammermedaille in Bronze“, am 25. November 2005 die Verleihung des „Josef Krainer-Heimatpreises“, am 4. Dezember 2006 die Ernennung zum „Ehrenhauer“ des Bergbaues Oberdorf und am 4. Mai 2007 die Überreichung einer Auszeichnung des Steirischen Volksbildungswerkes für besondere Verdienste im Bereich der Erwachsenenbildung.

# Kumberg. Das Werden einer Kulturlandschaft

von Andrea Menguser

Unter diesem Titel *Kumberg. Das Werden einer Kulturlandschaft* wurde am 8. Dezember 2006 die Geschichte der Marktgemeinde Kumberg präsentiert. Die Erstellung dieses Werkes beschäftigte die Autoren viele Jahre hindurch, Dr. Heinrich Purkarthofer verfolgte die Geschichte von Kumberg von seinen frühesten Anfängen bis ins 19. Jahrhundert. Diese siedlungsgeschichtlich wertvolle historische Arbeit konnte nach seinem plötzlichen Tod im Jahr 2005 von der Marktgemeinde Kumberg aus dem Nachlass erstanden werden. Die Berichterstatteerin, beauftragt mit der Erarbeitung der Geschichte ab 1850, führte die beiden von der Thematik sehr unterschiedlich erarbeiteten historischen Dokumente in einem Werk zusammen und vervollständigte die Chronik mit einer umfangreichen Bilddokumentation.

Das Werk wurde auf einer fundierten Quellenarbeit unter Miteinbeziehung von Siedlungs- und Fluranalyse, Namenskunde und Rekonstruktion aller bisher nicht lokalisierter Flur- und Siedlungsnamen erarbeitet. Der Inhalt gliedert sich in die „Geschichte einer Gemeinde im Schöcklvorland von den Anfängen bis zur Aufhebung der Grunduntertänigkeit“ und die „Geschichte der politischen Gemeinde Kumberg 1850-2006“. Vervollständigt wird das 936 Seiten umfassende Werk durch ein historisches Häuserbuch und eine umfangreiche Bilddokumentation.

Die Chronik soll nicht nur eine Darstellung der Geschichte eines Gemeinwesen und seiner Bewohner sein, es ist vielmehr eine große Spurensuche, aus der sich allgemein Gültiges unter anderem für die steirische Siedlungsgeschichte, Ortsnamenskunde und Geschichte des steirischen Bauerntums ableiten lässt.

Heinrich Purkarthofer beschäftigte sich mit der Siedlungsgeschichte der Gemeinde Kumberg und seiner Ortsteile. In seiner Vorbemerkung wird der Ansatz der siedlungsgeschichtlichen Erforschung eines Ortes und im speziellen Kumbergs sehr ausführlich besprochen. Von einem Naturland zu einer Kulturlandschaft beschreibt die Schritte der Besiedlung und die Ergebnisse der siedlungsgeschichtlichen Untersuchungen.

Die Erstnennung von Kumberg erfolgt in einer Urkunde des Jahres 1073, hier wird unter den Besitzungen des Benediktinerstiftes Rott am Inn in Bayern auch das Gut in der Mark, in der Nähe des Flusses Raab, *Chuniberge*, mit seinen „Zugehörungen“ angeführt. Es besteht kein Zweifel, dass damit Kumberg gemeint ist, es besteht aber auch kein Zweifel mehr, dass diese Urkunde die Kaiser Friedrich II. ausgestellt haben soll, eine Fälschung ist.

Kumberg im Besitz des Stiftes Seckau, in weiterer Folge der Verkauf des Kumberger Gutes. Als 1529 bei der sogenannten Quart zur Finanzierung der Türkenabwehr die geistlichen Grundherren ein Viertel ihres Besitzes zwangsweise verkaufen mussten, nützte dies Dr. Georg Cecian Kuenpacher um das Kumberger Gut zu kaufen. Er gilt auch als Erbauer einer wehrhaften Anlage im Bereich des heutigen Schlosses Kainberg, dessen Geschichte und Grundherren sehr ausführlich beschrieben sind. Von den Kainbergs bis zu den Grafen von Wimpfen, die 1848 den Besitz gekauft haben und noch heute Eigentümer des Schlosses Kainberg sind.

Die kirchlichen Verhältnisse Sankt Stefan in Kumberg dokumentiert die Eigenkirche und alte Pfarre sowie die Entwicklung in der Neuzeit. Im Jahr 1197 wird das Gotteshaus in Kumberg erstmals schrift-

lich erwähnt. Die Entwicklung des religiösen Lebens erfuhr im 18. Jahrhundert in Kumberg einen Höhepunkt. Der Bau der heutigen Pfarrkirche wurde im Jahr 1700 vollendet.

Was bedeutete es Untertan zu sein? Die wirtschaftlichen Verhältnisse – die Rechte, der Grundzins, den die Bauern zu leisten hatten – wird in vielen Beispielen aus dem Gebiet von Kumberg belegt. Wirtschaftsformen und Ernteerträge, das Gebiet um Kumberg wurde auch als „Kornkammer von Graz“ bezeichnet. Aus den Inventaren konnten die Geräte bzw. die Feldfrüchte erarbeitet werden. Weiters werden die Viehzucht und ihre Nebenprodukte, der Weinbau, der Handel, das Handwerk, die Wirtshäuser, die Mühlen, die Schmieden und die Gewerbebetriebe beschrieben.

Der Übergang zur politischen Gemeinde „Kumberg im Wandel“ beschreibt die Entwicklung der Verwaltungsgemeinde nach 1848. Dieses Kapitel beinhaltet Aufzeichnungen von Zeitbildern aus dem Alltagsleben der Bevölkerung, die bis heute unbeachtet im Gemeindearchiv verwahrt wurden.

Ein umfassender Abschnitt beschäftigt sich mit den Wirren der Weltkriege und der Zwischenkriegszeit, welche auch in Kumberg ihre Spuren hinterlassen haben. Ein Zeitdokument stellt das „Kumberger Rundschreiben“ dar, welches wöchentlich seit dem Jahr 1936 die Ereignisse des Gemeindelebens aufzeichnete. Die Geschichte der letzten Jahrzehnte ist geprägt durch die Gemeindevorstände, speziell nach dem 2. Weltkrieg bis zur Markterhebung und Wappenverleihung, ein wichtiger Einschnitt in der Geschichte von Kumberg 1964/65. Dazu gehört die Errichtung der Infrastruktur und der Wirtschaftsbetriebe die heute ihren Standort in Kumberg haben. Öffentliche Einrichtungen und Institutionen, die ihren Beginn am Ende des 19. bzw. Anfang des 20. Jahrhunderts hatten, z. B. die Gendarmerie bzw. Polizei (1898-1903; 1912 wieder errichtet); die Post (seit 1857 Botengänge, seit 1874 Postamt); die Raiffeisenbank (seit 1896) oder wie sie bei ihrer Gründung hieß Vorschusskassenverein der Pfarrgemeinde Kumberg wurde zur Bankstelle Kumberg; die Feiwilligen Feuerwehren der Gemeinde Kumberg, wozu auch Hart Albersdorf (bis 2004 stand ihr Rüsthaus auf dem Gemeindegebiet von Kumberg).

Die zwei Volksschulen und Kindergärten der Gemeinde, sowie eine große Anzahl von Kultureinrichtungen, allen voran der Marktmusikverein Kumberg. Ein großes Kapitel widmet sich auch den vielen ehrenamtlich geführten Vereinen der Gemeinde. Und schließlich als Abschluss der Chronik ein historisch fundiertes Häuserbuch, welches jede Liegenschaft der Gemeinde beinhaltet.

# Tätigkeitsbericht 2000 – 2004

von Ursula Schachinger

Meine Haupttätigkeit der Periode 2000 bis 2004 umfasste die Aufarbeitung und Auswertung aller in der Steiermark gefundenen antiken Münzen.

Damit sollte quasi symbolisch an das Werk von Friedrich Pichler, der seit 1861 am Joanneum tätig war und in seiner „Archäologischen Karte der Steiermark“ sowie in seinem „Repertorium der steirischen Münzkunde“ den damals aktuellen Stand antiker Münzfunde auf dem Boden der (damaligen) Steiermark zu Papier gebracht hatte,<sup>1</sup> angeschlossen werden. Symbolisch deshalb, da in der Zwischenzeit (von fast 150 Jahren) „Unmengen“ antiker Münzen gefunden worden sind, von denen Pichler freilich noch keine Kenntnis besaß – Flavia Solva, die einzige Römerstadt auf steirischem Boden und Hauptlieferant an Münzfunden, war damals noch nicht entdeckt. Pichlers Fundevidenzen wurden selbstverständlich mit aufgenommen und neu aufbereitet, sie machen allerdings nur einen Anteil von fünf Prozent der aktuellen Gesamtmenge aus. Außerdem wurde aufgrund modernster technischer Rahmenbedingungen ein neues Erfassungssystem für Fundmünzen – in Zusammenarbeit mit der Österreichischen Akademie der Wissenschaften – generiert, sowie eine völlig neue Methodik der Auswertung von Münzfunden entwickelt.



*Sog. Silberner Reiter. Ducaton, Provinz Niederlande, Utrecht 1661 (Durchmesser: 42,5 mm)*

Als Korrespondentin beantwortete ich Fragen zu Sammlungs- oder Fundmünzen aller Art (von der Antike bis in die Neuzeit) und gab Auskunft zu Reinigung und Konservierung.

So landeten nicht nur zahlreiche steirische Fundmünzen auf meinem Tisch, sondern gelangten auch immer wieder Anfragen – oft über Umwege – an mich, wie der Friesacher Pfennig vom Kuruzzenkogel oder zahlreiches Material aus dem Ausseerland und nicht zu vergessen der sog. Silberne Reiter aus Grafendorf, um nur einige Beispiele anzuführen.

Mit Freude und Engagement führe ich meine Tätigkeit als Numismatikerin nach dem Leitsatz Robert Göbels („Es gibt keine unbestimmbare Münze.“) in der Steiermark weiter und lege großen Wert auf die Einordnung der einzelnen Stücke in einen größeren geldhistorischen Rahmen, da Numismatik mehr ist, als bloßes Nachschlagen und Auffinden von Münzen in diversen Sammlungskatalogen.

<sup>1</sup> Friedrich Pichler, Repertorium der steirischen Münzfunde, Band I: Die keltischen und consularen Münzen der Steiermark. Mit einer Einteilung über die Pflege der Numismatik im Lande. Graz 1865; Ders., Repertorium der steirischen Münzfunde, Band II: Die Münzen der römischen und byzantinischen Kaiser in der Steiermark. Graz 1867; Ders., Text zur archäologischen Karte von Steiermark. Graz 1879.

# Bericht über die Tätigkeit im Bereich Straden (Bezirk Radkersburg)

von Christa Schillinger

Das Jahr 2002 stand im Zeichen der Forschung für den Komponisten und Hofmusiker Prof. Josef Schantl, dessen 100. Todestag in Straden feierlich begangen wurde. Mir oblag dabei die Erforschung der Familiengeschichte Schantl in Straden und im benachbarten Krusdorf. Anzumerken ist, dass in der bisherigen Literatur zur Familie Schantl falsche Daten publiziert sind, die auf Verwechslungen zwischen gleichnamigen, aber verschiedenen Familienzweigen angehörenden Personen zurückzuführen sind. Veröffentlicht wurden die Ergebnisse zum einen in Heft 8 der von Josef Pöschl herausgegebenen „Neue österreichische Jagdmusik“<sup>1</sup> bzw. in einer Publikation des Museums im Troadkostn zu Giem.<sup>2</sup>

Für das Jahr 2004 gestaltete ich 2003 erstmals einen Kalender „Straden in historischen Ansichten“, der von einem oberösterreichischen Verlag produziert wird. Während im Jahr 2004 frei nach dem griechischen Philosophen Demokrit „Ein Leben ohne Fest ist wie ein langer Weg ohne Einkehr“ Brauchtum im Jahreslauf dokumentiert wurde, enthält der Kalender 2005 unter dem Motto „Es war einmal ... Straden“ zwölf Aufnahmen, die es in dieser Form heute nicht mehr gibt. 2006 erschien der Kalender „Kriegsende, Besatzung und Wiederaufbau 1945-1955“, nach dem Motto aus der Feder eines Abgeordneten der britischen Militärregierung für Österreich: „... but they are struggling to rebuild“ – „... aber sie arbeiten hart daran, alles wieder aufzubauen“. Das Jahr 2007 wurde dem Jubiläum „60 Jahre Theater in Straden“ gewidmet. Erhältlich sind die Kalender mit großformatigen Bildern aus den letzten 100 Jahren jeweils im Marktgemeindeamt Straden.

Im Juli 2004 konnte in Hof bei Straden die neue Ortschronik von Hof bei Straden präsentiert werden. Unter Mitarbeit von Franz Josef Schober für die Zeitgeschichte und der Gemeinde Hof für das Vereinsleben und die jüngste Gemeindeggeschichte entstand auf 223 Seiten ein Porträt der seit 1968 in dieser Form bestehenden Gemeinde Hof. Wesentlicher Schwerpunkt der Arbeit war die Darstellung der Geschichte des Johannisbrunnens, eines Heilwassers. In engem Zusammenhang stehen Siedlungsgeschichte und Häuserbuch. In letzterem sind nicht nur die Besitzerreihen der heutigen Häuser enthalten, sondern auch die der verschwundenen Anwesen. Dass das religiöse Leben in den einzelnen Dörfern der Gemeinde Hof sehr ausgeprägt war, beweisen neben 11 Priestern aus der Gemeinde sechs Kapellen, sieben steinerne Bildstöcke (darunter ein spätgotischer Tabernakelpfeiler in Hof-Dorf) sowie 23 Holzkreuze. Dem Handwerks- und Gewerbeleben ist ein eigener Abschnitt gewidmet, worin sämtliche zur Verfügung stehende Quellen ausgewertet wurden. Natürlich dürfen auch Vereine, Sagen, Brauchtum und Originale nicht fehlen.<sup>3</sup>

Im Gedenkjahr 2005 konnte meine Abhandlung über den in den letzten Kriegstagen 1945 umgekommenen Stradener Arzt Dr. Ludwig Orosel fertiggestellt werden.<sup>4</sup> Dr. Ludwig Orosel wurde

1 Christa Schillinger, Die Familie Schantl in Straden/Krusdorf. In: Josef Pöschl (Hg.), Neue österreichische Jagdmusik, Hft. 8

(= Zum 100. Todesjahr von Josef Schantl (1842-1902), einem Jagdhornkomponisten der ersten Stunde). Gratkorn 2002, 6-9.

2 Christa Schillinger, Josef Schantl (1842-1902). Hofhornist und Komponist. In: Johann Prassl (Hg.), Von vielen etwas! Teil III: Südoststeirische Lieder, Musik, Literatur und Theater. Untergiem 2002, 111-115.

3 Christa Schillinger (Hg.), Ortschronik Hof bei Straden. Hof 2004.

4 Christa Schillinger, Arzt und Kommunalpolitiker in Straden. Das Schicksal von Dr. Ludwig Orosel (1869-1945). In: Feldbacher Beiträge zur Heimatkunde der Südoststeiermark, Heft 9/10 (2005), 250-262.

1869 in Neuhaus/Dobrna bei Cilli/Celje geboren, studierte in Graz und kam 1904 als Distriktsarzt nach Straden. In der Zeit des Ersten Weltkrieges betätigte er sich kommunalpolitisch und war nach Kriegsende Vertreter der Großdeutschen Idee im Sinne seines Burschenschaftsbruders Dr. Franz Kamniker in Radkersburg. In seinem Haus in Straden 2 ist heute das Marktgemeindeamt untergebracht.

Wenn wir schon im „Gedankenjahr 2005“ sind: anzumerken ist, dass seit November 2004 das Österreichische Kabarettarchiv aus Graz nach Straden übersiedelte. Seit kurzer Zeit bin ich im Vorstand des Vereines zur Förderung des Österreichischen Kabarettarchivs vertreten. Im Mai 2005 wurde in der Galerie in der Kirchenmauer im Rahmen einer großen Eröffnungsgala die Ausstellung „Entwürfe für ein Grünbaummonument. Fritz Grünbaum und seine Zeit“, eine Ausstellung über den bedeutenden Kabarettisten Fritz Grünbaum, geboren 1880 in Brünn, gestorben 1941 im KZ Dachau, eröffnet. Diese Ausstellung wird im Anschluss im deutschen Kabarettarchiv in Mainz gezeigt werden. Ende September 2005 folgte die Ausstellung „Österreich wird frei. Kabarett und Unterhaltung zwischen 1945 und 1955“. Die Ausstellung „Kabarett zwischen Berlin und Wien 1900-1914“ des Jahres 2006 wird im Anschluss in Budapest und Wien gezeigt werden.

Auf Initiative der Laientheatergruppe „Straden Theater“ wurden die Theateraktivitäten in Straden seit 1945 (Texte, Fotos, Filmmaterial, Tonbänder) gesammelt und im neu aufgebauten BIM (Bücherreich im Mesnerhaus) archiviert.

Die Arbeit für die Pfarrchronik von Gnas fiel größtenteils in das Jahr 2006. Zahlreiche Archivrecherchen waren notwendig, um den historischen Teil bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts zu erstellen. Ich danke allen Mitautoren, die zum Gelingen des Buches beigetragen haben.

Nicht unerwähnt bleiben sollen die Arbeiten für den digitalen Ortsplan der Marktgemeinde Straden, der über die Homepage der Marktgemeinde Straden ([www.straden.gv.at](http://www.straden.gv.at)) abrufbar ist. Im Ortsplan sind sämtliche historische Bauten sowie Flurdenkmäler verzeichnet bzw. kann unter „Tourismus und Kultur“ auch konkret danach gesucht werden. Die Übersicht über sämtliche Häuser mit Hausnummern wird noch mit dem Häuserbuch aus der Ortschronik Straden verknüpft werden. Die bereits erstellte Datenbank über die Häuser in der Ortsbildschutzzone von Straden soll in Zukunft ebenso über Internet zugänglich sein.

Beginnend von der Geologie führen seit einiger Zeit qualitätvolle Schautafeln durch den Ort Straden. Der „Straden Rundgang“ enthält neben der Geologie Stationen zu „Straden einst und jetzt“, „Steinerne Zeugen der Vergangenheit“, „Der Stradener Kirchberg“, „Lebensgrundlagen“ und „Der Burgberg von Straden“.

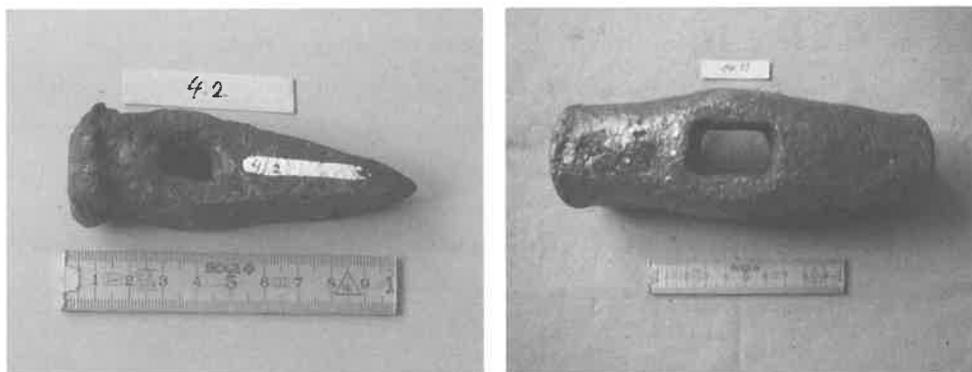
# Bericht über die Tätigkeit 2000 – 2006

von Horst Weinek

2000

Die intensive Feldforschung in den vorangegangenen Jahren auf prähistorische Montandenkmäler in Form von Kupferschmelzplätzen und dazugehörigen Bergbauen im Gebiet der Eisenerzer Alpen (Eisenerz, Radmer, Johnsbach) war Basis meines Doktoratsstudiums. Eine Vielzahl solcher Montandenkmäler konnte aufgrund geognostischem und montanistischen Wissens entdeckt werden, so dass man neben den bereits bekannten Kupfererzbezirken entlang der Grauwackenzone auch die Eisenerzer Alpen dazu zählen kann. Einer von diesen neu entdeckten ist der Kupferschmelzplatz S1 in der Eisenerzer Ramsau, der von Frau Dr. Susanne Klemm seit geraumer Zeit archäologisch untersucht wird.

Neben der Feldforschung auf Montandenkmäler habe ich mich auch mit Altwegen der 1. Generation beschäftigt, die alte Saumwege/Handelswege gewesen sein könnten. Nachdem die Täler Eisenerz, Radmer und Johnsbach südlich durch die Eisenerzer Alpen abgeschlossen sind, existieren dementsprechend alte Übergänge. So konnte über das Teicheneck ein Saumweg (Eisenweg) von Eisenerz nach Kalwang durch Funde von Eisengraupen dokumentiert werden.



*Bergeisen und Schlägel vom Steirischen Erzberg (Foto Weinek)*

2001

Nachdem es keine umfassende Beschreibung von Gezähe (Bergwerkswerkzeug) gibt, außer jene von Georg Agricola in seinem Werk „De Re Metallica Libri XII (Zwölf Bücher vom Berg- und Hüttenwesen)“ aus dem Jahr 1556 und das „Schwazer Bergbuch“, ebenfalls aus dem Jahr 1556, habe ich über 200 Stück Gezähe vom Steirischen Erzberg gesammelt und begonnen, diese zu dokumentieren, zu beschreiben, und jenen vom Erzgebirge/Deutschland, Schwaz/Tirol und solchen Einzelstücken, die in verschiedenen Aufsätzen publiziert worden sind, gegenüberzustellen. Diese umfangreiche Arbeit ist noch nicht fertig gestellt.

Im Dezember beendete ich das Doktoratsstudium mit der Promotion zum Doktor der Montanistischen Wissenschaften. Das Dissertationsthema war: „Kupfervererzung, urgeschichtlicher Kupfererzbergbau und Prospektion von montanhistorischen Bodendenkmälern in der Grauwackenzone der Eisenerzer Alpen, Raum Eisenerz-Radmer-Johnsbach, Steiermark“.

2002

Die Arbeit der Dokumentation von altem Gezähe wurde weiter geführt, sowie die Suche nach Altwegen der 1. Generation. Darüber hinaus wurde eine intensive Begehung auf der Südseite des Eisenerzer Reichensteins im Gebiet des Krumpensees und der Zölz mit dem Ziel durchgeführt, Zinnerbergbau sowie Gewinnungsstätten für Quecksilber zu suchen. Aus der Literatur und Archivalien ist bekannt, dass es in diesem Gebiet im 16. Jahrhundert Bergbau und Verhüttungsstätten gegeben hat. Es gelang neben den Bergbauen/Stollen auch eine Gewinnungsstätte für Quecksilber aus Zinner (HgS) zu finden, die sich mit einer Vielzahl von Keramik dokumentierte.

2003

Eine Vielzahl von Begehungen im Raum der Eisenerzer Alpen wurde durchgeführt, deren Ergebnisse Mosaiksteinchen für die Geschichte dieses Gebietes ergaben. Die Arbeit an der Dokumentation des Gezähe sowie des Zinnerbergbaues wurde weitergeführt.

2004

Begehungen im Untersuchungsgebiet Eisenerzer Alpen sowie Weiterführung der Arbeiten an den Dokumentationen wurden durchgeführt. Bemerkenswert war der Fund eines prähistorischen Kupferschlackenplatzes auf der Hüpfingeralm, auf der Nordseite der Gesäuseberge östlich vom Sulzkarsee, den ich gemeinsam mit meinem Kollegen Mag. Dr. Josef Hasitschka gemacht habe.

Dieser Fund ist geognostisch deshalb so interessant, da der Schmelzplatz inmitten des Dachsteinkalkes (Gesäusedecke) liegt, wo normal keine Kupferkiesvererzung sein kann, die nur in älteren Schichten des so genannten Paläozoikum liegen. Es ist daher eine Abklärung der Geologie erforderlich, dessen Ergebnis sein kann, dass die alten Gesteinsschichten sehr nahe der Oberfläche sein können; Quellaustritte zeigen u. a. diese Möglichkeit an.

Im Herbst fand eine Reise in das Banater Bergland statt, die vom Verein „Südmark-Graz“ und vom Montanhistorischen Verein für Österreich veranstaltet worden ist. Der Hintergrund meiner Teilnahme bildete der Hinweis, dass im 17. und im 18. Jahrhundert auch Eisenerzer Holzknächte, Köhler und Bergleute dort hin ausgewandert sind. Um deren Namen zu eruieren, versuchte ich entsprechende Kontakte herzustellen.



*Schmelztopf für Quecksilbergewinnung  
(Foto: Weinek)*

2005

Nachdem es Hinweise aus der Bevölkerung über Schlackenfunde auf den Koderalmböden, Schattseite des Johnsbachtales, gab, wurde eine gezielte Bachprospektion angelegt. Das Ergebnis war, dass

am Koderboden 1 im Bachbett eine überaus starke Kupferschlackenstreuung vorliegt, was darauf hinweist, dass dort auch der Bergbau umgegangen sein musste. Auf dem Koderboden 3 konnte am Weg ebenfalls Streuschlacke gefunden werden, jedoch Hinweise auf einen Bergbau konnten nicht entdeckt werden. Da am Ende des Koderboden 3 ein Wasserfall vorliegt, der vom Stadelfeld herunter schießt, könnte man annehmen, dass dort oben ein Kupferbergbau bzw. Kupferschmelzplatz gewesen sein könnte; eine entsprechende Feldforschung wird geplant.

Es zeigt sich auch hier die gleiche geologische Konstellation wie auf der Hüpflingeralm. Inmitten des jungen Dachsteinkalkes ein Kupferschmelzplatz.

Der Schlackenfund auf der Pfarralm/Johnsbach konnte ebenfalls durch Bachprospektion verifiziert werden, wobei festgestellt wurde, dass entlang des Bächleins kein Schmelzplatz gefunden werden konnte. Dort, wo der Bach im Hang verschwindet (keine Quelle), konnten ebenfalls noch Schlackenstücke gefunden werden. Dies weist darauf hin, dass der Schlackenplatz/Schmelzplatz durch ein Ereignis wahrscheinlich überprägt worden ist.

Im Monat August fand eine Führung gemeinsam mit dem Kollegen Mag. Dr. Josef Hasitschka als Veranstaltung des Vereins „Nationalpark Gesäuse“ statt. Die Führung stand unter dem Motto „Auf den Spuren der Erzsucher“; Dr. Hasitschka war für die Alm- und Waldwirtschaft zuständig und ich für die Montanistik (Geologie, Prospektion, Bergbau und Verhüttung).

## 2006

In diesem Jahr wurde die Feldforschung hinsichtlich prähistorischer Bodendenkmäler in Form von Kupferschlackenplätzen im Johnsbachtale fortgesetzt. So konnte eine Schlackenstreuung am Weg zum Unteren Koderboden, vor dem Steilanstieg, gefunden werden. Ebenso einer westlich vom Wasserfall, wo unter der Felswand eine Quelle entspringt.

Die Klärung, ob das Erz von der so genannten Schattseite (gegenüberliegende Talseite) stammt, oder doch an Ort und Stelle gewonnen worden ist, soll von einem Expertenteam herbeigeführt werden. Die Anzeichen intensiver Feldbegehungen im Johnsbachtal weisen darauf hin, dass das Erz in der Nähe der Verhüttungsplätze gefunden worden ist.

### Publikationen

Horst Weinek, Der Saumweg von Eisenerz nach Kalwang über das Teicheneck. In: *res montanarum*, Zeitschrift des Montanhistorischen Vereins für Österreich 25 (2000), 28-31.

Horst Weinek, Das Mannschaftsbuch von Alois Miesbach's Steinkohlenwerk in Groß-Hollenstein an der Ybbs. In: *Ebenda*, 32-37.

Horst Weinek, Erkundung von Saumwegen im Raum Eisenerz unter zu Hilfenahme von Flurnamen. Eine Möglichkeit Feldforschung zu betreiben. In: *Ebenda* 27 (2002), 60-65.

Horst Weinek, Weisen Flurnamen, die mit der Silbe „RAM“ beginnen auf alte Kupfererzbergbaue hin? In: *Ebenda* 32 (2004), 32-36.

Horst Weinek, Prähistorische Schlackenplätze auf der Sonnseite im Johnsbachtal. Wo waren die dazugehörigen Bergbaue. In: *Ebenda* 37 (2006), 32-36.

Horst Weinek, Wasser als Führer zu montanarchäologischen Denkmälern. In: *Alpenkupfer-Rame delle Alpi* (= Der Anschnitt, Beiheft 17).

# Bericht über die Tätigkeit im Bereich Murau

von Wolfgang Wieland

Meine Tätigkeit als Korrespondent der HLK betrifft vor allem die Durchführung von Restaurierungen und Renovierungen im kirchlichen Bereich, denn seit vielen Jahren bin ich als Wirtschaftsrat der Pfarre Murau für diesen Aufgabenbereich und deren Finanzierungen zuständig.

## 2002

Filialkirche St. Ägidius (= älteste Kirche der Pfarre Murau), Innenrenovierung der Kirche und Restaurierung der Wandmalereien im Chor und Südschiff aus dem 14. und 15. Jahrhundert durch Dipl. Cons. Christian Binder, auch die Freilegung des Hochaltares, des rechten Seitenaltares und der Kanzel von braunem Ölanstrich, Festigung der mit Schablonenmalerei verzierten Holzdecke, etc., Gesamtkosten 208.000 Euro.

Versetzung des Monspergkreuzes an der Stolzalpenkreuzung in Murau und deren Dokumentierung mittels Skizze.

Pfarrarchiv Murau (Restbestände) geordnet.

Fund eines Lappenbeiles aus der frühen Bronzezeit in Murau am 23. April 2002, Dokumentation des Fundortes. Der Grundeigentümer und Finder Albert Moser widmet das Fundstück dem Stadtmuseum Murau.

## 2003-2004

Bearbeitung von mündlichen Berichten von einigen Kriegsteilnehmern.

Kriegstagebücher einiger Kriegsteilnehmer kopiert und gesammelt.

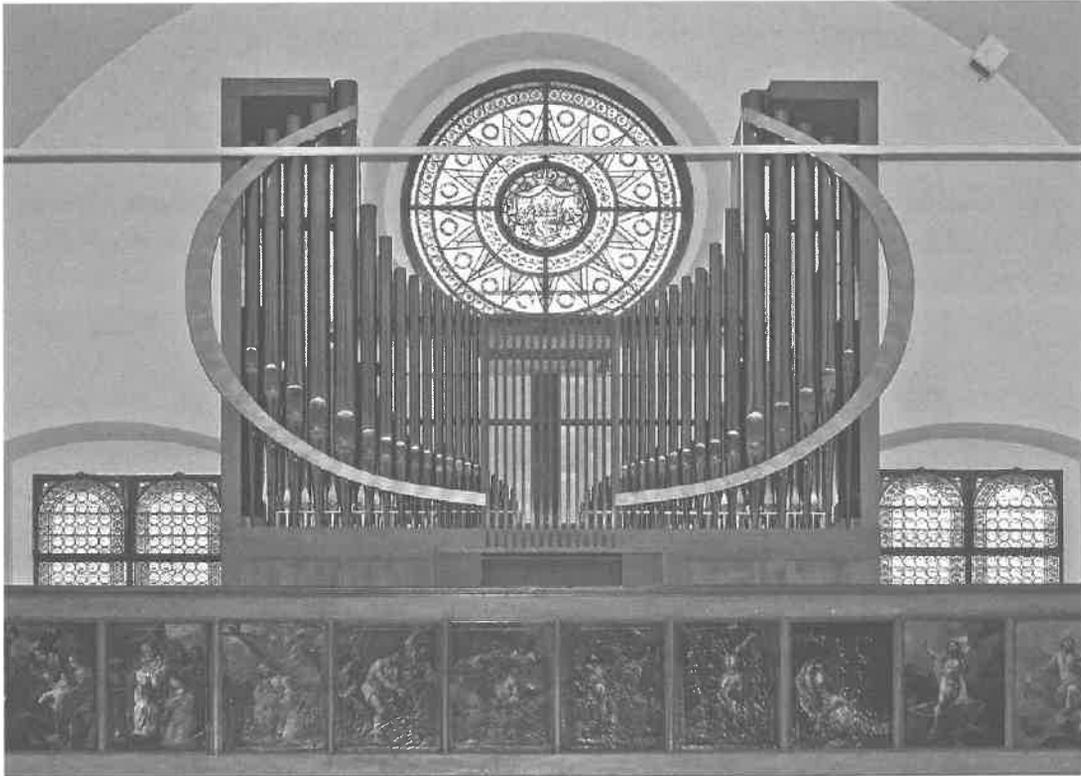
Mithilfe bzw. Erstellung einiger bäuerlicher Haus- und Hofgeschichten.

## 2004

Errichtung einer neuen Orgel mit 15 Registern für die Kapuzinerkirche durch den Orgelbauer Walter Vonbank (153.000 Euro). Die alte pneumatische Orgel aus dem Jahr 1908 war nicht mehr reparierfähig.

## 2004-2005

Renovierung der gesamten Kalvarienberganlage mit 15 Kreuzwegstationen, der sogenannten Kreuzkapelle, der Petruskapelle und der Rosaliengrotte. Der junge heimische Künstler Gernot Jungmeier aus St. Georgen ob Murau schuf eine lebensgroße liegende hl. Rosalia aus Sandstein und Johann Leitner aus St. Peter a. K. schnitzte aus Lindenholz einen lebensgroßen Leichnam Christi für das Heilige Grab. Die Gesamtkosten von 52.000 Euro wurden aus Spenden aufgebracht und 38 Murauer leisteten 650 Stunden freiwillige Arbeit.



*Die von Walter Vonbank im Jahr 2004 erbaute neue Orgel in der Kapuzinerkirche in Murau wurde dem runden Wappenfenster mit dem Wappen der Familie Schwarzenberg angepasst*

2005

Erneuerung des Turmdaches der Filialkirche St. Ägidius mit Lärchenschindeln um 9.500 Euro.  
Beginn der Außenrenovierung der St. Matthäus-Pfarrkirche Murau, geplante Gesamtkosten 500.000 Euro.

Seit einigen Jahren veröffentliche ich im „Murauer Pfarrblatt“ im Rahmen der Artikelserie „Stumme Zeugen erzählen“ bzw. „Zeichen des Glaubens“ Beiträge über Bildstöcke, Marterln und Kapellen und erörtere nach Möglichkeit das Motiv ihrer Entstehung.

In der Zeitschrift des Alten- und Pflegeheimes „Murauer Elternhaus“ informiere ich mit der Artikelserie „Murauer Straßen- und Plätzenamen erzählen“ Historisches und Wissenswertes über die Namensgebung und auch über einige bedeutende Bauten in jenem Bereich.

Mit diesen Veröffentlichungen wird der Bevölkerung in regelmäßigen Zeitabständen Detailwissen ihrer nächsten Umgebung vermittelt und damit das Geschichtsbewusstsein gefördert.

# Die KorrespondentInnen der Historischen Landeskommision

(Mitgliederstand September 2007)

- Gottfried **Allmer** (Bereich Stubenberg/Herberstein), seit 1986  
8010 Graz, Heinrichstraße 93
- VHS-Dir. Walter **Balatka** (Bereich Selzthal/Liezen), seit 1999  
8900 Selzthal 233
- Dipl.-Ing. Johann **Baumgartner** (Bereich St. Georgen ob Judenburg), seit 1989  
8756 St. Georgen ob Judenburg 17
- HS-Lehrer Herbert **Blatnik**, Leiter des Klöpfer-Museums (Bereich Eibiswald), seit 1989  
8552 Eibiswald 289
- Dr. Renate **Brodschild** (Bereich Murau), seit 1991  
8850 Murau, St. Egidi, Sonnweg 203
- Mag. Meinhard **Brunner** (Bereich Quellenedition), seit 2001  
8045 Graz, Prochaskagasse 18a/5
- OStR Mag. art. Gert **Christian** (Bereich Leibnitz), seit 1984, Silbernes Ehrenzeichen der HLK 2001  
8614 St. Jakob in der Breitenau, Bahngasse 10
- Dir. Ferdinand **Fladischer** (Bereich Denkmalschutz), seit 1989  
8650 Kindberg, Altenheimstraße 10
- Dr. Ludwig **Freidinger** (Bereich Heraldik und Sphragistik), seit 2001  
8010 Graz, Krenngasse 19a
- KR Dkfm. Dr. Helmut **Frizberg** (Bereich Wildon), seit 1970  
8410 Wildon, Marienhof
- Dr. Gerald **Fuchs** (Bereich Landesarchäologie), seit 1988  
8114 Stübing, Kleinstübing 56
- Adolf **Grabner**, FOL i. R., Leiter des Forstmuseums Silvanum (Bereich unteres Mürztal), seit 1980  
8641 St. Marein im Mürztal, Hauptstraße 54
- HR Mag. Dr. Rudolf **Grasmug** (Bereich Feldbach), seit 1980, Silbernes Ehrenzeichen der HLK 2001  
8330 Feldbach, Brückenkopfgasse 23
- OStR Mag. Gertrud **Gratzer** (Bereich Pfarre Anger), seit 1995  
8183 Floing, Lebing 14
- Dr. Volker **Hänsel** (Bereich Trautenfels), seit 1988  
8951 Pürgg-Trautenfels, Unterburg 60
- OStR Prof. Mag. Dr. Josef **Hasitschka** (Bereich Admont)  
8911 Admont, Birkenweg 89
- OStR Prof. Mag. Dr. Fritz **Huber** (Bereich Hartberg), seit 1991  
8230 Hartberg, Sparkassenplatz 2
- Dipl.-Ing. Dr. Johann **Huber** (Bereich Grafendorf), seit 1990  
8232 Grafendorf 30

- Mag. Franz **Jäger** (Bereich Aflenz und Unteres Mürztal), seit 2001  
8605 Parschlug, Hauptstraße 26
- Mag. Dr. Markus **Jeitler** (Bereich Frühgeschichte von Hartberg und Umgebung)  
8230 Hartberg, Herrengasse 18
- DI Alfred **Joham** (Bereich Leoben)  
8700 Leoben, Steigtalstr 31
- Dr. Susanne **Klemm** (Bereich Montanarchäologie), seit 2001  
1080 Wien, Lammgasse 3/12
- Franz **Kraus**, VS-Dir. i. R. (Bereich Wies), seit 1992  
8551 Wies, Aug 46
- ao.Univ.-Prof. Dr. Ingo H. **Kropač** (Bereich Weiz und Historische Fachinformatik), seit 1995  
8160 Weiz, Hugo-Wolf-Gasse 8
- Dr. Susanne **Kropač**, Stadtarchivarin in Weiz (Bereich Weiz), seit 2000  
8160 Weiz, Hugo-Wolf-Gasse 8
- Prof. Mag. Dr. Karl Albrecht **Kubinzky** (Bereich Graz), seit 1999  
8010 Graz, Neutorgasse 42
- OStR Mag. Dr. Hermann **Kurahs** (Bereich Bad Radkersburg), seit 1999  
8490 Bad Radkersburg, Am Grünanger 11
- Dr. Maria **Lackner-Kundegraber**, Kustos I. Klasse i. R. (Bereich steirische Volkskunde), seit 1975  
8042 Graz, Libellenweg 10b
- SR Titus **Lantos** (Bereich Pischelsdorf), seit 1970  
8212 Pischelsdorf, Grazer Straße 236
- Prof. Mag. Dr. Ernst **Lasnik** (Bereich Köflach/Voitsberg), seit 1986  
8570 Voitsberg, Laubgasse 30
- VS-Dir. Mag. Dr. Alois **Leitner** (Bereich Hohentauern)  
8785 Hohentauern 23
- Franz **Mandl** (Bereich Historische Almforschung im Dachsteingebiet), seit 1998  
8967 Haus im Ennstal, Raiffeisenstraße 92
- Mag. Andrea **Menguser** (Bereich Kumberg), seit 1993  
8062 Kumberg, Schmiedgraben 23
- Dr. Norbert **Müller**, Leiter des Diözesanarchives Graz (Bereich kirchliche Archive), seit 1989  
8010 Graz, Bürgergasse 2
- Obering. Wernfried **Neuper** (Bereich Oberzeiring), seit 1986  
8762 Oberzeiring, Unterzeiring 15
- Mag. Hannes **Nothnagl**, Leiter des Wintersportmuseums Mürzzuschlag (Bereich Mürzzuschlag),  
seit 1996, 8680 Mürzzuschlag, Wiener Straße 79
- Monsignore Mag. P. Benedikt **Plank** OSB, Prior des Stiftes St. Lambrecht, Stiftsarchivar  
(Bereich St. Lambrecht/Mariazell), seit 1980, 8813 St. Lambrecht-Stift
- Univ.-Doz. Dipl.-Ing. Dr. Hubert **Preßlinger** (Bereich Montangeschichte), seit 2001  
8784 Trieben, St. Lorenzen i. P. 45
- Prof. Mag. Hans Michael **Roithner** (Bereich Bad Aussee), seit 1999  
8990 Bad Aussee, Cramerpromenade 22

- Univ.-Doz. Mag. Dr. Ursula **Schachinger** (Bereich Numismatik)  
8010 Graz, Schaftalstraße 26
- Ing. Heinrich **Scherngell** (Bereich Weißkirchen), seit 1988  
8741 Weißkirchen, Judenburgerstraße 3
- Mag. Dr. Christa **Schillinger-Prassl** (Bereich Straden), seit 1999  
8345 Straden, Waasen 17
- Wilma Elsbeth **Schmidt-Högl** (Bereich Übelbachtal, Schwerpunkt Deutschfeistritz), seit 1996  
8020 Graz, Rebengasse 26
- Franz Josef **Schober** (Bereich Ratschendorf), 1986-1991 und seit 2000  
8483 Deutsch Goritz, Ratschendorf 141
- HR Mag. Karl **Schöberl**, Gymnasialdirektor i. R. (Bereich Kindberg), seit 1980  
8650 Kindberg, Hauptstraße 46
- Mag. Dr. Bernhard **Schweighofer** (Bereich Judenburg)  
8754 Thalheim, Sonnenhang 5
- Dr. Leopold **Toifl** (Bereich Steirische Wehrgeschichte)  
8010 Graz, Landeszeughaus, Schmiedgasse 34
- Dipl.-Ing. Mag. phil. Dr. techn. Gottfried **Schweizer**, Hochschul-Prof. i. R. (Bereich Frohnleiten/  
Rothleiten), seit 1993, 8130 Frohnleiten, Laufnitzgraben 13
- Peter **Stauder**, HS-Dir. i.R. (Bereich Ehrenhausen), seit 2001  
8461 Ehrenhausen 249
- Ass.-Prof. Dr. Eduard **Staudinger** (Bereich Zeitgeschichte), seit 1995  
8430 Leibnitz, Albrecht-Dürer-Gasse 7
- Dr. Johann **Tomaschek**, Stiftsarchivar (Bereich Admont), seit 1988  
8911 Admont, Garbenteichring 345
- Dr. theol. Oskar **Veselsky**, Stadtpfarrer in Leoben (Bereich Leoben), seit 1991  
1030 Wien, Apostelgasse 3/3
- Dipl.-Ing. Dr. mont. Horst **Weinek**, Berginspektor i. R. (Bereich Eisenerz), seit 1994  
8790 Eisenerz, Dorffeld 4
- Wolfgang **Wieland**, Leiter der Schwarzenbergischen Archive i. R. (Bereich Murau), seit 1980  
8850 Murau, Valentin-Bauer-Gasse 21
- Prof. Mag. Dr. Johannes **Zeilinger** (Bereich Krieglach/Wartberg), seit 1995  
8670 Krieglach, Fresnitzer Straße 40

# Publikationen der Historischen Landeskommission für Steiermark

## Veröffentlichungen der Historischen Landeskommission für Steiermark, Arbeiten zur Quellenkunde

(bis 1969: Veröffentlichungen der Historischen Landeskommission für Steiermark)

- |    |   |      |
|----|---|------|
| 22 | Johann LOSERTH, Das Archiv des Hauses Stubenberg. 1906  | € 4  |
| 24 | Johann LOSERTH, Bericht über die Ergebnisse einer Studienreise in die Archive von Linz und Steyregg mit einem Anhang von Urkundenauszügen. 1907   | € 1  |
| 26 | Johann LOSERTH, Das Archiv des Hauses Stubenberg. Supplement: Das Archiv Gutenberg. 1908 (nur mit Bd. XXII.)  | € 1  |
| 28 | Johann LOSERTH, Das Archiv des Hauses Stubenberg (Supplement II). Archivregister von Wurmberg aus den Jahren 1498 und 1543 nebst einem Wurmberger Schloßinventar von 1525. 1911   | € 1  |
| 32 | Alois LANG, Die Salzburger Lehen in Steiermark bis 1520. III. Teil: Die beiden ältesten Bände der erzbischöflichen Salzburger Lehenbücher unter Erzb. Pilgrim II. v. Puchheim, 1365–1396, und Erzb. Eberhard IV. v. Starhemberg, 1427–1429. Mit Anhang 1595ff. (Salzburg) und 1716 (Seckau). 1947 | € 1  |
| 33 | Hans PIRCHEGGER und Otto DUNGERN, Urkundenbuch des Herzogtumes Steiermark. Ergänzungsheft zu den Bänden I–III. 1949   | € 2  |
| 34 | Otto LAMPRECHT, Die Wüstungen im Raume Spielfeld-Radkersburg. 1953  | € 4  |
| 35 | Ekkehard WEBER, Die römischen Inschriften der Steiermark. 1969  | € 7  |
| 36 | Ferdinand HAUPTMANN, Milan VASIC, Alia POLIMAC und Rüdiger MALLI, Die türkische Wiedereroberung von Belgrad 1739. Die Reichschronik Mehmed Subhis 1737–1739 aus dem Steiermärkischen Landesarchiv Graz. 1987  | € 3  |
| 38 | Johann RAINER, Du glückliches Österreich heirate. Die Hochzeit der innerösterreichischen Prinzessin Margarethe mit König Philipp III. von Spanien 1598/99. 1998   | € 5  |
| 39 | Ilse M. FASOL-BOLTZMANN und Walter HÖFLECHNER, Ludwig Boltzmann. Vorlesungen über Experimentalphysik in Graz. 1998 (ADEVA – Akademische Druck- und Verlagsanstalt Graz)   | € 53 |

## Forschungen zur geschichtlichen Landeskunde der Steiermark

(bis 1958: Forschungen zur Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte der Steiermark)

- |      |  |     |
|------|--|-----|
| 11,2 | Franz von MENSI, Geschichte der direkten Steuern in Steiermark bis zum Regierungsantritt Maria Theresias. 3. Bd., 3. Teil. 1936  | € 5 |
| 11,3 | Anton KERN, Ein Kampf ums Recht. Grundherren und Weinbauern in der Steiermark im 16. und 17. Jahrhundert. Eine sozialpolitische Studie. 1941                               | € 1 |
| 13   | Hans PIRCHEGGER, Landesfürst und Adel in Steiermark während des Mittelalters. 2. Teil: Die Stubenberger, ihre Zweige, ihr Besitz und ihre bedeutendsten Dienstmannen. 1955 | € 4 |
| 14   | P. Othmar WONISCH, Die Zugehörigkeit des Graslupptales zu Steiermark oder Kärnten. 1956  | € 2 |

- 15 Karl EDER, Die landesfürstliche Visitation von 1544/1545 in der Steiermark. 1955 € 1
- 16 Hans PIRCHEGGER, Landesfürst und Adel in Steiermark während des Mittelalters. 3. Teil. 1958 € 3
- 17 Viktor THEISS, Leben und Wirken Erzherzog Johanns. 1. Bd., 2. Lief.: Im Kampfe um Österreichs Freiheit (1806–1809). 1963 € 5
- 19 P. Othmar WONISCH, Die vorbarocke Kunstentwicklung der Mariazeller Gnadenkirche. Dargestellt im Lichte der Geschichte, der Legenden und Mirakel. 1960 € 3
- 20 Odilo HABERLEITNER, Handwerk in Steiermark und Kärnten vom Mittelalter bis 1850. 1962 € 2
- 21 Karl EDER, Der steirische Landeshauptmann Siegmund von Dietrichstein (1480–1533). Beiträge zu seiner Biographie. Mit einer Würdigung Karl Eders von Alexander NOVOTNY, neu hrsg. von Helmut J. MEZLER-ANDELBERG. 1963 € 2
- 22 Johann ANDRITSCH, Studenten und Lehrer aus Ungarn und Siebenbürgen an der Universität Graz (1586–1782). Ein personengeschichtlicher Beitrag zur Geschichte der Karl-Franzens-Universität in der Jesuitenperiode. 1965 € 3
- 23 Othmar PICKL, Das älteste Geschäftsbuch Österreichs. Die Gewölberegister der Wiener Neustädter Firma Alexius Funck (1516 bis ca. 1538) und verwandtes Material zur Geschichte des steirischen Handels im 15./16. Jahrhundert. 1966 € 5
- 24 Othmar PICKL (Hg.), Beiträge zur Geschichte der Industrialisierung des Südostalpenraumes im 19. Jahrhundert. 1970 € 1
- 25 Fritz SCHNEITER, Agrargeschichte der Brandwirtschaft. 1970 € 2
- 27 Berthold SUTTER, Die Steiermark im 16. Jahrhundert. Beiträge zur landeskundlichen Forschung. 1979 € 2
- 28 Herwig EBNER (Hg.), Beiträge zur Burgen- und Herrschaftsgeschichte sowie zur Genealogie obersteirischer Adelsfamilien. 1974 € 2
- 29 Paul W. ROTH, Die Glaserzeugung in der Steiermark von den Anfängen bis 1913. Modell der Geschichte eines Industriezweiges. 1976 € 4
- 30 Johann RAINER und Sabine WEIß, Die Visitation steirischer Klöster und Pfarren im Jahre 1581. 1977 € 1
- 31 Manfred STRAKA, Verwaltungsgrenzen und Bevölkerungsentwicklung in der Steiermark 1770–1850. Erläuterungen zur ersten Lieferung des Historischen Atlases der Steiermark. 1978. € 4  
Dazu unter demselben Titel: Manfred STRAKA, Historischer Atlas der Steiermark: Erste Lieferung, 10 Kartenblätter in Mappe. 1978 € 7
- 32 Helfried VALENTINITSCH, Das landesfürstliche Quecksilberbergwerk Idria 1575–1659. Produktion – Technik – rechtliche und soziale Verhältnisse – Betriebsbedarf – Quecksilberhandel. 1981 € 4
- 34 Helmut LACKNER, Der soziale Wohnbau in der Steiermark 1938–1945. 1984 € 2
- 35 Othmar PICKL (Hg.), Robert F. HAUSMANN (Red.), 800 Jahre Steiermark und Österreich 1192–1992. Der Beitrag der Steiermark zu Österreichs Größe. 1992 € 15
- 36 Othmar PICKL (Hg.), Robert F. HAUSMANN (Red.), 100 Jahre Historische Landeskommission für Steiermark. Bausteine zur Historiographie der Steiermark. 1992 € 4
- 37 Gernot Peter OBERSTEINER, Theresianische Verwaltungsreformen im Herzogtum Steiermark. Die Repräsentation und Kammer (1749–1763) als neue Landesbehörde des aufgeklärten Absolutismus. 1994 € 7
- 38 Siegfried BEER (Hg.), Die britische Steiermark 1945–1955. 1995 € 11
- 39 Elisabeth ERNST, Tabak in der Steiermark. Von den Anfängen eines Genußmittels bis zur industriellen Produktion in Fürstenfeld. 1996 € 8

- |    |  |          |
|----|--|----------|
| 40 | Herbert RAMPLER, Evangelische Pfarrer und Pfarrerinnen der Steiermark seit dem Toleranzpatent. Ein Beitrag zur österreichischen Presbyteriologie. 1998               | € 8      |
| 41 | Hilde HARRER, Grazer Radfahrvereine 1882–1900. Ein Beitrag zur Geschichte des steirischen Radfahrwesens. 1998  | € 7      |
| 42 | Festschrift Gerhard Pferschy zum 70. Geburtstag. Redigiert von Gernot Peter OBERSTEINER unter Mitarbeit von Peter WIESFLECKER. 2000                                  | € 35     |
| 43 | Othmar PICKL (Hg.), Die Europapolitik Innerösterreichs um 1598 und die EU-Politik Österreichs 1998. 2003   | € 10     |
| 45 | Dieter KNALL, Aus der Heimat gedrängt. Letzte Zwangsumsiedlungen steirischer Protestanten nach Siebenbürgen unter Maria Theresia. 2002                               | € 27     |
| 46 | Norbert WEISS, Das Städtewesen der ehemaligen Untersteiermark im Mittelalter. Vergleichende Analyse von Quellen zur Rechts-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte. 2002 | € 19     |
| 47 | Othmar PICKL (Hg.), Wallfahrten der Völker des Donauraumes nach Mariazell. Referate der Internationalen Donaukonferenz 2003 vom 3./4. Dezember 2003 in Graz. 2004    | € 10     |
| 48 | Diether KRAMER (Hg.), Weitscharwar / Bajcsa-Vár. Auf Sand gebaut. Eine steirische Festung in Ungarn. 2005  | € 8      |
| 49 | Ursula SCHACHINGER, Der antike Münzumschlag in der Steiermark. Wien 2006 (Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften)                                   | € 103,20 |

### Quellen zur geschichtlichen Landeskunde der Steiermark

(bis 1958: Quellen zur Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte der Steiermark)

- |    |  |     |
|----|--|-----|
| 1  | Anton MELL und Hans PIRCHEGGER, Steirische Gerichtsbeschreibungen. Als Quellen zum Historischen Atlas der österreichischen Alpenländer. 1914   | € 4 |
| 3  | Burkhard SEUFFERT und Gottfriede KOGLER, Die ältesten steirischen Landtagsakten 1396–1519. I. Teil: 1396–1452. 1953  | € 4 |
| 6  | Hermann WIESFLECKER unter Mitarbeit von Roland SCHÄFFER und Max ZECHNER, bearbeitet von Annelies REDIK, Regesten des Herzogtums Steiermark. I. Bd.: 1308–1319, 1. Lieferung. 1976                      | € 5 |
| 7  | Helmut J. MEZLER-ANDELBERG unter Mitarbeit von Ileana SCHWARZKOGLER, bearbeitet von Annelies REDIK, Regesten des Herzogtums Steiermark, Registerband zur 1. Lieferung (1308–1319). 1985                | € 2 |
| 9  | Ferdinand HUTZ, Die Weiheregister der Seckauer Bischöfe vor der Reformation 1425–1507. 1988  | € 5 |
| 10 | Ferdinand HUTZ, Das Weiheregister des Lavanter Bischofs Leonhard Peurl 1509–1536. 1994   | € 5 |
| 11 | Oskar VESELSKY, Die Konsekrationsberichte aus den Ordinations- und Konsekrationsprotokollen der Bischöfe von Lavant im 16. Jahrhundert. 1997   | € 5 |
| 12 | Karl AMON, Die Salzburger Archidiakonenvisitation von 1523–1525 in der Steiermark. 1993  | € 5 |
| 13 | Anton ALBRECHER, Die landesfürstliche Visitation und Inquisition von 1528 in der Steiermark. Edition der Texte und Darstellung der Aussagen über die kirchlichen Zustände 1997                         | € 5 |
| 14 | Rudolf Karl HÖFER, Die landesfürstliche Visitation der Pfarren und Klöster in der Steiermark in den Jahren 1544/1545. Edition der Texte und Darstellung zu Nachrichten über das kirchliche Leben. 1992 | € 5 |

- |    |   |      |
|----|---|------|
| 15 | Karl MITTERSCHIFFTHALER, Das Musikarchiv des Stiftes Vorau. Die Drucke. 2000  | € 5  |
| 16 | Johann ANDRITSCH, Rechtsquellen zur Geschichte der Stadt Judenburg. 2001  | € 5  |
| 17 | Ferdinand HUTZ, Das Weiheregister des Lavanter Bischofs Dr. Philipp Renner 1534–1553. 2002  | € 5  |
| 18 | Norbert WEISS, Die älteste weltliche Urbarhandschrift der Steiermark. Der Besitz der steirischen Liechtensteiner im 14. Jahrhundert. 2005 | € 10 |
| 19 | Johann RAINER, Innerösterreich betreffende Quellen aus den Inquisitionsarchiven in Rom und Udine. 2004                                    | € 10 |
| 20 | Oskar VESELSKY, Das Konsekrationsprotokoll des Bischofs Berthold Pürstinger von Chiemsee. 2005  | € 10 |

### Forschungen und Darstellungen zur Geschichte des Steiermärkischen Landtages

- |   |  |     |
|---|--|-----|
| 1 | Günther R. BURKERT, Landesfürst und Stände. Karl V., Ferdinand I. und die österreichischen Erbländer im Ringen um Gesamtstaat und Landesinteressen. 1987 | € 7 |
|---|--|-----|

### Geschichte der Steiermark

- |    |   |      |
|----|---|------|
| 10 | Joseph F. DESPUT (Hg.), Vom Bundesland zur europäischen Region. Die Steiermark von 1945 bis heute. 2004 | € 48 |
|----|---|------|

### Berichte der Historischen Landeskommision für Steiermark

- |       |   |     |
|-------|---|-----|
| XVII  | Othmar PICKL (Hg.), XVII. Bericht der Historischen Landeskommision für Steiermark über die 11. Geschäftsperiode 1956–1961. 1961   | € 1 |
| XVIII | Othmar PICKL (Hg.), XVIII. Bericht der Historischen Landeskommision für Steiermark. Festschrift 75 Jahre Historische Landeskommision für Steiermark (1892–1967). 1967   | € 1 |
| XIX   | Othmar PICKL (Hg.), XIX. Bericht der Historischen Landeskommision für Steiermark über die 13. Geschäftsperiode (1967–1971). 1972  | € 1 |
| XX    | Othmar PICKL (Hg.), XX. Bericht der Historischen Landeskommision für Steiermark über die 14. Geschäftsperiode (1972–1976). 1977   | € 1 |
| XXI   | Othmar PICKL (Hg.), XXI. Bericht der Historischen Landeskommision für Steiermark über die 15. Geschäftsperiode (1977–1981). 1982  | € 1 |
| XXII  | Othmar PICKL (Hg.), Robert F. HAUSMANN (Red.), XXII. Bericht der Historischen Landeskommision für Steiermark über die 16. Geschäftsperiode (1982–1986). 1988  | € 1 |
| XXIII | Othmar PICKL (Hg.), Robert F. HAUSMANN (Red.), XXIII. Bericht der Historischen Landeskommision für Steiermark über die 17. Geschäftsperiode (1987–1991) und Bericht über das Jubiläum 100 Jahre HLK 1892–1992. 1993 | € 2 |
| XXIV  | Othmar PICKL (Hg.), Robert F. HAUSMANN (Red.), XXIV. Bericht der Historischen Landeskommision für Steiermark über die 18. Geschäftsperiode (1992–1994). 1995  | € 3 |
| XXV   | Othmar PICKL (Hg.), Robert F. HAUSMANN (Red.), XXV. Bericht der Historischen Landeskommision für Steiermark über die 19. Geschäftsperiode (1995–1999) und den Festakt sowie die Kepler-Gedenkfeier 2000. 2000       | € 3 |

XXVI Othmar PICKL (Hg.), Meinhard BRUNNER (Red.), XXVI. Bericht der Historischen Landeskommission für Steiermark über die 20. Geschäftsperiode (2000–2004) und die Kommissionstätigkeit bis September 2005. 2005 € 3

Mitteilungsblatt der Korrespondenten der Historischen Landeskommission für Steiermark

- 2 Othmar PICKL (Hg.), Robert F. HAUSMANN (Red.), Mitteilungsblatt der Korrespondenten der Historischen Landeskommission für Steiermark. 1989 € 1
- 3 Othmar PICKL (Hg.), Robert F. HAUSMANN (Red.), Mitteilungsblatt der Korrespondenten der Historischen Landeskommission für Steiermark. 1990 € 2
- 4 Robert F. HAUSMANN und Othmar PICKL (Hg.), Mitteilungsblatt der Korrespondenten der Historischen Landeskommission für Steiermark (Festschrift 25 Jahre Korrespondenten 1966–1991). 1991 € 2
- 5 Robert F. HAUSMANN (Hg.), Mitteilungsblatt der Korrespondenten der Historischen Landeskommission für Steiermark. 1994 € 2
- 6 Robert F. HAUSMANN (Hg.), Mitteilungsblatt der Korrespondenten der Historischen Landeskommission für Steiermark. 1999 € 2
- 7 Robert F. HAUSMANN (Hg.), Mitteilungsblatt der Korrespondenten der Historischen Landeskommission für Steiermark. 35 Jahre Korrespondenten-Institution der Historischen Landeskommission. 2001 € 2
- 8 Robert F. HAUSMANN (Hg.), Mitteilungsblatt der Korrespondenten der Historischen Landeskommission für Steiermark. 2002 € 2



